

Hägendörfer Jahrringe 2016

Hägendörfer Jahrringe 2016

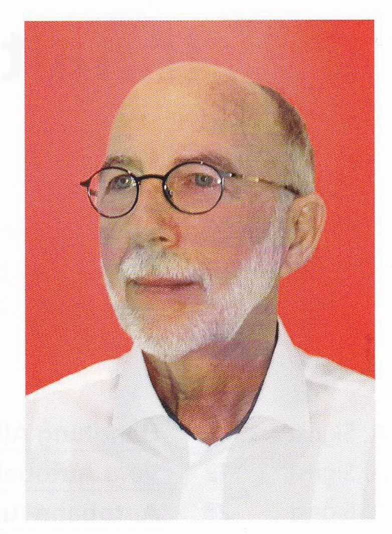
Bilder einer Gemeinde
und ihrer Bewohner
aus Vergangenheit
und Gegenwart

Heft 7
erarbeitet und herausgegeben
von Hans A. Sigrist

Lektorat: Martin Ed. Fischer, Olten
Gestaltung: Josef Rippstein, Gestalter, Hägendorf
Layout, Text-Bildbearbeitung: Vogt-Schild Druck AG, Derendingen
Druck: Vogt-Schild Druck AG, Derendingen

Inhalt

Dank


Hans A. Sigrist

Der Weg von der Idee für einen Jahrring-Artikel bis zum fertigen Text und zum gedruckten Heft mit siebzehn illustrierten Beiträgen ist lang. Viele Personen haben in unterschiedlicher Weise zum Gelingen der vorliegenden Publikation beigetragen. Ihnen allen bin ich zu Dank verpflichtet. Die Autoren tragen mit ihren Arbeiten zur inhaltlichen Vielfalt des siebten Heftes bei. Informanten haben mir Auskünfte gegeben, Unterlagen geliefert oder einzigartiges Bildmaterial zur Verfügung gestellt. Von den politischen Amtsträgern, vorab von Gemeindepräsident Albert Studer wie auch von den Angestellten der Gemeindekanzlei und der Bauverwaltung erfahre ich stets grosse Hilfsbereitschaft und Unterstützung. Die römisch-katholische Kirchgemeinde Hägendorf-Rickenbach hat 2015 ihr Archiv professionell ordnen und erschliessen lassen. Damit sind wichtige Quellen der Ortsgeschichte erstmals zugänglich.

Seit der Herausgabe der 1. Hägendörfer Jahrringe 1986 zeichnet Josef Rippstein für die grafische Gestaltung verantwortlich. Dabei sind ihm schnörkellose Einfachheit und Klarheit oberstes Gebot. Bei Bedarf erledigt er zudem anspruchsvolle fotografische Aufträge für Jahrring-Illustrationen. Auch Martin Eduard Fischer arbeitet seit den Jahrring-Anfängen als Berater, Geleitwortschreiber und Lektor mit. Seinem Auge entgeht kein Fehler und keine sprachliche Entgleisung.

Allen herzlichen Dank!

Rückblickend auf dreissig Jahre Hägendörfer Jahrringe zeigt sich, dass das Interesse der Dorfbevölkerung an der Ortsgeschichte wach geblieben ist. Das Jahrring-Konzept, Geschichtliches periodisch und in kleinen Portionen zu publizieren, scheint Früchte zu tragen. Dies belegen beispielsweise die vielen Rückmeldungen und die rege Beteiligung an meinen im Namen des Verkehrs- und Verschönerungsvereins Hägendorf (VVH) seit 2011 jährlich durchgeführten Geschichtswanderungen. Auch das 2012 abgeschlossene VVH-Projekt «Flurnamensteine» – Flurnamen durch Steinsetzungen und eine Info-Broschüre vor dem Vergessen zu bewahren – fand und findet bei Alt und Jung grosse Beachtung.

Kenntnis der lokalen Geschichte lässt auch Neuzuzüger in der Gemeinde Wurzeln schlagen. Das ist angesichts der steigenden Einwohnerzahlen und der fortschreitenden Globalisierung für den Fortbestand unserer dörflichen Gemeinschaft entscheidend.

Hans A. Sigrist

Zum Geleit

Es liegt in der Natur der Hägendörfer Jahrringe, dass sie, anders als die traditionelle und eher statisch beschaffene Dorfchronik, in einem Kontinuum verhaftet sind. Jedes neue Heft umschliesst die bereits erschienenen – und verweist gleichzeitig auf die künftigen Jahrringe, die sich um den bestehenden Korpus noch angliedern werden. So ist jede Publikation Verheissung und Erinnerung zugleich.

Das vorliegende Heft ist die Nummer Sieben – eine ganz besondere Zahl, deren Symbolik sich niemand entziehen kann. Hat nicht Gott die Welt in sieben Tagen erschaffen? Zählt nicht die Woche sieben Tage? Und sind es in den Grimmschen Märchen nicht sieben Geisslein, die dem Wolf die Stirn bieten, sieben Zwerge an Schneewittchens Seite, die hinter den sieben Bergen wohnen? Die Sieben ist eine perfekte Zahl, die seit Jahrtausenden für Glück und Vollkommenheit steht.

Der glücksverheissenden Symbolik entsprechend ist dem Herausgeber Hans Sigrist mit diesem Heft ein ganz besonderer Coup gelungen: Nicht weniger als 17 spannende, mit zahlreichen Abbildungen gespickte Geschichten versammeln die vorliegenden «Jahrringe». Sie erzählen über das Leben in früheren Zeiten in seiner ganzen Fülle: von einer abenteuerlichen Reise an die Riviera oder von den langen, beschwerlichen Touren des Briefträgers Paul Brunner; von den Hägendörfer Wirtshäusern und vom Autobahn- und Tunnelbau; vom ‹Staatsbegräbnis› des mit vielen politischen Ämtern dekorierten Ammanns Josef Anton Glutz, und von der bescheidenen, doch nicht minder ernsthaften Laufbahn von Schwester Johanna Kamber (ursprünglich Klara) bei den Spitalschwestern in Solothurn. Auch Zeitgenössisches hat Platz: ein Porträt über den Maler Josef Brunner zum Beispiel, ein weiteres über den Wissenschaftler Lorenz Studer, der aktuell mit Stammzellenforschung in den USA für Aufsehen sorgt.

Eine besondere Trouvaille stellt für den Herausgeber das Kapitel über das «Haushaltungsbuch» von Christian Vögeli aus dem Jahr 1906 dar: Hans Sigrist wurde das alte Buch von einem Bewohner aus dem Gnöd zugespielt, der es seinerseits mehr zufällig denn absichtlich aus einem Abbruchcontainer geborgen hatte. Beim Eintauchen in die mit Kurrentschrift geschriebenen Einträge des damals 45-jährigen Bannwarts erschloss sich dem Autor eine vergangene Welt, und hinter den Zahlen und Kolonnen wurden die Lebensumstände der sechsköpfigen Familie lebendig: wie viel man für Petrol und Kerzen ausgab – elektrisches Licht gab's noch keines –, was die Stoffe für die Aussteuer der ältesten Tochter Julia oder das Kommunionskleid der jüngeren Tochter Rosa kosteten, und welche Beträge für die Wallfahrt der Ehefrau nach Mariastein, aber auch für den erheblichen Schnaps- und Tabakkonsum des Hausherrn draufgingen.

Während Sie dieses Heft in den Händen halten, ist der Herausgeber bereits mit Nummer Acht beschäftigt. Ob er dabei Siebenmeilenstiefel trägt? Wir wünschen Ihnen in jedem Fall eine abwechslungsreiche Lektüre.

Irène Dietschi

Hans A. Sigrist

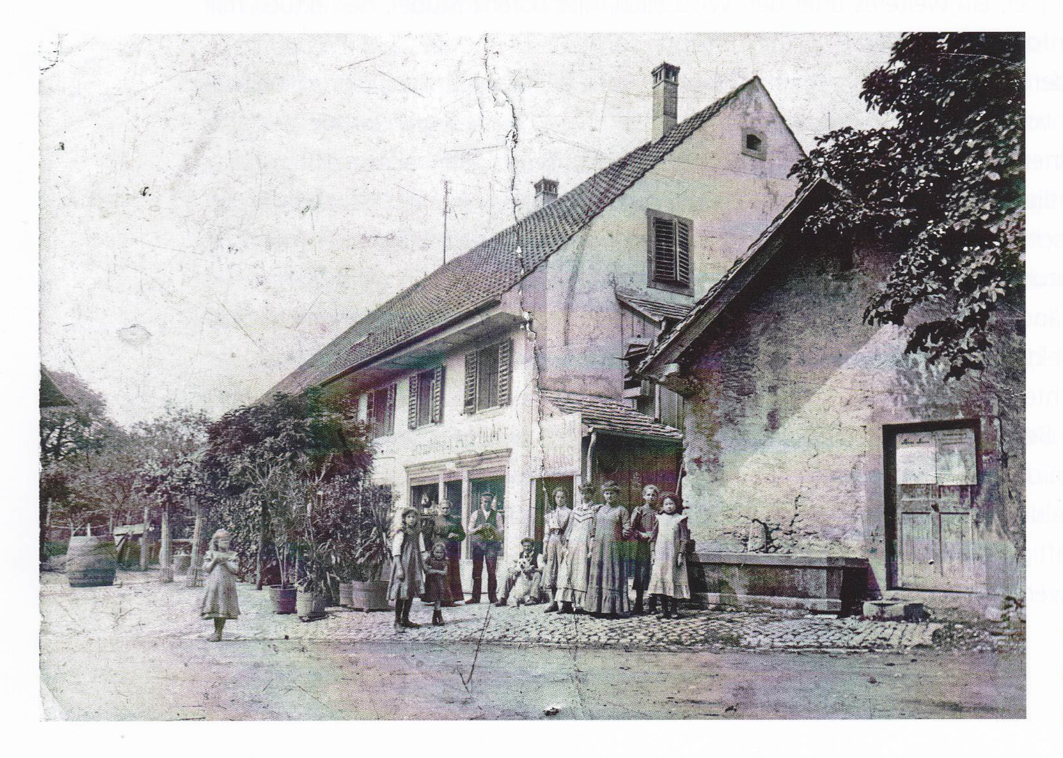
Handlung Albert Studer

Aufbau, Glanzzeit und Niedergang des Geschäftshauses am Kirchrain 25 erstreckten sich über etwa 130 Jahre. In dieser Zeit leiteten drei Generationen Albert Studer – Vater, Sohn und Enkel – die Handlung.

Über die Anfänge der Studerschen Geschäftstätigkeit notierte Margrit Vögeli-Studer[1] 1978:
«Die Eltern des 1855 geborenen Albert Studer, des späteren Gründers des Geschäftshauses, hatten fünf Kinder, wovon Albert der älteste war. Als der Vater am Martinstag anfangs der Sechzigerjahre im [vor-]letzten Jahrhundert nach Ricken/Murgenthal wanderte um pünktlich den Zins zu bezahlen, wurde er bei Fulenbach überfallen, in die Aare geworfen und ertrank. Um die fünf Kinder gross zu ziehen, begann seine Witwe mit allerlei Kurzwaren zu hausieren …»

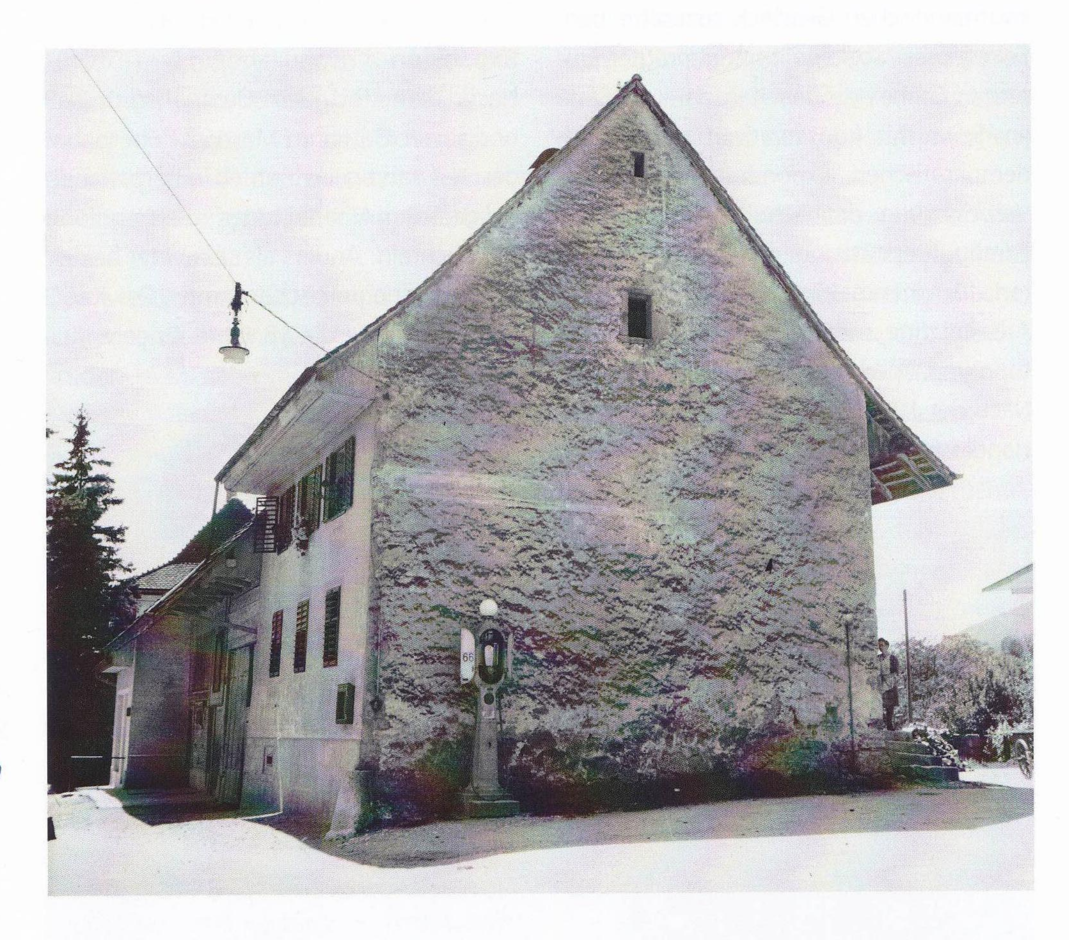
Aufbau

Nach beendeter Primarschulzeit erlernte Albert zuerst das Schuhmacherhandwerk, das ihm jedoch nie richtig zusagte. Deshalb trat er 1874 als kaufmännischer Lehrling in das Handelshaus Emil Munzinger an der Hauptgasse 34 in Olten[2] ein. Nach beendeter Lehrzeit eröffnete er in Hägendorf im elterlichen Haus am Kirchrain Nummer 83 (neu 25) einen Spezereila-



Die ‹Handlung A. Studer›, rechts das Waschhaus mit Brunnen. Foto vor 1900

den.[3] Mit Amalia Rötheli[4] gründete Albert eine Familie. Sie führte den Verkaufsladen und wurde Mutter von vierzehn Kindern, von denen jedoch acht früh starben.
Anders als bei den im Dorf damals bestehenden Kramläden üblich leitete Studer seine Handlung hauptberuflich und nach kaufmännischen Grundsätzen mit professioneller Buchhaltung. Mit dem stetig erweiterten Warenangebot, das neben Lebensmitteln immer mehr Artikel des täglichen Gebrauchs umfasste, gewann der «Negotiant» (Geschäftsmann) mehr und mehr auch katholisch-konservative Kunden, die bis anhin nie bei dem in vielen Gremien politisierenden Freisinnigen[5] eingekauft hatten.
Bald wurde die Lagerkapazität im alten Hause knapp. Deshalb kaufte Studer 1910 das Wirtshaus ‹Zum Bahnhof› mit den Lageranbauten (siehe Seite 78) und drei Jahre später das unmittelbar vor dem Geschäftshaus am Kirchrain gelegene «Schmied-Joggeli-Haus[6]» Nummer 23. Dessen Wohntrakt vermietete er, Scheune, Stall und Anbau hingegen nutzte er selbst. Diese Liegenschaft wurde am 27. Mai 1949 ein Raub der Flammen.



Das parallel zum Kirchrain stehende «Schmied-Joggeli-Haus» mit Zapfsäule. Foto 1948

Die Studer-Kinder mussten früh im expandierenden Geschäft mithelfen. Erwachsen geworden, wurde ihnen die Betreuung einzelner Geschäftszweige anvertraut. So führte Sohn Walter Studer-Affolter einige Jahre das Restaurant ‹Zum Bahnhof›. Tochter Margrit Vögeli-Studer übernahm die Sparte Bettwaren, die sie 1929 unter dem Namen «Margrit Vögeli-Studer, Möbel – Teppiche – Vorhänge» zum eigenstän-

digen Geschäft ausbaute und Kundenkontakte bis ins Thal pflegte. Ihr Sohn Max übernahm 1961 das Möbelhaus in Hägendorf und verlegte es später nach Olten[7].

Sozialpolitischer Einsatz

Dass Studers Geschäft «in Hägendorf, der damaligen Hochburg der Konservativen»[8] florierte, ist bestimmt nicht allein seinem kaufmännischen Geschick zuzuschreiben. Sein grosser sozialpolitisch geprägter Einsatz in Gemeinde und Kanton – oft Seite an Seite mit konservativen und sozialdemokratischen Exponenten – für die Verbesserung des Schulwesens, für die Armenunterstützung in den Kriegsjahren, für unentgeltliche Bestattungen, für Arbeiterzüge und vieles mehr fand Beachtung und Anerkennung[9].

Nach der Jahrhundertwende erwuchs der Handlung ernsthafte Konkurrenz: 1902 hatte der Consumverein Olten in Hägendorf eine Filiale eröffnet und 1919 folgte die christlichsoziale Konsumgenossenschaft ‹Konkordia› (siehe Seite 75 f).

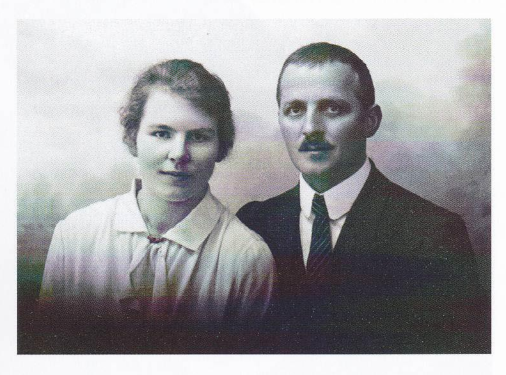
Als 1907 die Usego[10] gegründet wurde, gehörte Studer zu deren ersten Mitgliedern und er bezog fortan die Lebensmittel von dieser Gesellschaft. Daran hielten auch sein Sohn und sein Enkel fest.



Die Geschäftsgründer Albert und Amalia Studer-Rötheli

Expansion

Nach dem Tod des Geschäftsgründers und seiner Gattin im Mai 1922 übernahm der seit Jahren im Betrieb mitarbeitende ledige Sohn Albert Studer[11] die Handlung am Kirchrain. Anders als sein Vater bekleidete er keine politischen Ämter. Der Kaufmann heiratete die 18 Jahre jüngere, aus dem süddeutschen Rottweil stammende Frieda Sauter. Diese war im Hause Studer zur Pflege eines dort untergekommenen Verwandten und dessen Frau, beide lungenkrank, angestellt worden.



Albert und Frieda Studer-Sauter

In der damals stark zunehmenden Motorisierung im Strassenverkehr sah Studer einen neuen Gewinn versprechenden Geschäftszweig. Deshalb eröffnete er neben dem «Schmied-Joggeli-Haus»[12] eine Tankstelle, genau besehen eine Zapfsäule mit Pumpenhebel. Wohl etwa zur gleichen Zeit kaufte er ein Auto, etwas später einen Lastwagen. Damit konnten Grossabneh-

mer wie beispielsweise das Lungensanatorium Allerheiligenberg, das Kantonsspital Olten oder die Fridau oberhalb Egerkingen rascher bedient werden. Das bisher für den Warentransport eingesetzte Pferd spannte man weiterhin für Kundenlieferungen in der Umgebung ein. Es leistete auch noch in den durch Treibstoffmangel gezeichneten Kriegsjahren gute Dienste.

Jeweils im Herbst ging ein Angestellter von Tür zu Tür um Bestellungen für Äpfel und Kartoffeln aufzunehmen. Darauf bezog Studer von der Landwirtschaftlichen Genossenschaft[13] die bestellten Mengen, füllte sie in Harassen ab und belieferte so seine Kleinkunden.

Den westlich an Laden und Wohnung angrenzenden Landwirtschaftstrakt liess Studer 1933 abbrechen und an gleicher Stelle ein dreigeschossiges Magazin mit Lift, Laderampe und einem mit beinahe raumhohen Holzfässern bestückten grossen Keller erstellen.

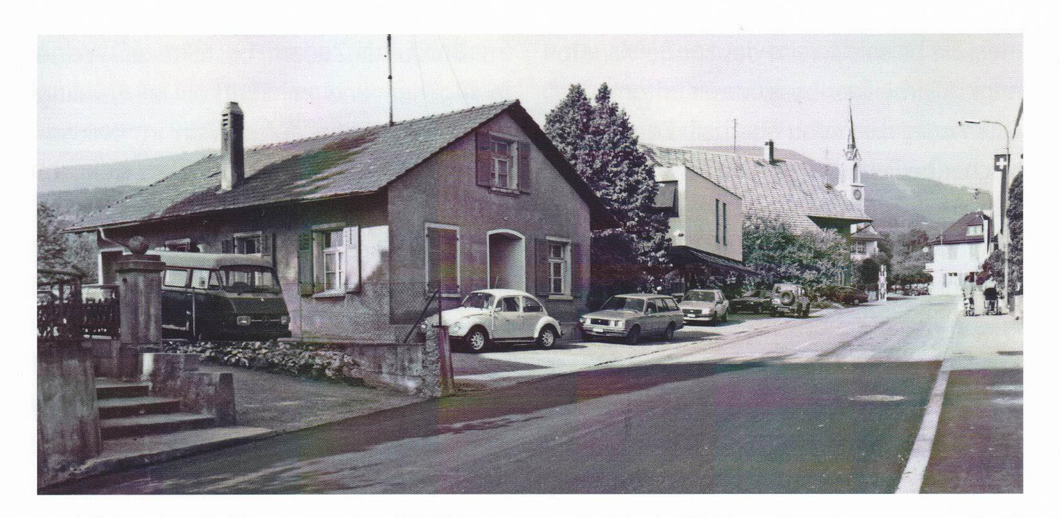
Der Weinhandel war ein wichtiges und lukratives Geschäft. Jeden Herbst reiste Studer zum Weineinkauf ins Wallis und ins Burgund. Zudem bestellte er Weine in Algerien und im Südtirol. Im Frühling wurde der eingekaufte Wein in Tankwagen angeliefert und mittels einer Schlauchleitung in die leeren Fässer im Keller gepumpt. Diese hatte ein Küfer vorgängig überprüft und geschwefelt. Später wurde der Wein in Flaschen abgezapft und etikettiert. Das Weinangebot umfasste Fendant, Kalterersee, Algerier und den teuren Nuits-Saint-Georges. Neben Wein wurden im Keller auch verschiedene Schnapssorten aus Korbflaschen zum Verkauf im Offenausschank gezapft.

Aus dem kleinen Kolonialwarenladen war im Laufe der Jahre ein veritables Kaufhaus mit zwar bescheidener Verkaufsfläche, dafür aber mit einem für die damalige Zeit ausserordentlich vielseitigen Warenangebot geworden.

Neben den haltbaren Lebensmitteln gab es Frischprodukte wie Gemüse, Früchte, Fleisch und Käse (zwei Sorten: Tilsiter und Emmentaler). Daneben waren Haushaltgerätschaften, Toilettenartikel, Mercериewaren, Wolle, Bettwaren, Spielzeug,



Die ‹Handlung A. Studer› um 1950. Von links: Magazin-Anbau (Verkauf von Schuhen und Geschirr), Magazin mit überdachter Laderampe, Verkaufsladen im EG und darüber liegender Wohnung, rechts Waschhaus mit Brunnen. Die Zapfsäule hat den Brand des «Schmied-Joggeli-Hauses» 1949 unbeschadet überstanden.

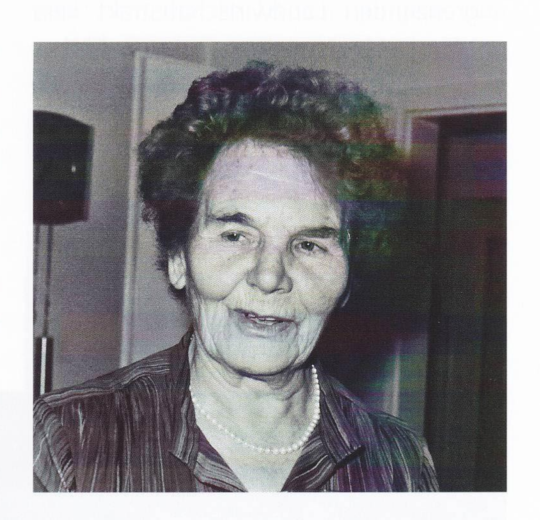


Anstelle des abgebrannten «Schmied-Joggeli-Hauses» am Kirchrain liess die Familie Studer das kleine Gebäude erstellt. Darin mietete die Einwohnergemeinde Büroräume für ihre Verwaltung, die bis anhin stets in den Privathäusern der jeweiligen Amtsinhaber domiziliert war.

Geschirr, ein breites Eisenwarensortiment, Strub-Schuhe, Petroleum, Brennsprit, Kohle, Saatgut und Dünger erhältlich.

Schwierige Zeiten

Selbstverständlich hielten die Eltern ihre sechs Kinder[14] schon früh zur Mithilfe in Geschäft, Haushalt und Garten an. Als im Kriegsjahr 1940 der Vater starb, wurde die Mitarbeit der Kinder zur Notwendigkeit. Nun lastete die ganze Verantwortung für Familie und Betrieb auf der Mutter, Frieda Studer-Sauter[15]. Mit bewundernswerter Tatkraft führte sie das Geschäft weiter. Dabei konnte sie auf die uneingeschränkte Unterstützung ihrer langjährigen Angestellten zählen, auf Paul Gross[16] sowie auf die Bürolistin Marie Rigert und die Verkäuferin Trudi Müller. Trotz Rationierung fand die junge Witwe auch immer wieder Mittel und Wege, Kunden zu unterstützen, welche oft schon lange vor dem nächsten Zahltag anschreiben lassen mussten.
Nach Kriegsende wandelten sich die Konsum- und Einkaufsgewohnheiten. Das immense Nonfood-Warenlager musste reduziert werden.
1954 mietete der Bund das ganze Magazin und nutzte die Räume als Lebensmittel-Pflichtlager: Im Keller lagerte in Fässern 100 Tonnen Speiseöl und vom Erdgeschoss bis unter das Dach türmten sich in Säcke abgepackter Kristallzucker, insgesamt 300 Tonnen.



Frieda Studer-Sauter mit 80 Jahren

In der Nacht auf den 2. Dezember 1959 brach oben im Magazin Feuer aus und griff schnell auf Wohnhaus und Laden über. Am Morgen bot sich ein seltsames Bild: Aus den noch qualmenden Gebäuderuinen quoll eine braune, zähflüssige, klebrige Masse auf die Strasse – der durch die Hitze karamellisierte Zucker.

Neubeginn

Frieda Studer forcierte einen Neubau, da ihr kaufmännisch ausgebildeter Sohn

Albert die Handlung weiterführen wollte. Unter der Leitung von Architekt Willi Fust, Kappel, wurde ein schnörkelloser, zweigeschossiger Gebäudekubus mit Flachdach realisiert: im Erdgeschoss das Verkaufslokal mit Lagerräumen im rückwärtigen Teil und im Keller, darüber zwei Wohnungen. 1961 konnte das neue Geschäft – der erste Selbstbedienungsladen im Ort – mit reduziertem Warenangebot eröffnet werden und zwei Jahre danach übergab Frieda Studer das Geschäft ihrem Sohn Albert Studer-Müller[17].

Als Folge der im Dorf und in der Region expandierenden Grossverteiler und den später auftretenden Discountern mussten ab etwa 1960 verschiedene Kleinbetriebe in Hägendorf schliessen. Albert Studer-Müller[18] und seine Frau Magdalena[19] jedoch fanden im stetig schwieriger werdenden Wettbewerb eine Nische. Sie betrieben im Neubau mit einigem Erfolg einen Quartierladen mit abgepackten Lebensmitteln, mit einer grossen Auswahl an Frischprodukten, Getränken, Qualitätsweinen und Spirituosen. Dazu wurde ein Hauslieferdienst angeboten. Später, als Albert mehr und mehr seiner Jassleidenschaft erlag, litt der Geschäftsgang erheblich.

Niedergang

Als 1992 Magdalena Studer starb, führte «Bärti», wie Albert von allen genannt wurde, den Laden schlecht und recht weiter bis auch ihn 2007 der Tod ereilte. Da weder einer seiner beiden Söhne noch die Tochter die Nachfolge antreten wollte, schloss das Lebensmittelgeschäft am Kirchrain 25 endgültig. Einzig die ‹Glungge› existierte noch fünf Jahre weiter. (siehe Seite 74)



Albert Studer-Müller im Hauslieferdienst



Magdalena Studer-Müller

Hans A. Sigrist

Vom Autobahnbau in Hägendorf

Seit bald 150 Jahren teilt der Bahndamm das zwischen der Kantonsstrasse (T5) und der Dünnern gelegene Gemeindegebiet von Hägendorf. 100 Jahre später wurden die Hanglagen der Gemeinde durch den Bau der Belchen-Südrampe der Autobahn A2 zerschnitten. Die Gemeindebehörden und die Bevölkerung realisierten die gravierenden Folgen für das Dorf und sein Naherholungsgebiet erst nach und nach.

Die Planungsarbeiten für das schweizerische Nationalstrassennetz waren bereits nach dem zweiten Weltkrieg aufgenommen worden. Als das eidgenössische Parlament 1960 den gesetzlichen Rahmen abgesteckt hatte[1], konnte noch im gleichen Jahr das erste Autobahnteilstück Genf – Lausanne in Angriff genommen werden.

Kein Widerstand

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte das offizielle Hägendorf keine Notiz vom Nationalstrassenbau und dessen möglichen Auswirkungen auf die Gemeinde genommen.[2] Im Mai 1960 aber erhielt der Bürgerrat dicke Post: Mittels Kreisschreiben teilte das kantonale Oberforstamt mit, für das Autobahntrassee durch Hägendorf müsse eine zirka 700 Aren grosse Waldschneise ausgeholzt werden. Das Amt forderte zudem auf, eventuelle Änderungsvorschläge zur vorgesehenen Linienführung einzureichen. Aus heutiger Sicht erstaunt die Reaktion des Rates: Kein Wort gegen die geplante Schneise! Hingegen machte er sich Sorgen, wie ein derart grosser Holzschlag ausgeführt und verwertet werden könne. Etwas düpiert war die Behörde allerdings darüber, dass keine Planunterlagen mitgeliefert worden waren und somit eine Stellungnahme zur Linienführung unmöglich war. Zwei Monate später machte der Kreisförster den Bürgerrat auf eine in wenigen Tagen stattfindende Konferenz aufmerksam, an der die Linienführung vorgestellt werden sollte. Für den Bürgerammann und den Rat war dieses Thema offensichtlich nicht Chefsache, wurden doch lediglich der Statthalter und der Forstpräsident an den Anlass delegiert. Danach herrschte Stillschweigen; das Traktandum ‹Autobahn› erschien erst wieder neun Monate später.

Schlecht informiert

Infolge der in den 1950er-Jahren zunehmenden Bautätigkeit an den Hanglagen von Hägendorf befasste sich der Einwohnergemeinderat vorrangig mit dem Ausbau der Infrastruktur. Von den Vorarbeiten zur Linienführung der Belchenrampe nahm er keine Notiz. An einer Gemeindeversammlung im Mai 1960 wollte ein besorgter Bürger Genaueres zur Linienführung der Autobahn durch das Gemeindegebiet wissen. Ihm wurde erklärt, die Planung sei im Gang …

Bau-Departement des Kantons Solothurn

Öffentliche Auflage des generellen Projektes der Nationalstrasse N2 (Belchenrampe)

Das kantonale Einführungsgesetz zum Bundesgesetz über die Nationalstrassen vom 26. März 1961 bestimmt, dass die Vorprojekte der Autobahnen im Kanton Solothurn in den betroffenen Gemeinden im Vernehmlassungsverfahren auf die Dauer von 14 Tagen öffentlich aufzulegen sind.

Gestützt hierauf gelangt nunmehr das generelle Projekt der Belchenrampe der Nationalstrasse N2 auf dem Gebiet der Gemeinden Hägendorf und Egerkingen im Masstab 1:5000 in der Zeit vom

20. Juli 1962 bis und mit 4. August 1962

zur öffentlichen Auflage.

Auflageorte:

Solothurn: Kant. Tiefbauamt, Büro für Nationalstrassen, Baselstrasse 77

Hägendorf: Gemeindeverwaltung

Egerkingen: Schulhaus, Kommissionszimmer.

Innert der Auflagefrist können die Grundeigentümer, Bürgergemeinden und Flurgenossenschaften beim Ammannamt der örtlich zuständigen Einwohnergemeinde **Einwendungen** gegen das generelle Projekt erheben. Der Gemeinderat hat hierauf bis zum 5. September 1962 dem Bau-Departement seine Stellungnahme zum generellen Projekt zu unterbreiten und dabei auf die wesentlichen Einwendungen der Grundeigentümer, Bürgergemeinden und Flurgenossenschaften hinzuweisen.

Das Einspracherecht gegen das später aufzulegende Detailprojekt im Masstab 1:1000 bleibt vorbehalten.

Solothurn, den 16. Juli 1962

Für das Bau-Departement,
Der Vorsteher:
Dr. H. Erzer, Reg.-Rat

1 Dir.

Inserat im Anzeiger für Gäu und Thal, Juli 1962

Als sich im April 1961 an einer Sitzung des Einwohnergemeinderats ein Mitglied erkundigte, wozu im Spittelberg Bohrungen durchgeführt würden, zeigte sich, dass die Behörde offiziell nicht orientiert war. Ein Ratsmitglied wusste vom Spittelbergbauern, dass es sich um Sondierbohrungen für den Tunnelbau handelte.
Nur wenige Tage später lud das für die Planung und Ausführung der Belchen-Südrampe zuständige Autobahnbüro des solothurnischen Bau-Departements zu einer Konferenz ein, an der verschiedene Varianten der Linienführung[3] vorgestellt wurden. Dabei zeigte sich das Büro bezüglich Information wenig kompetent. So vergass es unter anderem den Hägendörfer Bürgerammann einzuladen. Zudem fehlten anfänglich Plankopien, mit deren Hilfe die Gemeindeparlamente die favorisierten Varianten im Detail hätten studieren können.

Schlecht organisiert

Spätestens 1962 hatten die Behörden der Einwohner- und Bürgergemeinde die ausserordentlichen Dimensionen der beiden Bauvorhaben Belchenrampe und Tunnel erkannt und auch realisiert, dass dem Dorf grosse Beeinträchtigungen und Veränderungen bevorstehen würden. Wahrscheinlich verunmöglichte das damals allgegenwärtige Parteiengezänk unter den Schwarzen, Gelben und den Roten[4], die Kräfte der Einwohner- und Bürgergemeinde zu bündeln und so den Anliegen und Bedürfnissen der Gemeinde mehr Gewicht zu verleihen.
Ende Mai 1962 erfolgte die Planauflage des generellen Projekts Belchentunnel[5] und zwei Monate später jene der Belchenrampe (M 1:5000)[6]. Der Bürgerrat liess sich durch einen Beauftragten

des Planungsamtes darüber orientieren. Kurz darauf studierte auch der Einwohnerrat die Projektunterlagen, um dann eine Besichtigung vor Ort mit Leuten der zuständigen Planungsstelle zu verlangen. Beide Gremien erhoben vorsorglich Einsprache. Der Bürgerrat forderte Mitsprache bei der Deponie des Tunnelausbruchs, bei den zu erstellenden Wasserverbauungen sowie bei der Linienführung der Werkstrassen und Stromleitungen. Die Einwohnerräte sorgten sich um das Landschaftsbild sowie um die Quellfassungs- und Durchleitungsrechte. Wer soll das Bauwasser liefern und wohin wird das Tunnelwasser abgeleitet? Wo wird die Werkstrasse gebaut? Muss für den Werkverkehr durch das Dorf womöglich eine Umfahrung via Eigasse erstellt werden, um den ohnehin viel befahrenen und von vielen Schülern benutzten Kirchrain zu entlasten?

Drei Einsprachen

Fragen über Fragen, die zwei Referenten des Autobahnbüros an einer öffentlichen Orientierungsversammlung grösstenteils beantworten konnten. Nur zwei Einwohner im Gnöd erhoben Einsprache: Theodor Kamber-Hodel, «s'Geissjöre» und Otto Vögeli befürchteten, durch den Bau der Werkstrasse könnten ihre privaten Wasserfassungen abgegraben werden.

Die Bürgergemeinde, welche grundsätzlich mit der geplanten Linienführung der Werkstrasse sowie der Strom- und Wasserzufuhr über Bürgerland und -wald einverstanden war, hielt vorsorglich an ihrer Einsprache fest, um so ihrer Forderung nach vollständigem Realersatz Nachdruck zu verleihen.

An einer Konferenz Ende August 1962, an der Delegierte der Einwohner- und der Bürgergemeinde teilnahmen, wollte oder konnte das Autobahnbüro keine verbindliche Zusage zu der Forderung der Bürgergemeinde abgeben.

Am 4. September 1962 genehmigte der Regierungsrat das generelle Tunnelprojekt.



Weg von der Spitzenrüti ins Gnöd. Links der Hufschmid-Hof, rechts das Haus des Gottlieb Kamber

Baubeginn

Die Lage des zu bauenden Belchentunnels war bereits 1960 durch eine eidgenössische Kommission fixiert worden,[7] lange bevor die ideale Linienführung der Belchen-Südrampe feststand. Der im September 1962 gefasste Regierungsratsbeschluss, wonach der Baubeginn der A2 auf 1963 terminiert wurde, erzeugte bei den Bauverantwortlichen Druck, der umgehend an die Gemeindebehörden weitergegeben wurde. So drängte das Tiefbauamt darauf, mit der Bürgergemeinde Preisverhandlungen über das dem Staat abzutretende Land zu führen, da demnächst mit dem Bau einer Werkstrasse von der Allerheiligenstrasse via Gnöd ins Richenwil begonnen werde. Der Bürgerrat wusste, dass ohne diese lastwagentaugliche Zufahrt der Tunnelbau nicht zu realisieren war. Deshalb liess er sich nicht von

Nationalstrassenbau
Zeitlicher Ablauf

1958	06.07.	Bundesbeschluss über das Volksbegehren für die Verbesserung des Strassennetzes (Gegenentwurf zu der am 06.02.1956 eingereichten Initiative)
1960	08.03.	Bundesgesetz über die Nationalstrassen NSG
1960		Baubeginn Nationalstrasse 1. Teilstück Lausanne–Genf
1963		Eröffnung 1. Teilstück Lausanne–Genf
1967	10.05.	Eröffnung N1 Oensingen–Hunzenschwil
1968		Eröffnung N1/N2-Anschluss Egerkingen

		Belchentunnel	Belchen-Südrampe
1960	Mai	Info: Für den Autobahnbau sind in Hägendorf ca. 700 Aren Wald zu roden.	
	Mai	Lage des Tunnels fixiert	
1961	03.05.		Orientierung Linienführung
1962	21.05.	Öffentliche Projektauflage	
	20.07.		Öffentliche Projektauflage
	19.09.	RRB: «Autobahn-Baubeginn wird 1963 erfolgen»	
1963	März	Baubeginn Werkstrasse	
	09.07.	Arbeitsvergabe an Costruzioni Stradali & Civili SA, Lugano	
	01.08.	Baubeginn Tunnel	
	06.05.		Chalchofenprojekt: Widerstand
1964	07.12.		Öffentliche Planauflage
1966	16.05.		Arbeitsvergabe an das Konsortium A. Marti & Cie. AG, Solothurn und H.R. Schmalz AG, Biberist
1965	05.11.		Baubeginn Teufelsbrücke
1967	03.03.		Verzicht auf Chalchofenprojekt
	Juni		Felsdurchbruch Balmköpfli
	Aug.		Abbruch Reservoir
	03.11.		Teufelsbrücke fertig, prov. Abnahme
	Dez.	Tunnel vollendet	
1970	23.12.	Eröffnung	Eröffnung

seiner Forderung nach vollem Realersatz für die abzutretende Landfläche und eine Neuaufforstung für die zu rodenden Waldflächen abbringen. Unter der Bedingung, dass der Staat dieses Begehren akzeptieren werde, willigte er im November 1962 in den Bau der Werkstrasse ein.

Im Frühjahr 1963 fuhren die Baumaschinen im Gnöd auf. Mit voranschreitendem Strassenbau konnten auch die notwendigen Infrastrukturen erstellt werden: Wasser-, Abwasser- und Stromleitungen, ein Barackendorf im Richenwil für 120 Bergleute. Der im südwestlichen Winkel der Weggabelung im Gnöd gelegene Gemeindebrunnen wurde mitten in die neue Verzweigung von Werkstrasse und Gnödweg hinein verlegt.

Nachdem der Regierungsrat im Juli die Arbeiten für den Bau des Belchentunnels an die Firma Costruzioni Stradali & Civili SA, Lugano vergeben hatte, erfolgte am 1. August 1963 der offizielle Baubeginn.

Richenwil-Idylle zerstört

Durch den Tunnel- und Autobahnbau wurde ein Stück intakte Kulturlandschaft unwiederbringlich zerstört: das Richenwil. Das kleine abgeschiedene Tal war vollständig von Wald umschlossen. Von Weidenstöcken flankiert, schlängelte sich der Bach durch das Weideland am Südfuss des Hombergs. Diese Idylle wurde widerstandslos dem Fortschritt geopfert. Das vormals stille Tal wurde buchstäblich umgepflügt. Baumaschinen dröhnten. Für den Rickenbach legte man ein neues begradigtes Bett an und bald türmte sich das im Tunnel ausgebrochene Material auf riesigen Deponien. Im neu angelegten Steinbruch im Schlössli detonierten Sprengladungen. Das dort gewonnene und zerkleinerte Material sollte als so genannter Beton-Zuschlagstoff beim Tunnelbau eingesetzt werden. Doch der im Gnöd wohnhafte Kantonsrat Walter Vögeli erreichte mit landschaftsschützerischen Argumenten, dass der Abbau nach kurzer Zeit eingestellt werden musste.

Für die auf dem Mittleren Richenwilhof abgeschieden und in archaischen Verhältnissen lebenden vier Geschwister Studer[8] muss angesichts dieser brachialen Veränderungen in ihrer nächsten Umgebung eine Welt zusammengebrochen sein. Infolge der Bauarbeiten konnten sie nur noch einen kleinen Teil des ihnen verbliebenen Bodens bewirtschaften. Die Anstrengungen des Autobahnbüros, für die Studer während der etwa vierjährigen Bauphase von der Bürgergemeinde Allmendplätze im Gnöd zu pachten, scheiterten am Widerstand der Pachtinhaber. Diese machten Eigenbedarf geltend und meinten, man könne den Studer ja Land im Oberen Richenwil zur Verfügung stellen. Verbitterung und Misstrauen der Geschwister gegenüber allem und jedem war die Folge. Edmund Studer bezeichnete in seinem ohnmächtigen Zorn die



Das noch unberührte Richenwil

Autobahn fortan nur noch als «Hudere-bahn». Im Dorf hielt sich hartnäckig das Gerücht, Edmund Studer habe seinen Teil des Erlöses vom Landverkauf an die Autobahn irgendwo auf der Balm oder beim Gnödchöpfli vergraben.
Kreisförster Edwin Neher (vgl. S. 156), der sich zeitlebens energisch für den Schutz der Natur einsetzte, hat den Autobahnbau und die dadurch entstandenen landschaftlichen Veränderungen mit etwa 200 Dias dokumentiert. Ihm verdanken wir auch einige Bilder des noch intakten Richenwils.

Probleme rund um den Tunnelbau

Die Leute im Richenwil wie auch im Gnöd und auf den Berghöfen hatten vor allem unter dem starken Werkverkehr zu leiden, der durch die zeitweilige Ausbeutung von Opalinuston im südlichen Teil des Spittelbergs[9] noch intensiviert wurde. Wiederholt mussten die örtlichen Behörden die Bauherrschaft und die Tunnelbaufirma auffordern, das Befahren unbefestigter Weganlagen (hauptsächlich Gnöd- und Schlössliweg) mit schweren Fahrzeugen zu unterbinden und die ruinierten Wege wieder instand zu stellen.
Zu Beginn des Tunnelbaus sorgte eine weitere Kalamität für Unmut: Weil es im Barackendorf zu wenig Toiletten gab, war der Wald in Baustellennähe bald gänzlich verdreckt. Dieses eine unappetitliche Problem war rasch behoben. Ein weiteres, jedoch folgenschweres, entstand durch die Abwässer aus dem Barackendorf, die man anfänglich ungeklärt in den Rickenbach einleitete. Bald zeigte sich in der Gemeinde Rickenbach, dass das aus ihrer einzigen Quelle gefasste Trinkwasser verunreinigt war. Weil die Ursache auf der Hand lag, ordnete das kantonale Bau-Departement die Erstellung einer Kläranlage unterhalb der Baracken der Tunnelbaustelle an. Zudem musste die Wasserversorgung in Rickenbach auf Kosten des Nationalstrassenbaus erneuert und an jene von Wangen bei Olten angeschlossen werden.[10]

Besuchermagnet Tunnelbaustelle

Trotz Verbotstafeln zog der Tunnelbau stets Schaulustige an. Die Tunnelbaufirma beschwerte sich deswegen bei der Einwohnergemeinde und liess wissen, sie lehne bei Unfällen jede Haftung ab. Das half wenig. Einzelnen war es dank guten Beziehungen sogar gelungen, sich spät abends nach Schichtende in einem Förderkorb durch den teils erst roh ausgebrochenen Lüftungskamin vom Spittelberg auf die 150 Meter tiefer liegende Tunnelsohle «abseilen» zu lassen. In der Tat eine nicht ganz ungefährliche Angelegenheit!
Um den ungebetenen Besucherstrom in geregelte Bahnen zu lenken, wurden später, ab Herbst 1965, in zeitlichen Abständen offiziell Baustellenbesichtigungen für Gruppen angeboten. Zu diesem Zweck waren eigens Führer[11] ausgebildet und eine Baracke eingerichtet worden, in der sich Besuchergruppen mit Helmen und Stiefeln ausrüsten konnten.

Treffpunkt Kantine und Bar

Als Ende 1962 bekannt wurde, dass im Richenwil Barackenunterkünfte und eine Kantine geplant waren, forderte der örtliche Gewerbeverein den Gemeinderat auf, bei Verhandlungen dahin zu wirken, dass vorab Detaillisten aus Hägendorf die Kantine beliefern könnten. Tatsächlich konnten darauf einige Lebensmittellieferanten ihren Umsatz beträchtlich steigern. Neben der Kantine, in der sich die Tunnelarbei-



Das Barackendorf im Richenwil:
1 Kantine
2 Unterkunft Bauführer
3 Unterkünfte Tunnelarbeiter
4 Büros der Bauleitung und der Unternehmung
5 Besucherbaracke
6 Klärgrube
7 Lokdepot für Schienenbetrieb Sohlstollen
8 Werkstatt für Tunnelvortriebgerätschaften und Fahrzeuge
9 Betonmischanlage
10 Munitionsbaracke neben der Schlössli-Brücke (auf dem Bild nicht sichtbar)

ter verpflegten, gab es in einem separaten Raum eine geräumige Bar, wo auch immer wieder Wanderer zu einem Glas Chianti einkehrten. Abends fanden sich dort oft Gruppen (Vereine, Räte, Kommissionen, Jäger) zum Spaghetti-Essen ein. Padre Giovanni von der Missione Cattolica Italiana Olten, eine wichtige Bezugsperson für die vorwiegend aus Italien stammenden Bergleute, zelebrierte in der Kantine die Sonntagsmesse. Trotz italienischer Predigt besuchten regelmässig auch Einheimische, vor allem Leute aus dem Gnöd, den Gottesdienst. Lässt sich der rege Kirchgang ins Richenwil vielleicht mit dem anschliessend obligaten Apéro in der Bar erklären?
Die anfängliche Angst vor den vielen «Fremdarbeitern» erwies sich als unbegründet. Diese arbeiteten von Montag bis Samstag im Zweischichtbetrieb und zeigten sich nur selten im Dorf. Sie trafen sich in der Kantine oder auf der Bocciabahn nebenan. Der örtliche Raiffeisenkassier Anton Studer, «Viggi», ein passionierter Jäger, kehrte nach seinen Pirschgängen gerne in der Bar ein. Bald ergaben sich freundschaftliche Kontakte zu den Arbeitern und Studer wurde ihr «Bankier». Zuverlässig und prompt überwies er deren Verdienst an ihre Familien in Italien.

Wasser für die Baustellen

Die Tunnelbaufirma schätzte 1963 den Trinkwasserbedarf für das Barackendorf auf 180 Liter pro Minute und den jährlichen Verbrauch an Bauwasser auf etwa 80 000 Kubikmeter. Da sie es ablehnte, ein eigenes Reservoir zu bauen oder sich an einer Erweiterung des Reservoirs im Gnöd zu beteiligen, musste die Einwohnergemeinde eine neue leistungsstarke Pumpe in Betrieb nehmen, handelte aber im Gegenzug einen guten Kubikmeterpreis aus.
Auch für den Bau der Teufelsbrücke, ausgeführt von der Firma Frutiger AG, Thun, hatte die Gemeinde Wasser zu liefern. In diesem Fall wurde auf Staatskosten im Reservoir eine stärkere Pumpe eingebaut.
Seit dem in den 1950er-Jahren einsetzenden Bauboom stieg Hägendorfs Wasserbedarf stark an. Die Quellschüttung reichte in Spitzenzeiten nicht mehr. Deshalb hatte sich die Gemeinde 1964 mit

der ‹Allgemeinen Wasserkommission Untergäu›, die in Kappel ein Grundwasserpumpwerk betrieb, zum ‹Zweckverband Wasserversorgung Untergäu› zusammengeschlossen[12] und eine Notleitung nach Hägendorf verlegt.[13] Nur dank diesem Anschluss konnte der enorme Wasserbedarf der Tunnel- und Autobahnbaustellen gedeckt werden.

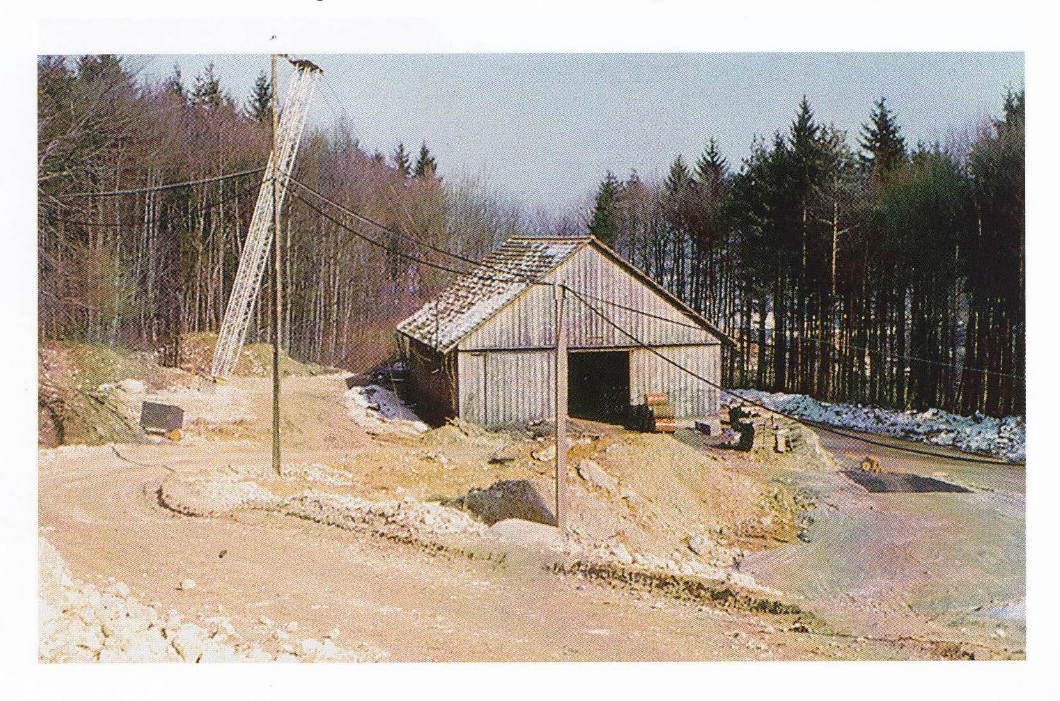
Belchen-Südrampe

Mit dem Bau der Rampe wurde im November 1965 begonnen. Zuerst nahm man die Kunstbauten in Angriff, auf Hägendörfer Boden die Teufels- und die Teufengrabenbrücke sowie die beiden Durchlässe im Heiligacher und Gnöd. Gleichzeitig arbeitete man mit Hochdruck daran, die noch vorhandenen Hindernisse auf dem geplanten Trassee zu beseitigen: eine Kehrichtgrube, zwei Bauernhöfe, ein Kleinbauernhaus und ein Reservoir (siehe unten). Der Ausbruch und die Wandsicherung des 27 Meter tiefen Felseinschnitts zwischen der Balm und dem Gnödchöpfli erwiesen sich als unerwartet aufwändig und heikel.

Der Forderung des Bürgerrats, das «Holzhaus» sei wegen der bevorstehenden Verlegung der Allerheiligenstrasse zu versetzen, wurde nicht entsprochen. In der Bauphase wurde die Benutzung des als Forst-Werkhof dienenden Gebäudes stark beeinträchtigt.

Problem Kehricht

Da die Kehrichtdeponie westlich des Teufengrabens im Bereich des zukünftigen Autobahntrassees lag, verfügte das kantonale Tiefbauamt, diese sei aufzuheben und umzulagern. Ein neuer Deponieplatz war rasch gefunden und 1964 in Betrieb genommen: der Teufengraben südlich der Liegenschaft Ludwig Flury. Die Stadt Olten, die zu diesem Zeitpunkt eine «Kehrichtverwertungsanlage» baute, vereinbarte mit der Einwohnergemeinde Hägendorf, bis zur Inbetriebnahme der Anlage den städtischen Hausmüll im Teufengraben zu entsorgen. Im Gegenzug durfte Hägendorf ab Juli 1966 kostenlos das Anderthalbfache der von Olten gelieferten Müllmenge zur Verbrennung nach Olten



Das 1944 erstellte «Holzhaus» zwischen der Baustelle Teufelsbrücke und der Allerheiligenstrasse

abführen. Bereits ein Jahr zuvor hatte die Stadt ihre Verbrennungsanlage in Betrieb nehmen können. Gemäss Vertrag liess sie zu diesem Zeitpunkt den durch die vielen Fuhren arg beschädigten Fridgasse wieder instand stellen.

Der Teufengraben war 1966 nach nur zweijährigem Betrieb aufgefüllt. Zum Material aus der alten Deponie waren rund 2500 Tonnen Müll aus Olten, der Kehricht von Hägendorf und schliesslich noch grosse Mengen an Aushubmaterial von einer Grossbaustelle[14] in Wangen abgelagert worden. Im Zuge der Humusierung der Grubendecke konnte auch der Weg vor der Liegenschaft Ludwig Flury begradigt werden.



Heuernte im Teufengraben

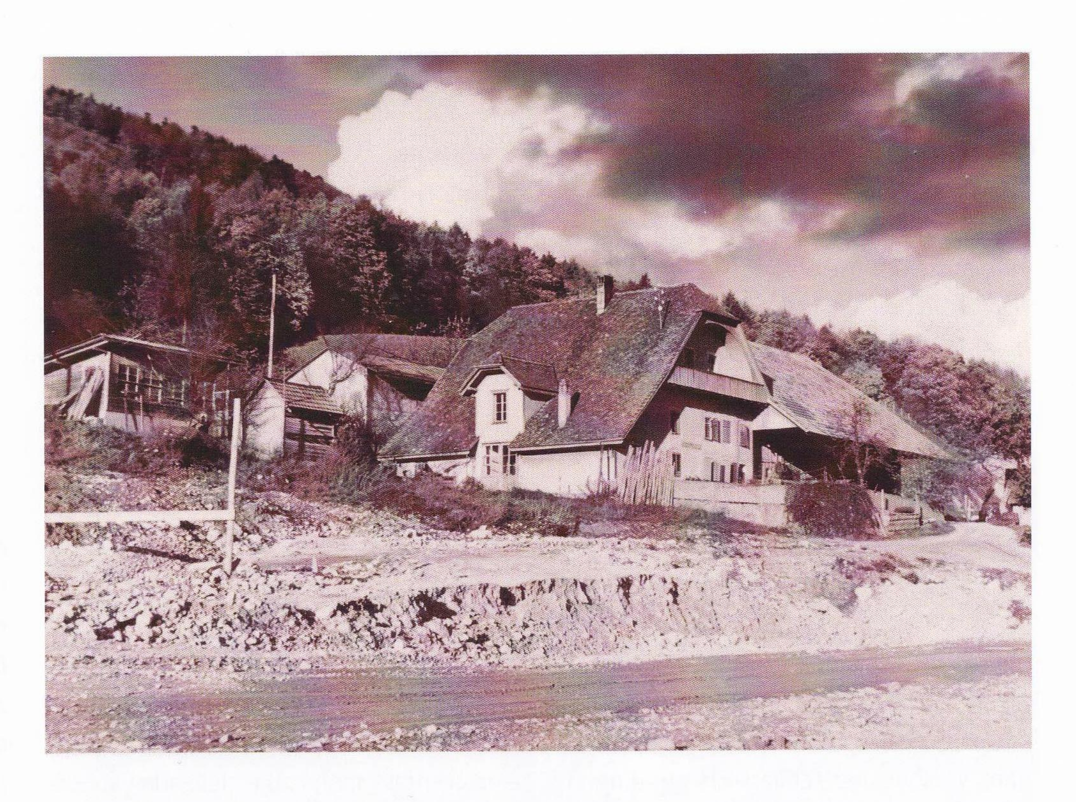
Drei Hausabbrüche

Bereits während der Planungsphase der Belchen-Südrampe in den Jahren 1961/1962 zeichnete sich ab, dass der Santelhof der Gebrüder Flury sowie die beiden Liegenschaften von Adolf Hufschmid und Gottlieb Kamber im Gnöd abgebrochen werden mussten. Zweifelsohne war das für die betroffenen Familien ein harter Schlag.

Die Besitzer des Santels[15] wünschten, der neue Hof müsse, wie schon der alte, auf



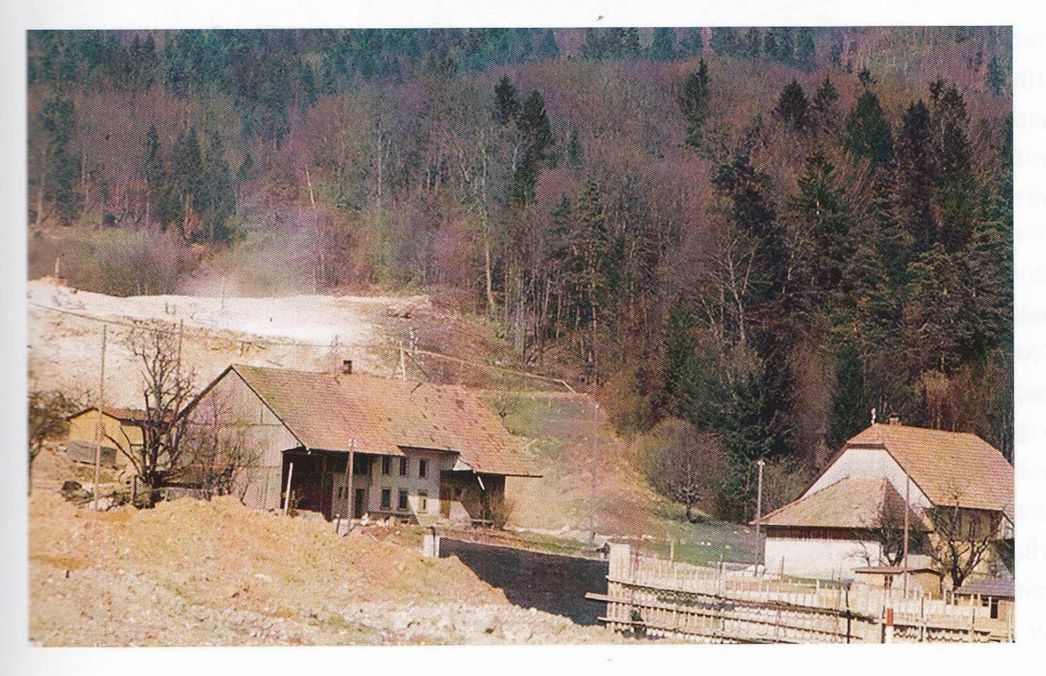
Die ausgeräumte alte Kehrichtgrube westlich des Teufengrabens



Der alte Santelhof kurz vor dem Abbruch

Egerkinger Boden erstellt werden. Das hätte eine Grenzregulierung erfordert, die von Hägendorf abgelehnt wurde. So kamen die Neubauten schliesslich etwa 200 Meter südöstlich des alten Standortes in der Einung Hägendorf zu stehen. Der alte Hof wurde am 7. Dezember 1967 abgebrochen.

Die Aussiedlung des Hufschmid-Hofes im Gnöd erwies sich als schwierig, da der Besitzer über keinen nahe gelegenen geeigneten Bauplatz verfügte. Wie beim Santel griff das kantonale Landwirtschaftsdepartement auch hier vermittelnd und beratend ein. Dank Realersatz für



Links der Hufschmid-Hof, rechts das Haus des Gottlieb Kamber kurz vor dem Abbruch. Hinten wird am Balm-Durchbruch gearbeitet, rechts vorne entsteht die Gnöd-Unterführung.

das an die Autobahn abzutretende Areal des alten Hofes, eines Landabtauschs mit der Bürgergemeinde[16] und der Abtretung von weiterem Bürgerland[17] entstand an der Werkstrasse westlich von Otto Vögeli eine ausreichende Fläche für einen neuen Hof. Durch die Zusicherung der Bürgergemeinde, Hufschmid für mindestens zehn Jahre dessen bisherige gepachtete Fläche an Bürgerland zu garantieren, konnten Bundessubventionen für die Aussiedlung erwirkt werden. Hufschmid bezog den neuen Hof im Dezember 1966.

Die Nachbarn des alten Hufschmid-Hofes, der Zimmermann Gottlieb Kamber und sein Sohn Hans konnten sich über den vom Staat angebotenen Realersatz für das Gebäude und das Land nicht einigen, weshalb es schliesslich zur Enteignung kam. Darauf liess der Kanton auf einem zuvor erworbenen Grundstück an der Allerheiligenstrasse[18] ein eingeschossiges Wohnhaus mit zwei Wohnungen für die beiden Familien Kamber erstellen. Im Februar 1967 zogen diese in den Neubau um. Wenig später erfolgte der Abbruch der beiden Liegenschaften im Gnöd. Hans Kamber, im Dorf als «Mändlibeth» bekannt, bezeichnete sich fortan als ein Heimatvertriebener, dabei liegt sein neues Haus gerade mal 700 Meter Luftlinie vom abgebrochenen Heimetli entfernt, aber eben nicht im Gnöd …

Widerstand gegen Autobahnzubringer

Im Dezember 1964, vier Monate nach dem Baubeginn am Tunnel, lagen die Pläne (M 1:1000) für die Belchen-Südrampe öffentlich auf. Damit sahen die örtlichen Behörden erstmals detailliert die Ausmasse des gigantischen Bauvorhabens und erkannten, dass zu wenig Rücksicht auf die Infrastrukturen der Gemeinden genommen worden war. Die Einwohner- wie auch die Bürgergemeinde erhoben Einsprache.

Bereits 1963, als die Regionalplanungsgruppe Olten und Umgebung eine geplante Verbindungsstrasse ab Chalchofen an Oltens Westgrenze zur A2 im Gnöd vorstellte, hatten die betroffenen Gemeinden Wangen, Rickenbach und Hägendorf eine Fortsetzung der Planung vehement bekämpft. Da diese Strasse in den nun vorliegenden Plänen immer noch enthalten war, stemmten sich die Einwohner- und Bürgergemeinderäte Hägendorfs gegen eine Realisierung. Sie waren nicht bereit, weitere Landflächen zu opfern und führten an, dieser Autobahnzubringer sei unnötig. Die Durchgangsstrasse T5 oder eine allenfalls später zu erstellende Expressstrasse genüge. Der anhaltende Wider-



Heftige Proteste gegen die Chalchofenstrasse (rot), einem geplanten Autobahnzubringer von Olten zur A2 im Gnöd, bewogen die Regierung, das Projekt zu streichen. Zonenplan 1:1000

stand der drei betroffenen Gemeinden zeigte schliesslich Wirkung: Im März 1967 strich der Regierungsrat das Strassenprojekt und hob das vorsorglich verhängte Planungs- und Bauverbot wieder auf.

Ein neues Reservoir …

Aus den Plänen ging hervor, dass eine Kammer des Reservoirs Spitzenrüti und die Hauptwasserleitung von dort zum Verteilschacht vom Autobahntrassee überdeckt werden würde und damit ein ungehinderter Zugang versperrt wäre. Zudem war eine meterhohe Deponieaufschüttung über einer bestehenden Wasserleitung geplant. Das konnte der Einwohnergemeinderat nicht akzeptieren. Nach langen Verhandlungen und wachsendem Zeitdruck für die Bauherrschaft war im Januar 1967 eine einvernehmliche Lösung gefunden: Die alte 300-Kubikmeter-Reservoirkammer bleibt bestehen. Anstelle der 400-Kubikmeter-Kammer, die spätestens am 1. August 1967 abzuschalten und dann abzubrechen ist, wird nordöstlich davon eine 500-Kubikmeter-Kammer gebaut. Der Staat zahlt daran Fr. 100 000.– und die Gemeinde hat Fr. 24 000.– für das grössere Fassungsvermögen beizusteuern.



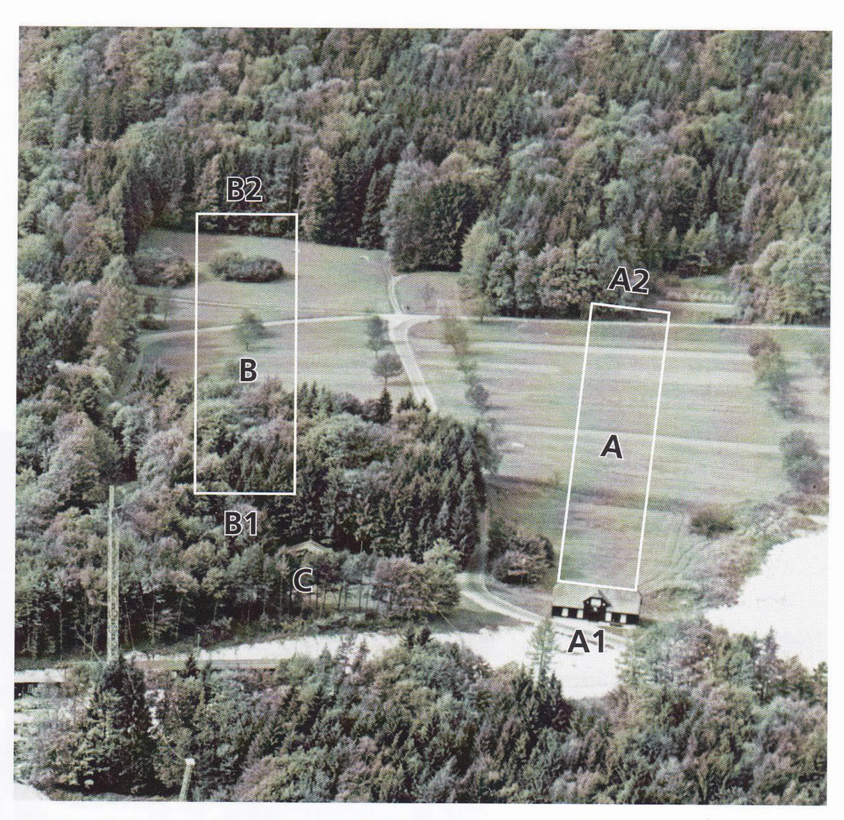
1949/50 war auf der Spitzenrüti durch das Baugeschäft Kamber neben dem bestehenden Reservoir eine 400-Kubikmeter-Kammer erstellt worden. In der Bildmitte der Polier Adolf Kamber, «der Bantli-Dolf». 1967 musste dieses Reservoir der Autobahn weichen.

… und ein Rohwasserbecken

Lange konnten sich die Gemeindeverantwortlichen nicht entscheiden, ob ein neuer Teilschacht oder statt dessen ein sogenanntes Rohwasserbecken[19] mit Filteranlage gebaut werden sollte. Man liess das Quellwasser untersuchen und traf weitere Abklärungen. Das dauerte. Wieder spielte der Zeitdruck eine Rolle, dieses Mal zu Gunsten des Staates. Dieser offerierte, den zu entfernenden alten Teilschacht mit Fr. 9300.– abzugelten, stellte aber klar, dass in dem für einen neuen Schacht oder ein Rohwasserbecken vorgesehenen Bereich westlich der Unterführung Gnöd ab Herbst 1968 Ausbruchmaterial deponiert werde. Schliesslich gab die Gemeinde den Bau eines Rohwasserbeckens[20] in Auftrag. Dieses konnte 1970 in Betrieb genommen werden.

Neue Schiessanlage

Die 1920 auf der Rinderweid erstellte Schiessanlage war in die Jahre gekommen. Das Schützenhaus, ein einfacher Holzbau, und die zehn Scheiben genügten nicht mehr. Zu Beginn der 1960er-Jahre wurde deshalb eine Erweiterung und Modernisierung der Anlage ins Auge gefasst. Angesichts der 1962 publik gewordenen Planung der Belchen-Südrampe beschloss der Einwohnerrat das Traktandum Schiessanlage zu vertagen bis die Autobahn-Linienführung definitiv festgelegt sei. Bald zeigte sich, dass das projektierte Trassee nur zwei Meter neben dem Schützenhaus vorbeiführen würde und letzteres deshalb weichen musste. Das neue Schützenhaus wurde knapp hundert Meter westlich des alten Standorts auf der «Schliffi»[21], einer zerfallenen und von Wald überwachsenen Befestigung aus dem ersten Weltkrieg[22] erbaut. Die neue, 1968 eingeweihte Anlage besteht aus einem 300-Meter-Stand mit zwanzig Scheiben im Obergeschoss. Im Untergeschoss befindet sich ein 50-Meter-Stand mit zehn Scheiben und einer dank Spenden realisierbar gewordenen geräumigen Schützenstube. Bund und Kanton übernahmen annähernd die Hälfte der Baukosten von rund Fr. 400 000.– (ohne Schützenstube). Die restliche Bauschuld wurde von der Einwohnergemeinde innerhalb von fünf Jahren abgetragen. Auch die Bürgergemeinde leistete in bescheidenerem Rahmen finanzielle Unterstützung. Sie trat dazu die Flächen für Schützenhaus und Scheibenstand kostenlos im Baurecht ab und gewährte das Überschussrecht.



A: Alte Schiessanlage mit A1: Schützenhaus, A2: Scheibenstand
B: Neue Schiessanlage mit B1: Schützenhaus, B2: Scheibenstand
C: Schützenwiese mit der 1956/57 erbauten Trinkhalle

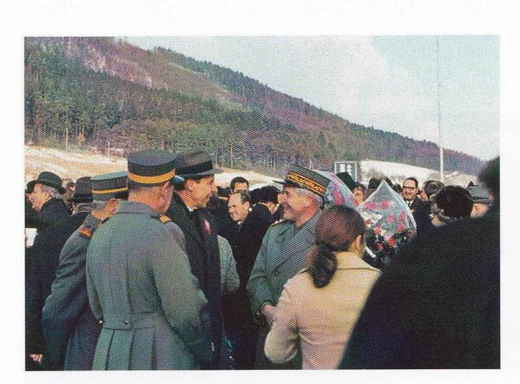
Autobahn eröffnet

In der Rekordzeit von nur achteinhalb Jahren nach erfolgter öffentlicher Projekt-auflage konnte am 23. Dezember 1970 das A2-Autobahnteilstück Härkingen – Augst in Anwesenheit von viel nationaler Prominenz eröffnet werden. Über sieben Jahre hinweg hatten Lastwagen täglich Kies, Zement und Baugerät durch das Dorf zu den Autobahnbaustellen gekarrt. Vom Lärm und dem Gestank, den diese Transporte verursachten, ist in den Protokollen keine Rede, wohl aber von beschädigten Strassen, bodenlos gewordenen Feld- und Waldwegen sowie von Sprengschäden an Gebäuden.

In Markus Hodel, Bauleiter Trasseebau des Ingenieurbüros Rapp AG, Basel und Walter Gsell, Bauleitung Tunnel des Ingenieurbüros Aegerter & Bosshardt AG, Basel, beide in Hägendorf wohnhaft, hatte die Einwohner- wie auch die Bürgergemeinde



Eröffnung des A2-Autobahnteilstücks Härkingen – Augst bei Egerkingen



Prominente Gäste bei der Eröffnungsfeier: Bundesrat Hanspeter Tschudi im Gespräch mit hohen Militärpersonen

Kunstbauten Belchen-Südrampe

Objekt	**Länge**	**Höhe**
Belchentunnel	*3180 m*	
Felseinschnitt Balm	*55 m*	*27 m*
Teufelsbrücke	*150 m*	*65 m*
Teufelsbrücke Bogenweite	*85 m*	
Teufengrabenbrücke	*85 m*	
Unterführung Tunnelportal		
Unterführung Gnöd		
Unterführung Heiligacher		
Überführung Teufengraben		
Durchlass Santel		

zwei Ansprechpartner, dank denen manch ein Problem unbürokratisch aus der Welt geschafft werden konnte. Sie machten die örtlichen Behörden rechtzeitig auf entstehende infrastrukturelle Schwierigkeiten aufmerksam und setzten sich für nachhaltige Lösungen ein.

Wirtschaftliche Impulse

Der Autobahnbau löste landesweit wirtschaftliche Impulse aus. In Hägendorf wagte Fridolin Murpf den Schritt in die berufliche Unabhängigkeit. Er kaufte 1962 einen Occasion-Lastwagen und führte damit zu Beginn hauptsächlich Transportaufträge für die Autobahnunternehmer aus, suchte sich jedoch bald andere Auftraggeber. Aus dem Einmannbetrieb ist im Laufe von vierzig Jahren die grosse Firma F. Murpf AG, Transporte und Logistik geworden.[23]

Unabhängig von einander erwarben 1962 auch die Landwirte und Fuhrhalter Walter Kissling und Josef Rötheli, «Schuelänge», ein Kippfahrzeug und erhielten ihre ersten Aufträge von der Autobahn (A1). Auch sie verabschiedeten sich rasch aus diesem für Kleinfirmen ruinösen Geschäft. Kissling verlegte sich auf den Transport von Aushubmaterial, fuhr dann hauptsächlich für eine Strassenbaufirma und transportierte Papierholz nach Attisholz. Nach etlichen Jahren gab er das Geschäft altershalber auf. Rötheli fuhr für Esso Wangen und später für die Transport AG Hägendorf (heute Rickenbach). Sein Sohn Josef übernahm die Firma, vergrösserte den Fuhrpark und stieg auf Ferntransport um. Er führte das Unternehmen bis 2010 weiter.

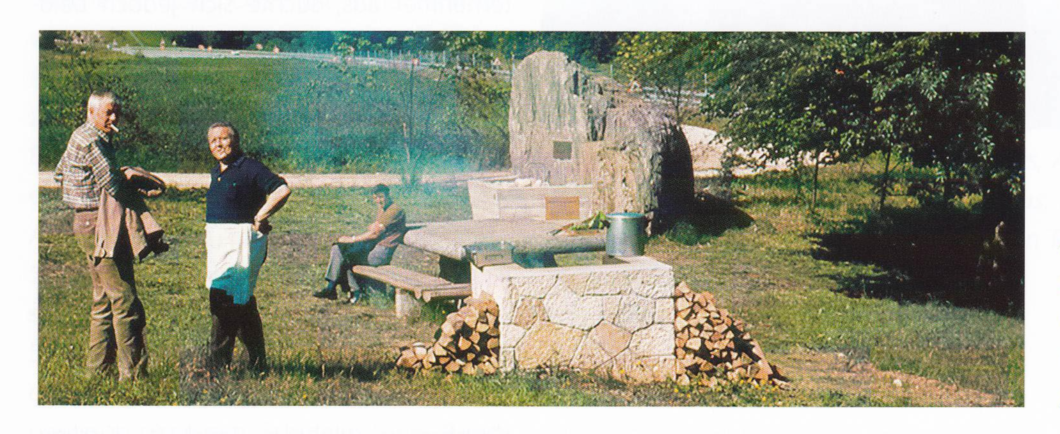
Den beim Tunnelbau in grossen Mengen zu Tage geförderten Opalinuston verwendete die Ziegelei Hägendorf AG[24] zur Backsteinherstellung.

Gedenkbrunnen

Auf Initiative der Bürgergemeinde und dank Spenden der am Tunnel- und Autobahnbau beteiligten Firmen und der Bürgergemeinde konnte die Schützenwiese, der nun südseitig durch die Autobahn begrenzte Platz mit der alten «Trinkhalle», neu gestaltet und im September 1971 eingeweiht werden.

Ein 1963 beim Autobahnbau im Gnöd entdeckter über 80 Tonnen schwerer Findling war im Winter auf dem roh planierten und verschneiten Trassee zur Schützenwiese geschleift worden. Während des Transports brach der mächtige Brocken (gewollt?) auseinander. Versehen mit einem Brunnenbecken aus Sichtbeton und einer Gedenktafel «Nationalstrassenbau 1963–1970» bildet der etwa auf die halbe Grösse geschrumpfte Megalith das Kernstück der Anlage. Dazu gehörten ein Fahnenmast, drei Feuerstellen, einige Sitzbänke, und ein grosser Steintisch. Dessen Granitplatte[25] hatte ursprünglich als Deckplatte des Trinkwasser-Verteilschachtes gedient.

Infolge des stetig wachsenden Verkehrslärms büsste die Schützenwiese ihre anfängliche Attraktivität ein. Wiederholt beschädigten Vandalen die aus gehauenem Jurastein kunstvoll gefügten Feuerstellen. Schade!



Arnold Rötheli, Bürgerschreiber (links) und Robert Studer, Forstfondsverwalter auf der Schützenwiese

Viel Arbeit für die Bürgergemeinde

Für die Einwohnergemeinde waren mit der Eröffnung der Autobahn die durch deren Bau entstandenen Probleme wie Werkstrasse, Richenwilweg, Rohwasserbecken und Schiessanlage weitgehend gelöst. Ersatz für die aufgefüllte Kehrichtdeponie im Teufengraben fand sich in der «Steigrube» im Schleipfrain. Die durch den Nationalstrassenbau notwendig gewordene Güterzusammenlegung war bereits Mitte 1968 in Angriff genommen worden. Der zu Beginn der Bauphase vom Gemeinderat an den Staat gerichtete Wunsch, in die Teufelsbrücke eine Fussgängerverbindung einzubauen, war längst vergessen.

Für die Bürgergemeinde hingegen, die viel Land und Wald hatte abtreten müssen, galt es nun, die mit dem Kanton getroffenen Vereinbarungen umzusetzen, dessen Zusicherungen einzufordern und Inkonvenienzansprüche anzumelden, so zum Beispiel Pachtzinsausfälle, Zuwachsverlust für gerodeten Wald, Revision und Nachführung der Waldpläne, Ersatz abgeschnittener Wegverbindungen usw.

Bürgerammann Dr. Urs Studer, unterstützt von Forstpräsident Josef Rötheli und dem initiativen Förster Alfred Fuchs, zudem kompetent beraten von Kreisförster Edwin Neher, verhandelten hartnäckig und mit



Die Ersatzaufforstung im Wuest wurde erst dank vorgängigem Wegbau möglich. Dabei machten steile Rutschgebiete Mensch und Maschinen enorm zu schaffen.

Erfolg. Neben finanziellen Entschädigungen und Neuzuteilung von Land- und Waldflächen wurde unter anderem auch der Sandlochweg ausgebaut, und die Ersatzaufforstung im Wuest realisiert (vgl. S. 153).

Kirschbaumanlage

Viele Obstbäume südlich und südwestlich des Gnöd – sie standen auf Allmendland und waren an Bürger verpachtet – mussten wegen dem Trasseebau oder wegen Geländeaufschüttungen gefällt werden. Mit der vom Staat dafür ausbezahlten Entschädigung pflanzte die Bürgergemeinde in einer Anlage westlich des Teufengrabens mehr als sechzig Halbstamm-Kirschbäume, die noch heute gepachtet werden können.

Tunnelbaustelle Richenwil im Februar 2016

Eine dritte Tunnelröhre

Inzwischen sind Jahrzehnte vergangen. Der Strassenverkehr hat in ungeahntem Masse zugenommen und setzt den Trassen und Kunstbauten arg zu. Ein Ende dieser Entwicklung ist nicht absehbar.

Karola Dirlam-Klüh schrieb 2012 im INFO Hägendorf[26]: «Der zweiröhrige Belchentunnel ist in die Jahre gekommen. Nachdem bereits in den 1990er-Jahren schadhafte Stellen geflickt wurden, sowie zwischen 2001 und 2003 die erste bauliche Instandsetzung stattfand, werden seit 2008 Auflagen aus den Bereichen Betriebs- und Sicherheitsausrüstungen umgesetzt. Die nächsten Anpassungen der Tunnelröhren auf aktuelle Normen und Richtlinien wird bereits 2020 notwendig sein. Um eine Dauerbaustelle zu vermeiden, soll nun westlich der bestehenden beiden Röhren der zweispurige Sanierungstunnel Belchen realisiert werden – eine dritte Tunnelröhre, die dem Verkehr während zukünftiger Unterhaltsarbeiten weiterhin zwei Fahrspuren zur Verfügung stellt. …»

Mit ersten Vorarbeiten für den Bau der dritten Röhre war bereits 2013 begonnen worden. Mittlerweile ist das Richenwil erneut umgegraben worden. Eine 2000 Tonnen schwere Tunnelbohrmaschine (Bohrkopfdurchmesser 13.97 Meter) frisst sich seit Februar 2016 durch den Berg.

Hans A. Sigrist

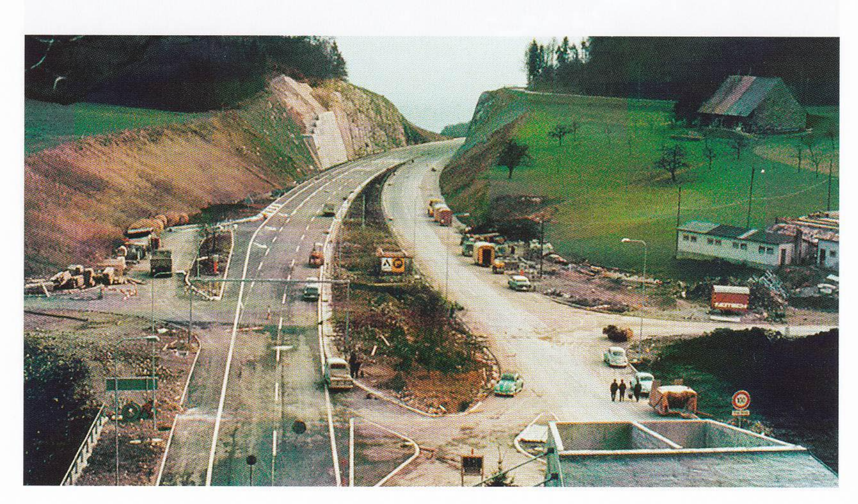
Autobahn- und Tunnelbau in Bildern



Blick von der Balm auf den noch intakten Talboden des Richenwils. Am Fusse des Hombergs haben der Tunnelbau und der Bau der Unterführung vor dem Tunnelportal begonnen.



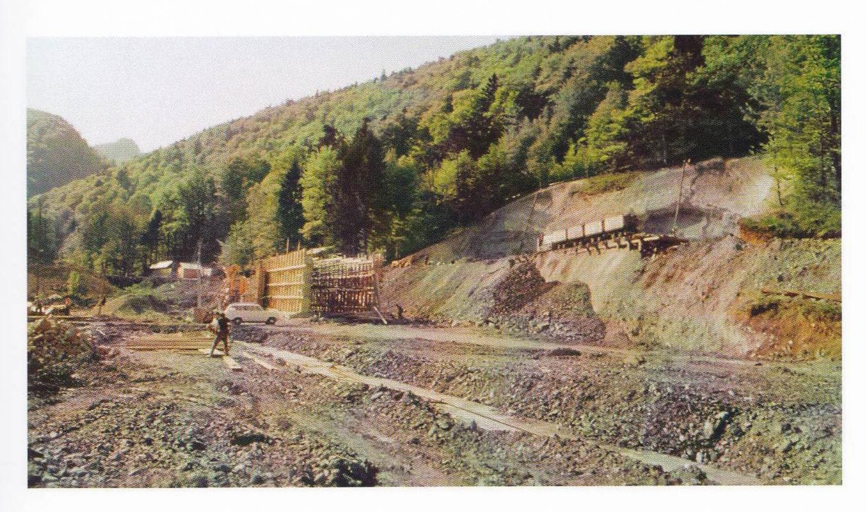
Blick vom Tunnelportal Richtung Süden. Links vom Richenwil-Hof ist die Rodung für den Balmeinschnitt zu erkennen.



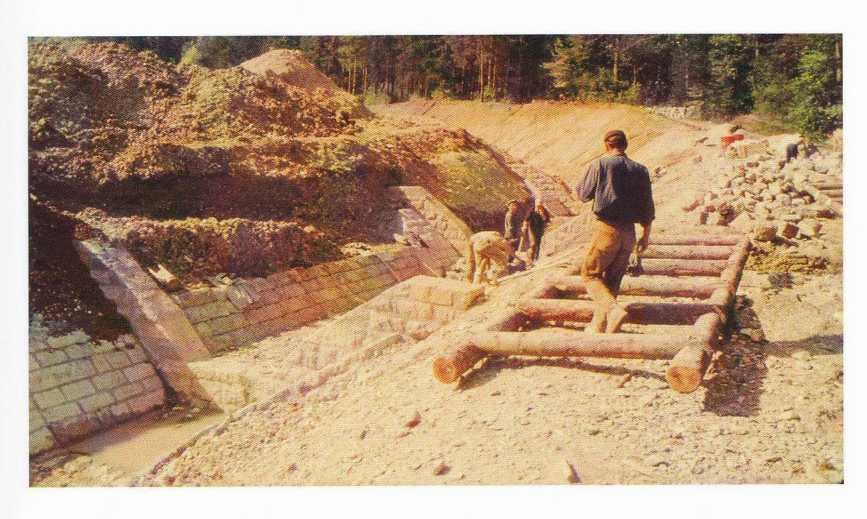
Sechs Jahre später: Beinahe identischer Standort, gleiche Blickrichtung wie im vorangehenden Bild.
Letzte Arbeiten vor der Eröffnung



Die Tunnelbaustelle von Süden. Eine kleine Bahn (rechts des Tunnelportals) transportiert das beim Vortrieb der Sohlstollen anfallende Ausbruchmaterial aus dem Berg. Im Lokdepot (links) wurden die Zugmaschinen gewartet und deren Batterien aufgeladen.



Die Tunnelbaustelle aus dem Talgrund gesehen. Die Transportbahn (rechts) am Entladeplatz



Der Rickenbach erhält ein neues Bett.



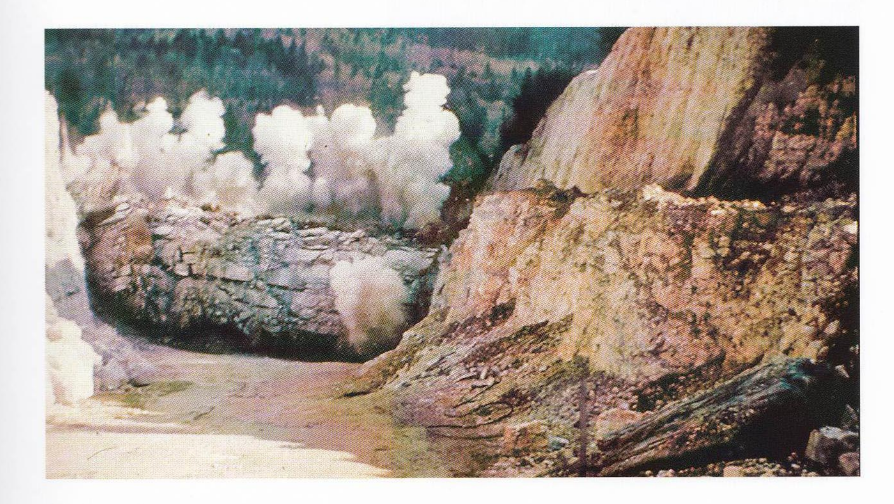
Der Vollausbruch der Tunnelröhre Ost hat begonnen und die Abraumdeponie wächst.



Der neue Bachlauf ist bereits begrünt. Vor der Bepflanzung der steilen Deponieränder musste eine Drainage eingebaut werden.



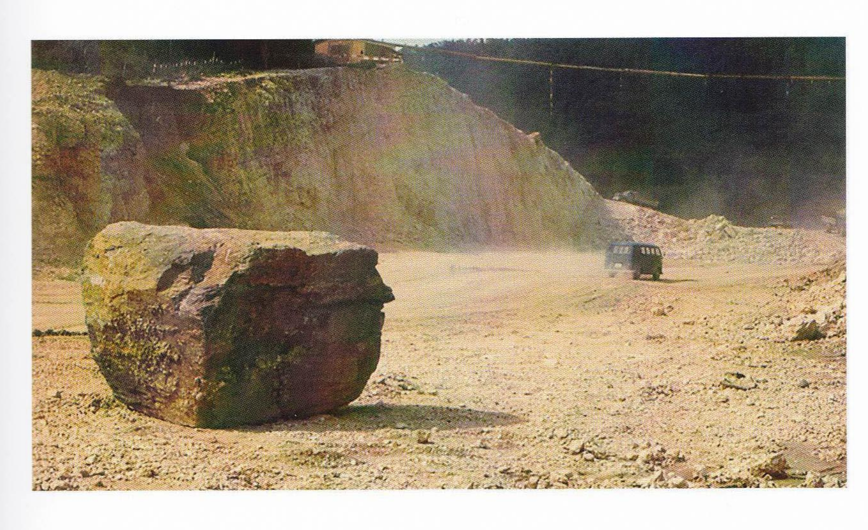
Mit Sprengstoff und schwerem Gerät wird dem Fels bei der Balm zu Leibe gerückt.



Sprengung im Balmeinschnitt



Der Durchstich ist geschafft.



Der auf über 80 Tonnen geschätzte Findling kam beim Trasseebau zum Vorschein.



Trasseebau. Der alte Santel-Hof (rechts hinten) ist noch nicht abgebrochen.

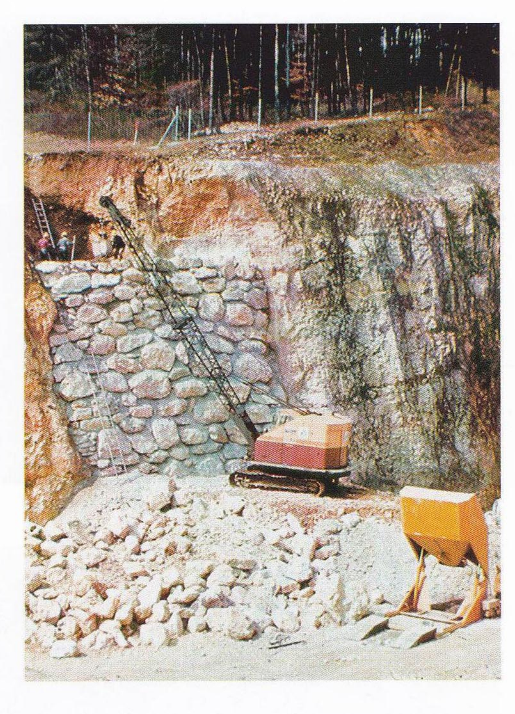


Die unterschiedliche Beschaffenheit der steilen Böschungen macht Probleme.



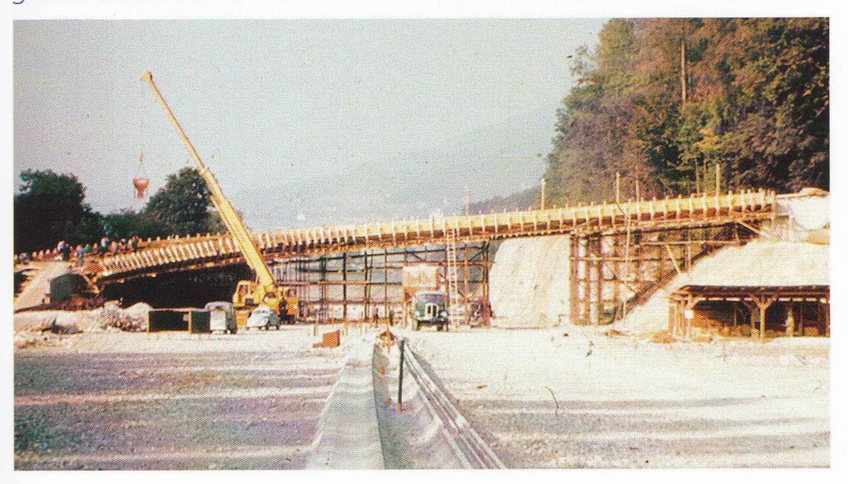
Loses Material wird entfernt.



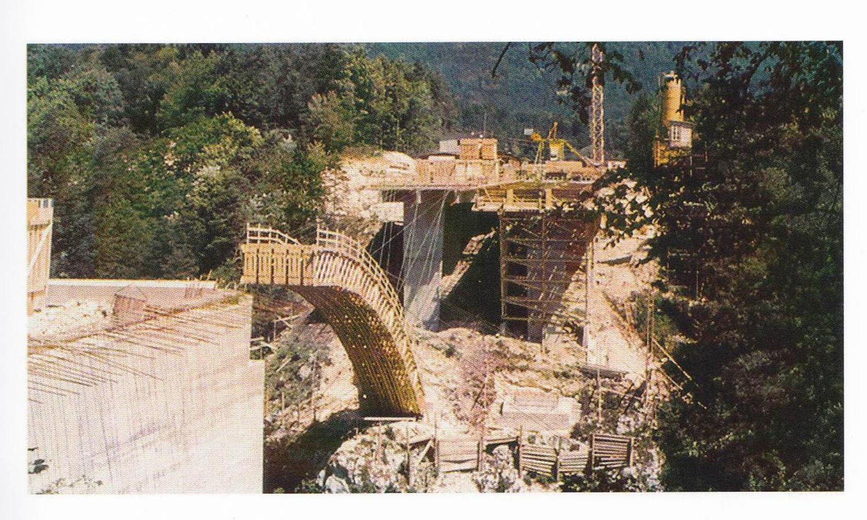


Aufwändige Sicherung einer Böschung

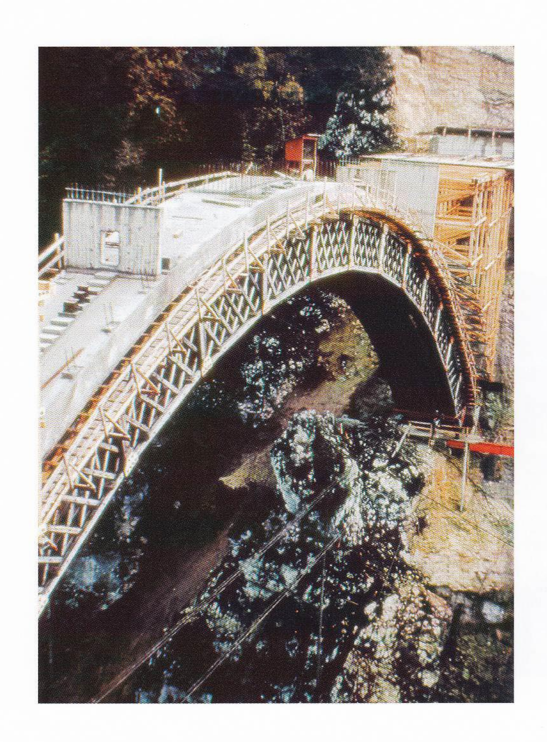
Die Überführung Teufen-graben wird betoniert.



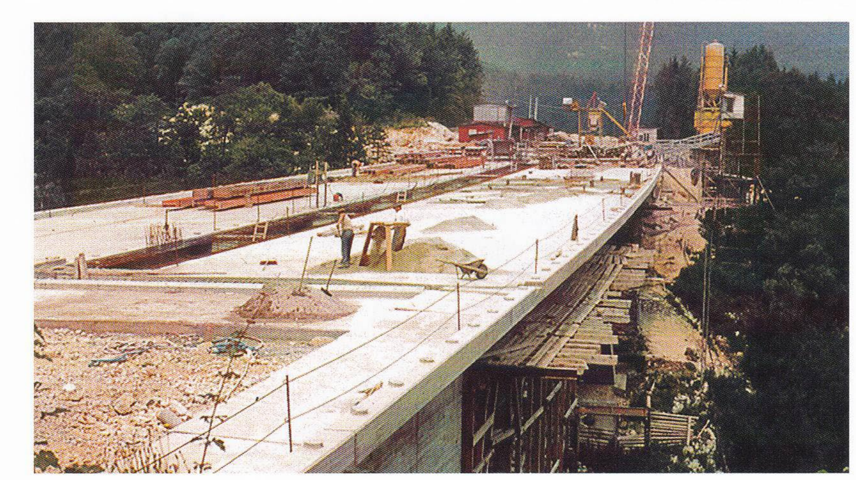
Der Durchlass im Santel entsteht.



Eine Leergerüsthälfte für den Bogen der Teufelsbrücke wird positioniert.



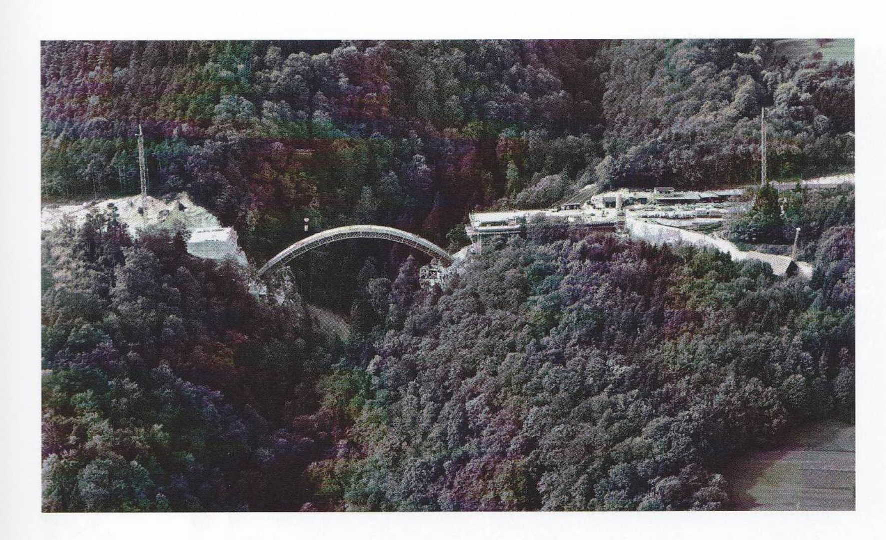
Teufelsbrücke: Der Bogen ist betoniert.



Der Brückenbau ist beinahe vollendet.



Für den Bau der Teufelsbrücke wurde ein Kippmasten-Kabelkran mit einer Spannweite von beinahe 250 Metern eingesetzt. Auch bei der Teufengrabenbrücke kam ein solcher Kran zum Einsatz.



Elegant schwingt sich der Brückenbogen über die Tüfelsschlucht.



Baustelle Teufelsbrücke von Südwesten. Rechts unten ist das «Schürli» im Heiligacher zu erkennen. Der Spitzacker und das Ernetfeld rechts oben sind noch nicht überbaut.



Belagseinbau auf der Belchen-Südrampe

Robert Hiltbrunner

Eine Reise an die Riviera

Über die Pfingsttage 1936 unternahm die Musikgesellschaft Hägendorf-Rickenbach eine Konzertreise an die französische Riviera. Eine Reisegruppe von zweihundert Personen machte sich auf den Weg nach Antibes-Juan-les-Pins, einer Hafenstadt mit ungefähr zwanzigtausend Einwohnern, an der Côte d'Azur zwischen Nizza und Cannes.

Wie kommt eine Dorfmusik zu einem solch ungewöhnlichen Engagement? Auskunft gibt uns ein recht ausführlicher Bericht über das Zustandekommen und den Ablauf dieser Reise, verfasst vom damaligen Vizedirigenten Alois Stulz mit Ergänzungen des Vereinssekretärs August Jaeggi.

Die Vorgeschichte

Seit 1924 stand die Musikgesellschaft unter der Leitung von Stephan Jaeggi. Der junge Musikstudent aus Fulenbach hatte aus der bescheidenen Blechmusik in kurzer Zeit eine Harmoniemusik geformt, die durch ihre musikalisch hochstehenden Konzerte sowie Erfolge an kantonalen, eidgenössischen und sogar internationalen Musikfesten weitherum von sich reden machte. Jaeggi hatte mit der Stadtmusik Solothurn, deren Dirigent er seit 1929 ebenfalls war, im Jahr 1933 eine Konzertreise nach Antibes unternommen. Seither stand er in Kontakt mit Joseph Zimmermann, einem gebürtigen Aargauer, der das Hotel ‹Terminus› in Antibes besass und Präsident des dortigen «Comitée Organisateur des Fêtes Franco-Suisse» war. Dank dieser Verbindung gelangte im Herbst 1934 über Dirigent Jaeggi an die Hägendörfer Musikanten eine Einladung zu einer Konzertreise über die Pfingsttage 1936 nach Antibes-Juan-les-Pins. Die Anfrage ging vom dortigen Hotelier-und Verkehrsverein sowie von den Stadtbehörden aus und erfolgte vorerst nur mündlich. Bereits im Januar 1935 sprachen dann Hotelier Zimmermann und Stadtrat Cornu persönlich in Hägendorf vor, um die Einladung zu bekräftigen. Offenbar war man in der damaligen Krisenzeit sehr daran interessiert, Gäste an die Riviera zu holen und offerierte günstige Konditionen für die Reiseteilnehmer. Im Gegenzug sollte die Musikgesellschaft mehrere öffentliche Konzerte geben.
An einer ausserordentlichen Vereinsversammlung vom Februar 1935 stimmten die Mitglieder dem Reiseprojekt zu und übernahmen damit die Verpflichtung, zu den 50 Musikanten noch mindestens 100 Reiseteilnehmer zu gewinnen.

Das Reisekomitee

Als erstes ging man daran, ein Reisekomitee zu bilden. Ihm gehörten drei Aktiv- und zwei Passivmitglieder an:
Präsident
  Alois Stulz, Bezirkslehrer,
  (Vizedirigent der MG)
Kassier
  Oswald Bauk, Lehrer



Delegationen der drei Schweizer Gastvereine mit Behörden und Mitgliedern des örtlichen Schweizervereins
→ Otto Kohler

Sekretär
August Jaeggi, Magazinchef, (Aktuar/Sekretär der MG)
Beisitzer
Wilhelm Frey, Kaufmann
Beisitzer
Otto Kohler, Büroangestellter, (Präsident der MG)

In der ersten Komitee-Sitzung im Mai 1935 wurde beschlossen, einen vierseitigen Reiseprospekt zu drucken und an die Bevölkerung von Hägendorf und Rickenbach verteilen zu lassen. Die Dauer der Reise wurde auf sechs Tage und die Kosten auf Fr. 140.– pro Person festgelegt. Zudem wurde ein Postcheck-Konto eröffnet.

Inzwischen hatte sich der Jodlerklub Olten dem Reisevorhaben angeschlossen und delegierte die Herren Ernst Hug, Traugott Plüss und Fritz Hofer in das «Reisekomitee Hägendorf-Olten».
Die eigentliche Organisation des Reiseablaufes wurde Emil Rötheli, Sous-Chef der SBB, Olten, übertragen, einem versierten und erfahrenen Reiseorganisator und Mitbürger («Schuelänge»), der auch als «Reisemarschall» amten sollte.

Skepsis trotz grossem Werbeaufwand

Nun galt es, die nötigen Reiseteilnehmer zu rekrutieren. Durch einen eigens gedruckten vierseitigen Reiseprospekt,

Inserate in verschiedenen Anzeigern aber besonders durch persönliche Werbung der Vereinsmitglieder hoffte man, viele Reise-Interessierte zu gewinnen. Im Verlauf des Jahres gingen allerdings die Anmeldungen nur spärlich ein. Zwar war das für die damalige Zeit abenteuerliche Projekt das allgemeine Dorfgespräch, aber viele Skeptiker zweifelten am Zustandekommen des Vorhabens, denn es herrschte Krise und wirtschaftliche Depression. Wer Arbeit hatte, verdiente meist wenig. Das Reisekomitee und die Verantwortlichen der beiden Vereine ermahnten ihre Mitglieder immer wieder, in Familie, Verwandtschaft, im Bekanntenkreis und am Arbeitsplatz Reiselustige anzuwerben.

Neue Reiseroute

Inzwischen war man mit der Jägermusik Wettingen in Kontakt gekommen, welche nach 1934 zu ihrer zweiten Riviera-Reise rüstete. Durch die erhöhte Zahl der Reisenden ergab sich die Möglichkeit, von der Generaldirektion der SBB einen Extrazug zugesprochen zu erhalten, was sowohl die Reisekosten als auch die Reisezeit erheblich mindern würde. Die Wettinger hatten allerdings schon ein definitives Reiseprogramm ausgearbeitet. Dieses sah die Hinfahrt über den Gotthard, Mailand nach Genua vor, mit Stadtbesichtigung und Hafenrundfahrt. Im gedruckten Reiseprospekt der Hägendörfer war die Reiseroute ursprünglich über Bern–Brig–Simplon–Turin–Cuneo–Nizza vorgesehen. Der neu geplante Aufenthalt in Genua erforderte eine Umstellung der Reiseroute und eine frühere Abreise als vorgesehen sowie zusätzliche Kosten. Man wollte aber unbedingt am offerierten Preis von Fr. 140.– festhalten und ersuchte deshalb in Antibes um eine Preisreduktion für den dortigen Aufenthalt. Die Veranstalter gewährten diesen Preisnachlass und offerierten zusätzlich einen Ausflug per Schiff zu der vorgelagerten Lerinschen Inselgruppe. Die Abreise, welche ursprünglich am Freitag früh vorgesehen war, wurde auf Donnerstagabend vorverlegt, die Reisezeit somit um eine Nacht verlängert. Die Rückkehr sollte am Mittwochabend erfolgen.

Das erweiterte Angebot sollte auch die Attraktivität der Reise verbessern, denn die Anmeldungen waren immer noch unter den Erwartungen geblieben. Bis zum Ablauf der Anmeldefrist am 20.April 1936, also fünf Wochen vor Reisebeginn, meldeten sich schliesslich 124 Mitreisende an, wovon 80 bei der Musikgesellschaft; das Unternehmen war damit gesichert!

Für die Rückreise würde man sich von den Wettingern trennen; sie wollten die Schweiz über Marseille und die Provence erreichen. Hägendorf/Olten wählte die ursprünglich für die Hinfahrt geplante Route über Nizza–Turin–Simplon mit dem fahrplanmässigen Schnellzug.

Logistische Probleme

Einige logistische Probleme stellten sich dem für den Reise-Ablauf zuständigen Emil Rötheli. Es war ihm zwar gelungen, von den SBB für die Hinreise einen Extrazug zu erhalten, doch konnte die Generaldirektion das nötige Wagenmaterial nicht bereitstellen, da über Pfingsten in der Schweiz ein hoher Reiseverkehr erwartet wurde. Er erhielt schliesslich die nötigen Wagen von der italienischen Staatsbahn F.S., immerhin mit einer elektrischen SBB-Lok bis Chiasso. Ab Mailand erhielt man die Zusicherung für zwei Speisewagen gegen eine Garantiesumme von Lire 500 (!!) pro Wagen.

Geldwechsel im Zug

Das Komitee beschloss, für den Geldwechsel eine «fahrende Change» zu betreiben und Reisekassier Oswald Bauk wurde angewiesen, die nötigen italienischen und französischen Devisen zu beschaffen. Wegen der Sanktionspolitik gegen Italien (Abessinienkonflikt) galten verschärfte Pass- und Zollvorschriften, die den Kontakt mit den Konsulaten der bereisten Länder nötig machten.

Das Reisekomitee hatte so alle Hände voll zu tun. Nach der konstituierenden Sitzung im Mai 1935 traf man sich weitere zehnmal zwischen dem 7. März und dem 21. Mai 1936, meistens in Hägendorf, viermal in Olten und einmal in Aarau. Nebst den oben erwähnten waren zahlreiche andere Punkte zu behandeln, wie Quartierzuteilungen, vier verschiedene Varianten Billets, medizinische Betreuung, Konzertprogramme, Korrespondenz mit Reise-Interessierten, Programmdruck. Als Kuriosum sei erwähnt, dass offenbar die Reiseleitung wenig Vertrauen in die Sicherheit der italienischen Bahnhöfe hatte, und deshalb den Schweizerverein von Genua engagierte, um während der Stadtbesichtigung den im Bahnhof stehenden Extrazug zu bewachen.

Dem Süden entgegen

Am Donnerstag, 28. Mai 1936 traten schliesslich 50 Musikanten, 17 Jodler und 135 Mitreisende die Reise in den Süden an. Die Hägendörfer versammelten sich abends 9 Uhr beim Schulhaus und zogen anschliessend mit Marschmusik durch eine «riesige Menschenmenge» zum Bahnhof, wo der Extrazug bereitstand. Die Musikanten verabschiedeten sich mit den Nationalhymnen der Schweiz und Frankreichs von der einheimischen Bevölkerung. In Olten stiegen die Jodler und ihre Reisebegleiter zu und in Arth-Goldau wurden die Wagen der Jägermusik Wettingen angehängt. In Chiasso wurde die elektrische SBB-Lok durch eine italienische Dampflok ersetzt. Über Mailand erreichte man morgens 8 Uhr Genua.

Sightseeing in Genua

Auf einer Stadtrundfahrt in Autocars besuchte man unter kundiger Führung sprachgewandter Reiseführer die Sehenswürdigkeiten von Genua. Eine Fahrt auf die Genueser Righi, prächtige Kirchen, Paläste und besonders die reichen Grabmäler auf dem Friedhof Campo Santo hinterliessen offenbar tiefe Eindrücke. Den Höhepunkt bildete eine Hafenrundfahrt mit der Besichtigung des Ozeandampfers ‹Conte Biancamano›. Zum Abschluss besuchte die Reisegesellschaft die Villa und den Park Durazzo-Pallavicini in Pegli. Entlang der Küste über Nizza erreichte man am Abend das Reiseziel Antibes-Juan-les-Pins. Nach freudiger Begrüssung durch die Bevölkerung in der festlich mit französischen und Schweizerfahnen beflaggten Stadt waren die (meisten) Reisenden froh, nach der langen Bahnfahrt endlich zu ausreichendem Schlaf zu kommen.

Offizieller Empfang in Antibes

Am Samstagmorgen besichtigten die Reisenden nach freiem Ermessen die Stadt Antibes, das antike Antipolis, und das am Golf von Juan in den Pinien gelegene Juan-les-Pins. Auf den späteren Nachmittag war der offizielle Empfang durch die Behörden der Stadt angesetzt. In festlichem Zug marschierten die Reisegesellschaft sowie die Vertreter der Schweizervereine von Monaco, Menton,

Nizza und Cannes, angeführt von der einheimischen ‹Harmonie Antiboise› und den beiden Schweizer Musikcorps, vom Bahnhofplatz zum Rathaus. Beim dortigen Soldatendenkmal legten die Besucher zu Chopins ‹Trauermarsch› einen Blumenkranz nieder und Komitee-Präsident Alois Stulz gedachte in einer tief bewegenden Rede in französischer Sprache der im Weltkrieg gefallenen Söhne der Stadt. Am anschliessenden offiziellen Empfang durch die Behörden im Rathaus begrüsste Stadtpräsident Jules Grec die Reisegesellschaft und den schweizerischen Konsul in Nizza, M. Vicarino. In Rede und Gegenrede versicherte man einander die französisch-schweizerische Wertschätzung und Freundschaft und bekräftigte die Worte mit gegenseitigen Gastgeschenken. Für die Gäste dankten der Oltner Stadtammann Dr. Hugo Meier und Alois Stulz, der überdies ein Begrüssungsschreiben des Hägendörfer Gemeindeammanns Glutz überreichte.

Galakonzert und Ball

Abends 9 Uhr strebte «eine zu Tausenden zählende Zuhörerschaft» auf die Place Nationale zum Galakonzert der Gastvereine. Die Musikvorträge der Musikgesellschaft und des Jodlerklubs ernteten enthusiastischen Applaus und es wurden mehrere Da Capos verlangt. Die beiden Dirigenten Jaeggi und Schneider wurden vom Publikum stürmisch gefeiert. (Ob die Jägermusik Wettingen am Konzert ebenfalls teilnahm, ist nicht klar; im Reiseprogramm ist ihr Auftritt zwar vorgesehen, er wird aber im recht ausführlichen Reisebericht mit keinem Wort erwähnt.) Im Hotel ‹Terminus› war anschliessend offizieller Ball angesagt. Mit Gesang und Tanz endete dieser denkwürdige Tag.



Eine Fahne als Gastgeschenk. (Stoffmasse inkl. Fransen 96 x 58 cm)

Cannes und Nizza

Am Morgen des Pfingstsonntags zog die Reiseschar mit klingendem Spiel vom Hotel zur Kathedrale zum Pfingstgottesdienst. Die Musikgesellschaft umrahmte mit feierlicher Musik die Messfeier. In seiner Predigt richtete der Stadtpfarrer auch herzliche Gruss- und Dankesworte an die Gäste. Zurück im Hotel brachte man dem eigentlichen Initiator der Reise, Hotelier Zimmermann, ein musikalisches Ständchen, was dieser mit «einigen Litern feurigen Weines» verdankte.

Nachmittags brachen die Mitreisenden zu einer Küstenfahrt und zur Stadtbesichtigung nach Cannes auf, während die Musi-



Auf der Insel Sainte-Marguerite: v.l. Bertha und Otto Kohler-Flury, Werner und Marie Kissling-Flury, Alois und Lina Stulz-Bloch

kanten zu einem weiteren Konzert auf der Place Massée antraten. Den freien Abend genossen viele in Nizza, einige offenbar allzulange, sodass sie die offizielle Rückfahrt verpassten und frühmorgens zum allgemeinen Gaudium mit fahrenden Gemüsehändlern in ihr Quartier zurückkehrten.

Auf stürmischer See

Früh am Montagmorgen gelangte man von Juan-les-Pins aus in zwei Motorbooten zur vorgelagerten Insel Sainte-Marguerite. Während der Weiterfahrt nach Cannes kam Wind auf, die Boote begannen zu tanzen und einige helvetische Landratten hielten sich mit blassen Gesichtern vornehmlich an der Reling auf, um «den hungernden Fischen ein willkommenes Dessert zu servieren». Der Musikant Anton Kellerhals, «der Bundesroot», hielt diese Episode später in den Versen fest:

Wieder goht me zrugg zum Schiff,
lueg wie's Meer jetz stürmisch isch.
Bi däm höche Wällegang
wird's de Fraue schröckli bang
Wie wird au das no use choo,
mer wärde doch nid unger goh?

Langsam stosst men ab vom Land,
use i dä Woogebrand.
Mächtig hei die Wälle g'schlaage,
s'wirkt nid günschtig uf e Maage.
Do wärde sie denn blass und blasser
und gäärbe über Bord is Wasser.

Tambour Theodor Wyss begab sich ebenfalls unter die Dichter und widmete dem Ereignis ein ganzes Gedicht von zehn Vierzeilern mit dem Titel ‹Der Sturm›.

Radiokonzert

Ein kräftiges Mittagessen in Cannes beruhigte sodann die Magen und Gemüter



Nach Antibes verehrten auch Menton und Monaco der Musikgesellschaft je eine Fahne. (Stoffmasse inkl. Fransen: Menton 95 x 54 cm; Monaco 117 x 56 cm).

wieder und nach einem freien Nachmittag rüstete man sich zu einem weiteren Höhepunkt der Reise, dem Radiokonzert «in den Pineden» von Juan-les-Pins. Die Anwesenheit des gesamten Stadtrates sowie – nach Schätzung des Berichterstatters – von 5000 bis 6000 Zuhörern, darunter vielen Auslandschweizern, verlieh dem ganzen Anlass ein offizielles Gepräge und eine besonders festliche Note. Das abwechslungsreiche Konzert der Musikgesellschaft und des Jodlerklubs wurde mit grossem Beifall aufgenommen und durch das Radio direkt übertragen. Stadtammann Dr. Meier bedankte sich für die grosszügige Gastfreundschaft bei den Veranstaltern und für



den herzlichen Applaus beim Publikum. In deutscher Sprache grüsste er sodann die Radiohörer in der Schweiz.

Menton und Monaco

Den letzten Tag des Aufenthaltes im sonnigen Süden benützte die Reiseschar zu einer Fahrt in «zwölf weisslackierten Autocars» über die Grande Corniche, die kurvenreiche Verbindungsstrasse, welche Kaiser Napoleon aus strategischen Gründen hoch über den Klippen entlang der Küste zwischen Nizza und Menton hatte erbauen lassen. An der höchsten Stelle, in La Turbie auf 500 Meter über dem Meeresspiegel, genossen die Reisenden den traumhaften Panoramablick auf die Riviera und den Zwergstaat Monaco-Monte Carlo. Sowohl in Menton als auch in Monaco wurde man von Behörden und Abordnungen der Schweizervereine offiziell empfangen und von der einheimischen Bevölkerung herzlich begrüsst. Die Vereine gaben Platzkonzerte und Interessierte hatten Gelegenheit zu Stadtbesichtigungen, das Ozeanographische Museum zu besuchen oder im Postamt monegassische Briefmarken zu erstehen. Abends erreichte man über Villefranche und Nizza wieder Antibes. Hier überraschte eine Regimentskapelle der Garnison die Reisegesellschaft mit einem Marschmusikkonzert.

Abschied

Am letzten Abend in Antibes verdankte Vereinspräsident Otto Kohler dem Hotelier Zimmermann dessen Einladung und vorzügliche Organisation des Aufenthaltes. Er überreichte ihm im Namen der Vereine und der ganzen Reisegesellschaft ein Service, was dieser mit reichlich spendiertem Champagner quittierte. «Was sich selbigen Abend des Abschieds noch alles zugetragen hat, darüber schweigen die Musen», so schreibt der Berichterstatter; es soll sich offenbar eine Geschichte um ein vermisstes Nachthemd, das am nächsten Morgen in einem andern Zimmer wieder aufgetaucht ist, zugetragen haben …

Mit Musik und Gesang verabschiedete man sich am nächsten Tag auf dem Bahnhof

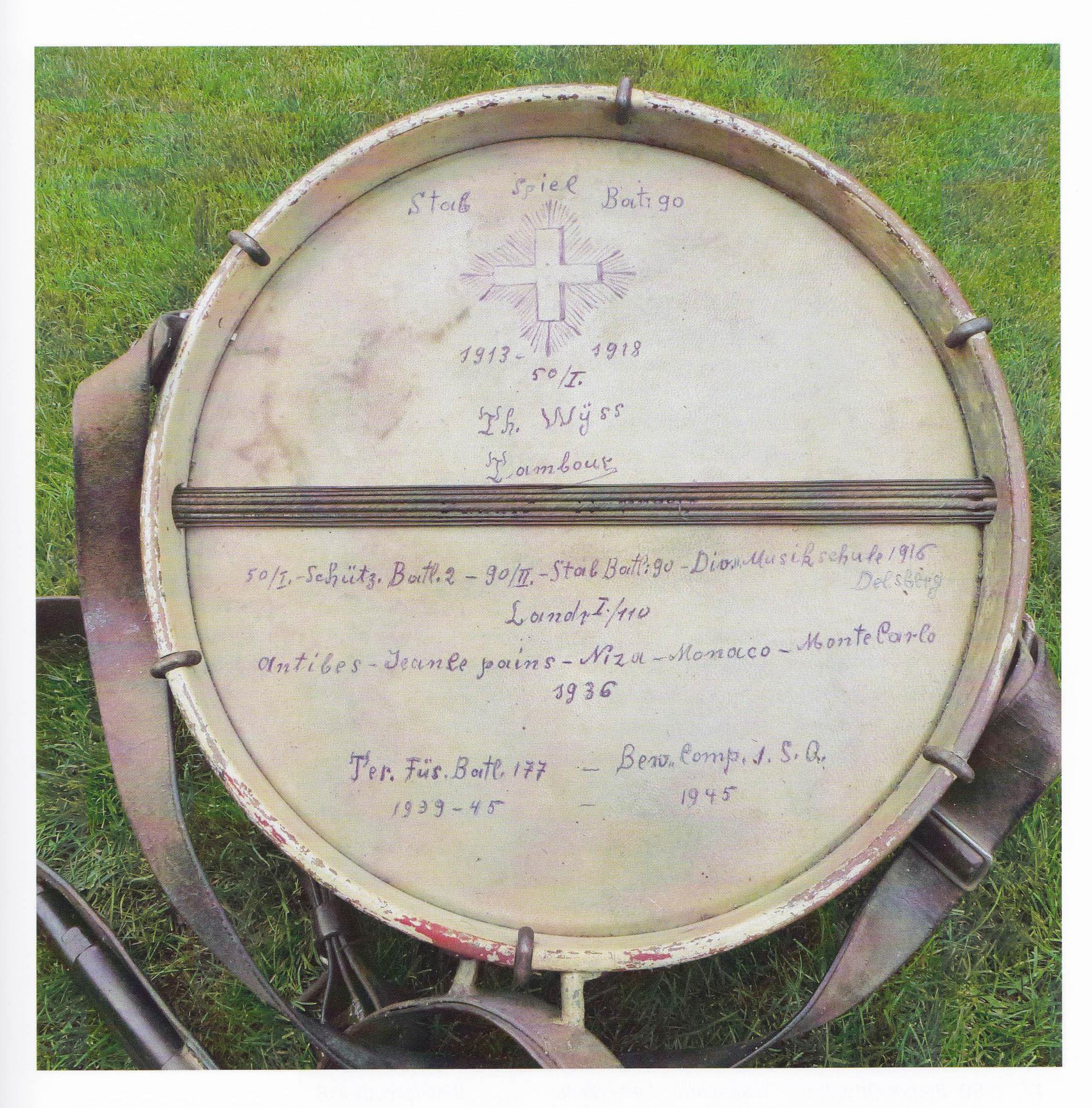
von Antibes zur Rückreise. In Nizza bestieg man den Schnellzug, der über Cuneo und Turin nach Domodossola und zurück in die Heimat führte. Die lange Bahnfahrt, zudem bei plötzlichem Regenwetter, verkürzte man sich mit allerlei Unterhaltung und Klamauk. In Olten verabschiedeten sich die Jodler und ihre Mitreisenden. In Hägendorf erwartete eine grosse Menschenmenge die Rückkehrer, welche vom Männerchor ‹Liederkranz› mit Gesang begrüsst wurden.

Riviera-Abend

Zur Erinnerung und als endgültigen Abschluss der denkwürdigen Reise lud die Musikgesellschaft zu einem Schlussabend am 18. Juli 1936 in den Saal zum ‹Tell› ein. Noch einmal ertönten die ‹Marseillaise› und ‹Sambre et Meuse›. Vereinspräsident Otto Kohler dankte allen, die zum guten Gelingen des Unternehmens beigetragen hatten, besonders aber dem Reisemarschall Emil Rötheli, der für seine umsichtige Planung und tadellose Durchführung der Reise zum Ehrenmitglied der Musikgesellschaft ernannt wurde. Im Namen der Riviera-Fahrer sprach der ebenfalls mitgereiste Gemeindeammann von Rickenbach, Emil Kamber, den Organisatoren den verdienten Dank aus. Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand eine «Lichtbilderrevue», welche vom Publizitätsdienst der BLS zur Verfügung gestellt und mit Fotomaterial von Reiseteilnehmern ergänzt wurde. Der



Offizieller Empfang vor dem Fürstenpalast in Monaco



Tambour Theodor Wyss hielt neben seinen militärischen Zuteilungen auch die Etappenziele der Riviera-Reise auf seiner Ordonnanz-Trommel fest. Trommel in Besitz von Kasimir Rötheli

Schnitzelbänkler unter den Musikanten, Anton Kellerhals, liess in 72 Versen die ganze Reise zur Heiterkeit der Zuhörer noch einmal aufleben und Tambour Theodor Wyss erinnerte in seinem Gedicht ‹Der Sturm› noch einmal an die «schaurig-schöne» Meerfahrt, derweil draussen wirklich ein schweres Juligewitter niederging.

Mit vielen tiefen Eindrücken und noch mehr lustigen Erinnerungen endete dieser Abend und damit die Riviera-Reise, die noch viele Jahre später immer wieder für Gesprächsstoff sorgte und somit zu einer Legende wurde.

Teilnehmerliste. Transkription

a. Reisekomitee: Hägendorf-Olten

Reisemarschall	*1.*	*Herr Emil Rötheli, Souschef SBB, Olten*
Reisepräsident	*2.*	*Herr Alois Stulz, Bezirkslehrer, Hägendorf*
Reisekassier	*3.*	*Herr Oswald Bauk, Lehrer, Hägendorf*
Sekretäre	*4.*	*Herr August Jaeggi, Kaufmann, Hägendorf*
	5.	*Herr Traugott Plüss, Kaufmann, Olten*
Beisitzer	*6.*	*Herr Otto Kohler, Bureauangestellter, Hägendorf*
	7.	*Herr Wilhelm Frey, Sekretär, Hägendorf*
	8.	*Herr Ernst Hug, Kaufmann, Olten*
	9.	*Herr Fritz Hofer, W.O., Olten*

b. Aktivmitglieder der Musikgesellschaft

Nr.	*geb.*	*Name*	*Wohnort*	*Beruf*	*Instrument*
1.	*1903*	*Jaeggi Stephan,*	*Bern*	*Musikdirektor*	*Direktion*
2.	*1894*	*Borner Max,*	*Rickenbach*	*Maschinenmeister*	*Piccolo in Des*
3.	*1898*	*Müller Richard,*	*Rickenbach*	*Schlosser SBB*	*Flöte in Des*
4.	*1908*	*Kohler Adolf,*	*Hägendorf*	*Schreiner*	*Klarinette in Es*
5.	*1893*	*Borner Hermann,*	*Hägendorf*	*Chauffeur W.O.*	*Klarinette I in B*
6.	*1914*	*Rötheli Oskar,*	*Bern*	*Maschinenzeichner*	*Klarinette I in B*
7.	*1914*	*Müller Max,*	*Hägendorf*	*Maler*	*Klarinette I in B*
8.	*1914*	*Lüscher Arnold,*	*Rickenbach*	*Typograph*	*Klarinette I in B*
9.	*1914*	*Vögeli Johann jun.,*	*Hägendorf*	*Zuschneider*	*Klarinette I in B*
10.	*1898*	*Fries Walter,*	*Bern*	*Eidg. Finanzbeamter*	*Klarinette I in B*
11.	*1891*	*Herrmann Robert,*	*Hägendorf*	*Bauarbeiter*	*Klarinette II in B*
12.	*1917*	*Flury Walter,*	*Hägendorf*	*Druckereiarbeiter*	*Klarinette II in B*
13.	*1915*	*Vögeli Wilhelm,*	*Hägendorf*	*Elektriker*	*Klarinette III in B*
14.	*1915*	*Flückiger Ernst jun.,*	*Rickenbach*	*Schlosser*	*Klarinette III in B*
15.	*1908*	*Borner Theodor,*	*Hägendorf*	*Schuhmacher*	*Klarinette III in B*
16.	*1902*	*Kohler Otto,*	*Hägendorf*	*Bureauangestellter*	*Oboe in C*
17.	*1890*	*Borner Otto,*	*Hägendorf*	*Seifensieder*	*Bassklarinette in B*
18.	*1903*	*Müller Edmund,*	*Rickenbach*	*Radiotechniker*	*Flügelhorn I in B*
19.	*1900*	*Jaeggi August,*	*Hägendorf*	*Kaufmann*	*Flügelhorn I in B*
20.	*1908*	*Bolliger Ernst,*	*Olten*	*Bahnangestellter*	*Flügelhorn I in B*
21.	*1896*	*Herrmann Rudolf,*	*Hägendorf*	*Usego-Magaziner*	*Flügelhorn II in B*
22.	*1891*	*Studer Alois,*	*Hägendorf*	*Schuhfabrikarbeiter*	*Trompete I in B*
23.	*1908*	*Flury Emil,*	*Hägendorf*	*Maler*	*Trompete I in B*
24.	*1901*	*Kissling Werner,*	*Wolfwil*	*Typograph*	*Trompete II in B*

25.	1910	Flury Paul,	Hägendorf	Mechaniker	Trompete II in B
26.	1897	Studer Otto,	Olten	Giesser SBB	Tenorhorn I in B
27.	1913	Hodel Hugo,	Hägendorf	Zuschneider	Tenorhorn I in B
28.	1887	Grunder Emil,	Hägendorf	Malermeister	Tenorhorn II in B
29.	1901	Kamber Viktor,	Hägendorf	Bahnangestellter	Tenorhorn III in B
30.	1912	Ritter Anton,	Hägendorf	Schuhfabrikarbeiter	Althorn I in Es
31.	1909	Rippstein Hugo,	Hägendorf	Bäckermeister	Althorn II in Es
32.	1903	Kellerhals Anton,	Hägendorf	Bureauangestellter	Althorn III in Es
33.	1894	Studer Alfred,	Hägendorf	Kellermeister C.V.O.	Baryton in B
34.	1899	Flury Theodor,	Hägendorf	Mech. Schreinerei	Posaune I in B
35.	1897	Kamber Leo,	Hägendorf	Arbeiter W.O.	Posaune II in B
36.	1908	Meier Walter,	Hägendorf	Schriftenmaler	Posaune III in B
37.	1902	Renggli Max,	Hägendorf	Schreiner	Posaune III in B
38.	1891	Flury Theodor,	Hägendorf	Schlosser SBB	Bass in B
39.	1897	Flury Theophil,	Hägendorf	Chauffeur	Bass in B
40.	1902	Frey Alois,	Hägendorf	Zimmermann	Bass in Es
41.	1894	Wyss Theodor,	Hägendorf	Schuhfabrikarbeiter	Kl. Trommel
42.	1894	Flury Joseph,	Hägendorf	Waldarbeiter	Gr. Trommel
43.	1904	Rauber Joseph,	Hägendorf	Marbier	Symbalen
44.	1914	Borner Ernst,	Hägendorf	Elektriker	Tympani
45.	1899	Kamber Arnold,	Hägendorf	Berna-Arbeiter	Fähnrich
46.	1913	Ritter Fritz,	Hägendorf	Lehrer	Materialverwalter
47.	1894	Stulz Alois,	Hägendorf	Bezirkslehrer	2. Direktion

c. Reiseteilnehmer

Nr.	Name	Wohnort	geb.	Beruf	Begleitung
1.	Aerni Jakob	Hägendorf	1886	Werkst. Arbeiter	
2.	Aerni Gottfried	Hägendorf	1903	Werkst. Arbeiter	
3.	Aerni-Studer Johanna	Hägendorf	1906	Hausfrau	c. 2
4.	Albisser Paul	Boningen	1898	Elektriker-Aufseher	
5.	Albisser-Flury Adelheid	Boningen	1899	Hausfrau	c. 4
6.	Bitterli Alois	Wisen	1908	Werkst. Arbeiter	
7.	Bitterli Joseph	Hauenstein	1894	Werkst. Arbeiter	
8.	Borner Ernst	Hägendorf	1875	Schreiner	
9.	Borner-Kamber Jeanettte	Hägendorf	1879	Hausfrau	c. 8
10.	Borner Johann	Hägendorf	1874	Schuhfabrikarbeiter	
11.	Borner-Renggli Rosa	Hägendorf	1872	Hausfrau	c. 10
12.	Bolliger-Trösch Lina	Olten	1908	Hausfrau	b. 20

13. Beyeler Erna	Roggwil	1906	Fabrikarbeiterin	
14. Casari-Flückiger Lina	Wangen	1886	Hausfrau	
15. Dobler Albert	Hägendorf	1903	Werkst. Arbeiter	
16. Dobler-Borner Ida	Hägendorf	1908	Hausfrau	c. 15
17. Fehlmann Margrit	Zurzach	1907	Serviertochter	
18. Flury Klara	Hägendorf	1912	Fabrikarbeiterin	
19. Flury Frida	Hägendorf	1907	Haustochter	
20. Flury-Kamber Rosa	Hägendorf	1900	Hausfrau	b. 42
21. Flückiger Ernst sen.	Rickenbach	1888	Bahnangestellter	
22. Flückiger Otto	Wangen	1914	Chauffeur	
23. Frey-Ackermann Ida	Hägendorf	1894	Hausfrau	a. 7
24. Fries-Kofmehl Louise	Bern	1899	Hausfrau	b.10
25. Furrer Emma	Olten	1903	C.V.O.-Verkäuferin	
26. Gavin Emil	Bern	1880	Bahnbeamter	
27. Gavin Emma	Bern	1888	Hausfrau	c.26
28. Grimm Anny	Rickenbach	1914	Schuhfabrik-arbeiterin	
29. Gutzwiller Emilie	Basel	1873		
30. Gutzwiller Hedy	Basel	1903		
31. Hagmann August	Herzogenbuchsee	1900	Fabrikbeamter	
32. Hagmann-Kamber Frieda	Herzogenbuchsee	1898	Hausfrau	c.31
33. Hubler Franz	Balsthal	1882	Werkmeister	
34. Huetiger Albert	Hägendorf	1882	Landarbeiter	
35. Jaeggi-Kamber Elise	Hägendorf	1903	Hausfrau	a. 4/ b.19
36. Jaeggi Emmy	Winterthur	1908	Serviertochter	
37. Jaeggi-Flury Lydia	Bern	1907	Hausfrau	b. 1
38. Kamber Elsa	Balsthal	1904	Papierfabrik-arbeiterin	
39. Kamber Emil, Ammann	Rickenbach	1892	Kaufmann	
40. Kamber-Borner Adeline	Rickenbach	1896	Hausfrau	c.39
41. Kamber Arnold	Olten	1889	Weichenwärter	
42. Kamber-Braun Frieda	Hägendorf	1900	Hausfrau	b.35
43. Kamber Robert	Hägendorf	1887	Werkst. Arbeiter	
44. Karrer Arnold	Murgenthal		Gewerbelehrer	
45. Kissling-Flury Marie	Wolfwil	1901	Hausfrau	b.24
46. Kellerhals Max	Olten	1902	Conducteur SBB	
47. Kohler Franz	Hägendorf	1878	Handwerksmeister	
48. Kohler-Flury Bertha	Hägendorf	1902	Hausfrau	a. 6/b.16

49. Lüscher Walter	Rickenbach	1915	Usego-Angestellter	
50. Lüthy Klara	Bern	1900	SBB-Service	
51. Mäder-Leber Bertha	Olten	1874	Privatière	
52. Müller-Mäder Anna	Rickenbach	1898	Hausfrau	b. 3
53. Meierhofer Robert	Wangen b/O	1882	Fabrikportier	
54. Moser Theodor	Hägendorf	1872	pens. Bahnarbeiter	
55. Nünlist Rosa	Hägendorf	1906	Kleiderfabrik-arbeiterin	
56. Plüss Ernst	Hägendorf	1885	Wirt z. ‹Schlüssel›	
57. Ringger Friedrich	Olten	1888	Handwerksmeister SBB	
58. Ringger-Brunner Mina	Olten	1891	Hausfrau	c.57
59. Ritter Sigfried	Hägendorf	1881	pens. Werkst. Arbeiter	
60. Ritter Frieda	Aarau	1906	Serviertochter	
61. Rickli Ida	Dulliken	1904	Fabrikarbeiterin	
62. Rötheli Hilda	Hägendorf	1908	Kleiderfabrik-arbeiterin	
63. Rötheli Werner	Zürich 7	1909	Maler	
64. Rötheli Theodor	Hägendorf	1883	Maler W.O.	
65. Studer Johann	Biel	1885	Bahnbeamter SBB	
66. Studer Paula	Leysin	1912	Empfangsdame	
67. Studer-Bühler Louisa	Olten	1899	Hausfrau	b.26
68. Studer Richard	Hägendorf	1880	Magaziner	
69. Stulz-Bloch Lina	Hägendorf	1894	Hausfrau	a. 2/b.47
70. Schweizer Hans	Känerkinden	1902	Seifenfabrikarbeiter	
71. Schumacher Gertrud	Olten	1911	Kleiderfabrik-arbeiterin	
72. Schärer Otto	Wissen	1886	Monteur W.O.	
73. Schwaller Simon	Trimbach	1887	Weichenwärter	
74. Sigrist-Studer Marie	Hägendorf	1896	Schulhausabwartin	
75. Soland-Scheidegger Marie	Olten	1882	Privatière	
76. Trösch Ernst	Roggwil	1902	Webereiarbeiter	
77. Trösch-Lanz Anna	Roggwil	1904	Webereiarbeiterin	c.76
78. Troller Irma	Olten	1915	Hausdienstmädchen	
79. Vögeli-Hinna Hedwig	Läufelfingen	1910	Zuckerfabrikarbeiterin	
80. Vögeli Johann sen.	Hägendorf	1877	Monteur W.O.	
81. Zumbrunnen-Kamber Pauline	Clarens	1875	Hausfrau	

Hans A. Sigrist

Von Tavernen und Pinten

Im öffentlichen Leben der Gemeinde spielen Wirtshäuser seit jeher eine wichtige Rolle. Ihre Funktion und ihre Zahl haben sich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder verändert. Zweifelsohne sind Gasthäuser ein Spiegel des gesellschaftlichen Wandels.

Im späten Mittelalter gehörten Tavernen zu den «ehaften», das heisst zu den für Gemeinwesen unentbehrlichen konzessionspflichtigen Gewerbebetrieben. Der Grundherr erteilte das Tavernenrecht gegen eine einmalige Gebühr und einen jährlichen Zins. Während das Weinschenkrecht für einfache Pinten an eine Person verliehen wurde und mit deren Tod erlosch, haftete das Tavernenrecht auf unbegrenzte Zeit an einem bestimmten Haus. Der Tavernenwirt war einerseits verpflichtet, alle ehrbaren Leute zu bedienen, die bar oder mit Pfand zahlten, anderseits musste er sich rechtswidrig verhaltende Gäste der Obrigkeit anzuzeigen. Er hatte Händler, Kaufleute und andere Reisende zu beherbergen, Getränke und warme Speisen abzugeben sowie Stallplätze und Futter für Pferde und Lagermöglichkeiten für mitgeführte Handelswaren anzubieten. Der Wirt musste auch ausreichende Lebensmittelvorräte für den Gasthausbetrieb lagern.[1]
Wie alle andern Gewerbetreibenden im Dorf war auch der Wirt meist gezwungen, neben seinem Gasthaus zur Selbstversorgung und damit zur Existenzsicherung einen Landwirtschaftsbetrieb zu führen.

1366: Taverne in Hägendorf

Von einer Taverne in Hägendorf erfahren wir erstmals durch eine Urkunde aus dem Jahre 1366. Damals verkaufte der Edelknecht Hermann von Ifenthal seinem Bruder Heinrich unter anderem seinen Anteil an diesem Gasthaus, das zu jener Zeit schon länger im Besitz der Ifenthaler gewesen sein muss.[2] Ungewiss ist, ob die Edelleute das Wirtshaus gegründet hatten. 1423 ist die Taverne erneut dokumentiert, diesmal im bernisch-solothurnischen Zinsverzeichnis.[3]

Hans Wyss, der Wirt

1559 wird erstmals ein Tavernenwirt von Hägendorf namentlich fassbar: Hans Wyss. Er erscheint in den Vogt-Rechnungen, weil bei ihm ein Gast, ein «welscher Glastrager», verstorben war. Wie es seine Pflicht als Tavernenwirt verlangte, sorgte Wyss für ein ordentliches Begräbnis des fremden Hausierers. Die entstandenen Auslagen von 8 Pfund, 9 Schillinge, 1 Denar wurden ihm vom Vogt auf Bechburg zurückerstattet. Zwei Jahre später finden wir Hans Wyss nochmals in den Vogtrechnungen aufgeführt, diesmal allerdings auf der Einnahmen-Seite. Bei einer nächtlichen Schlägerei, vielleicht bei einem Rauswurf aus dem Wirtshaus, hatte Hans Wyss den Rutsch in der Ey übel zugerichtet und musste 10 Pfund Busse bezahlen.[4]
Die handfeste Rauferei kam also teurer zu stehen als ein einfaches Begräbnis …

Ideale Geschäftslage

Dank einer Lagebeschreibung in einem 1774 erstellten Inventar ist klar, dass die erste Taverne, «das hindere alte Würthshaus» neben der «Dorfbrugg» stand,[5] etwa 20 Meter nördlich des heute an der Oltnerstrasse stehenden Steinbrunnens. Diese Geschäftslage war ideal. Viele Viehhändler, Träger und Hausierer aus dem Luzernischen, welche die Märkte in Basel erreichen wollten, benutzten die Aarefähre bei Boningen und die Dünnernfurt bei Kappel um dann von Hägendorf aus via den Eggberg oder den Chall den Jura zu überqueren. Beide Routen führten direkt an der Taverne vorbei. Auch der ganze Ost-West-Verkehr am Jurasüdfuss rumpelte buchstäblich vor der Wirtshaustüre vorüber, war doch die oben erwähnte «Dorfbrugg»[6] lange Zeit die einzige für schwere Fuhrwerke befahrbare Brücke über den Dorfbach.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde trotz heftigem Widerstand der Wirte im Gäu die Landstrasse vom Mittelgäu an den Jurasüdfuss verlegt. Nun wickelte sich auch der Transitverkehr zwischen Aarau–Olten–Solothurn auf der neu ausgebauten Route ab und brachte dem Wirt in Hägendorf noch mehr Gäste und Verdienst.

Das Wirtshausschild der ‹Taverne zur Sonne› aus dem Jahre 1834 mit dem Glutz-Wappen



1580–1860: ‹Gasthaus zur Sonne›

Vermutlich weil die alte Taverne allmählich zu klein geworden war, liess der Wirt Uli Lack in den 1580er-Jahren südöstlich vor dem alten Wirtshaus unmittelbar an der Landstrasse einen Neubau errichten, der rund achtzig Jahre später westseitig um zwei Fensterachsen erweitert wurde. Die neue Taverne, heute Oltnerstrasse 1, erhielt anno 1760 durch obrigkeitliche Verfügung «einen schilt mit einer goldenen Sonnen in blauwem feld».[7] Seit 1834 schmückte ein schmiedeisernes Wirtshausschild mit einer goldglänzenden Sonne das stattliche Haus. Friedrich Glutz, der dritte Sonnenwirt seines Geschlechtes, stellte 1860 den Gastbetrieb ein und 1911 wurde das Tavernenrecht gelöscht.

Die Geschichte der alten und neuen Taverne sowie der Wirte wurde 1966 durch den Lokalhistoriker Paul Hofer detailliert untersucht und dokumentiert,[8] und nachdem eine Aussenrenovation des einstigen Gasthofes ‹Sonne› zu neuen Erkenntnissen geführt hatte, veröffentlichte Jules Pfluger, Härkingen, 1984 in den Jurablättern und 1986 in den Hägendörfer Jahrringen einen Beitrag zum gleichen Thema mit dem Titel «400 Jahre ‹Sonne› Hägendorf».[9]

Die Pinten, eine unerwünschte Konkurrenz

Schon immer hatten die Tavernenwirte gegen die Konkurrenz der so genannten Pinten-, Zapfen-, Stauden- oder Besenwirtschaften zu kämpfen. Diese durften neben Wein und Most auch Käse, Wurst und Speck anbieten. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts müssen mehrere solche Weinschenken den Tavernenwirten in Wangen und Hägendorf das Geschäft geschädigt haben, weshalb «Ullj Lack, würt zu Hägendorff und Karlie Bläuenstein, würt

zu Wangen» die Obrigkeit baten, «ihre tavernen ze fryen [zu befreien], dass keine studen würten neben inen sin söllen.» Der Rat versprach, Ordnung zu schaffen, sofern die Tavernenwirte «den win recht gebendt und die gast lidenlich halten».[10] Diese Bedingung deutet an, dass die Weinpreise und die Gastfreundschaft in den beiden Tavernen nicht über jeden Zweifel erhaben gewesen waren.

Tatsächlich gab es anno 1600 in Hägendorf neben der Taverne noch drei Schenken. Im darauf folgenden Jahr war es nur noch eine. Offenbar waren zwei Staudenwirte gestorben und damit ihr Pintenschenkrecht erloschen. Die in den Vogtrechnungen verbuchten jährlichen Abgaben der Wirte für den neu eingekellerten Wein, Böspfennig oder Umgeld genannt, belegen, dass es in den folgenden hundert Jahren bei der einen Taverne und nur einer Pinte im Dorf blieb.[11]

Begehrte Schenkrechte

Um Weinschenkrechte wurde oft recht unzimperlich gestritten. 1669 bewarb sich Urs Kamber um ein solches und wies auf die Monopolstellung des Tavernenwirts Melcher Fluri hin. Dieser besitze jetzt zwei Rechte. Hägendorf habe jedoch schon immer zwei Wirte gehabt. Die Obrigkeit trat darauf nicht ein. Erst als Kamber in einem zweiten Gesuch Melcher Fluri wohl berechtigterweise beschuldigte, dieser habe dem Pfarrer unbrauchbaren Messwein verkauft, kam der Gesuchsteller zu seinem Recht.[12]

Neben den behördlich anerkannten Wirten gab es immer wieder Verwegene, die ohne Ausschankrecht Hochprozentiges verkauften. Weil Alkohol bekanntlich die Zunge löst, blieb solches Tun nie lange unentdeckt. So wurde beispielsweise 1739 ein Mathis Rötheli wegen dem Verkauf von Branntwein zu 10 Pfund Busse verurteilt.[13]

Von Spiel- und Trunksucht

Bei der Vergabe von Pintenschenkrechten übte die Obrigkeit grösste Zurückhaltung, da sie nicht ganz zu Unrecht der Meinung war, dass sich «die Bürger und Untertanen weniger bei Wirten und Weinschenken, sondern bei Weib und Kindern zu Hause und auf dem Hofe sich aufhalten und ihre Schulden bezahlen sollen».[14] Wenn man dem Kestenholzer Pfarrer glauben will, stand es 1683 um die Sittlichkeit des Landvolkes wirklich schlecht. Er beklagte bei der Regierung dessen übermässigen Tabak- und Branntweingenuss, beschwerte sich über Spielhäuser und Kiltstuben, entsetzte sich über nächtliches buhlsüchtiges Tanzen und sündliche Besuche, ärgerte sich über das Gassenlaufen, Juzgen, Schreien, über Völlerei und vieles mehr.[15]

Moralapostel mit teils zweifelhaften Absichten gab es schon damals. So versuchte der Tavernenwirt Hans Fluri das Zapfrechtgesuch des Klaus Lang mit dem Argument zu hintertreiben, Langs Haus stehe an einem Ort, wo sich viel Lumpengesindel, Spieler und Säufer einfänden.[16]

Besorgt schrieb der Landvogt auf Bechburg 1715 nach Solothurn, das Branntweintrinken nehme überhand, ebenso das Spielen der Jugend in den Bäckerhäusern (Ofen- oder Backhäuser).[17] Die Regierung reagierte ohnmächtig, indem sie wie schon so oft das einschlägige Mandat erneuerte. Die Tavernenwirte hatten dem Vogt zu hinterbringen, was im Wirtshaus geschwatzt wurde. Den Pintenwirten konnte notfalls mit der Schliessung ihres Lokals gedroht werden um sie zu zwingen, ihre Gäste nicht bis zur Volltrunkenheit zu bewirten. Was hingegen in Kiltstuben, Back- und Spielhäusern geschah, war für die Obrigkeit unkontrollierbar und damit äusserst verdächtig und beunruhigend.

Ihr hochgestecktes Ziel war, die Untertanen zu Anstand und Sitte zu erziehen. Da erschien wohl das Bewilligen einer Pinte oft als kleineres Übel.

Wein, ein Grundnahrungsmittel

Ob zu den vielen Gütern, die das Kloster St. Urban 1366 in Hägendorf erworben hatte, auch schon Weinberge gehörten oder ob es die Abtei war, die den Rebbau im Dorf einführte, ist nicht mehr festzustellen. Auf jeden Fall vergrösserten die Klosterleute in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Rebfläche an der Weinhalde durch Waldrodung,[18] denn das Kloster benötigte für seine Selbstversorgung beträchtliche Mengen Wein. Allfällige Überschüsse verkaufte es an die Wirte.

Wein galt damals als Grundnahrungsmittel und entsprechend viel wurde davon auch getrunken. Der Tagesbedarf eines gesunden Mannes wurde auf 1,6 Liter beziffert und auch Kranke erhielten täglich ein schönes Quantum zur Stärkung. Dabei ist zu bedenken, dass dieser Wein weit weniger Alkohol enthielt als der heutige.

In den Jahren 1620–1638 kauften die Wirte von Hägendorf jährlich durchschnittlich 57 Saum Wein ein.[19] Das sind etwa 9000 Liter, eine beträchtliche Menge für ein Dorf mit schätzungsweise 500 Einwohnern!

Dem Spital Solothurn, das auch einen Rebberg in Hägendorf besass[20], gehörten schon seit dem Mittelalter ausgedehnte Rebgebiete an den Juraseen. Aber auch Gotteshäuser und vermögende Solothurner hatten dort ihre Rebkulturen. Es erstaunt deshalb nicht, dass die Obrigkeit diesen «Landwein» gegen die Konkurrenz des weniger sauren und billigeren Elsässer Weins schützte. Nur wenn nicht genug «Landwein» zur Verfügung stand, durfte Elsässer Wein eingeführt werden.[21]

Strenge Auflagen

Nach dem Sturz des Ancien Régime 1798 begannen turbulente Zeiten mit grossen Veränderungen im gesellschaftlichen und politischen Leben. Eine strenge Aufsicht über die Wirte und die Gasthäuser wurde jedoch beibehalten. Wie die alte Obrigkeit setzten auch die neuen Regierungen viel daran, das Geschehen in den Wirtshäusern unter Kontrolle zu halten. So war beispielsweise gesetzlich bestimmt: «Mit Schlag 11 Uhr Abends soll der Wirth die Gäste fortweisen und die Wirthschaft schliessen…» Hohe Geldstrafen und Patentenzug drohten jedem Wirt, «der in seinem Hause Unsittlichkeiten gestattet, oder den Einzug von unsittlichen Leuten begünstiget…», der Hazardspiele [Glücksspiele] zuliess oder Personen mit Wirtshausverbot bewirtete.[22] Alle Wirte waren gesetzlich verpflichtet, vom obrigkeitlichen Fichtmeister geeichte Messbecher aus Zinn oder Blech in den Grössen 1, ½ und ¼ Mass (1 Mass = ca. 1,6 Liter) zu beziehen und diese in ihrer Gaststube zu jedermanns Einsicht und Gebrauch aufzuhängen.[23]

Patenterteilung liberalisiert

Während der Zeit der Restauration (1814–1830) liessen die Behörden offensichtlich zu, dass vielerorts neue Pintenschenken entstanden, stellten dann aber fest, es gebe zu viele davon. Deshalb verordnete man 1829 strenge Bestimmungen für die Patentvergabe.[24] Nur drei Jahre später – inzwischen hatte die Regeneration (1830–1848) Einzug gehalten – wurde die Patenterteilung liberalisiert. Fortan erhielt jeder Kantonsbürger mit gutem Leumund und geeignetem Lokal gegen eine jährliche Gebühr ein Pintschenk-Patent.[25] Damit war der freie Wettbewerb unter den Schenken

lanciert. In diese von der Industrialisierung geprägte Zeit passte allerdings das Privileg der Tavernen, als einzige warme Speisen abgeben zu dürfen nicht mehr. Die Korrektur erfolgte 1847 durch eine Gesetzesänderung: Bestehende Tavernenrechte behielten ihre Gültigkeit, neu wurden aber nur noch Speisewirtschaftspatente erteilt, die wie die Pintenwirtschaftspatente nach drei Jahren wieder erneuert werden mussten.[26] Nach Jahrhunderten der Sonderbehandlung mussten sich die Tavernenwirte erstmals gegen ebenbürtige Konkurrenz behaupten. Diese liess allerdings auf sich warten, denn die Zeiten waren schlecht. Die Verarmung vieler Familien infolge von Missernten und der daraus resultierenden Teuerung führte 1854 zu einer Massenauswanderung nach Nordamerika.[27]

Patentinhaber und Wirte

Die Liberalisierung der Patentvergabe eröffnete Besitzern eines Hauses an zentraler Lage neue Verdienstmöglichkeiten. Meist liessen sich ebenerdige Räume mit wenig Aufwand zu einer Gaststube mit rückwärtiger Küche abtrennen und umbauen, Neubauten waren die Ausnahme. Der Hausbesitzer und Patentnehmer konnte das Wirten einer andern Person übertragen. Dieses Geschäftsmodell wurde häufig praktiziert, barg aber ein Risiko für den Patentinhaber, der die jährliche Patentgebühr auch dann zu entrichten hatte, wenn sich herausstellte, dass sein Pächter zahlungsunfähig war.
Es fällt auf, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts viele Kantonsfremde, vor allem Leute aus dem Bernbiet, eine Wirtshauspacht antraten. Der häufige Wirtewechsel zeigt, dass viele dieser Neulinge im Gastgewerbe erfolglos blieben und deshalb schnell wieder verschwanden. Einzelne aber wie etwa die Sommer und Renggli waren geschäftstüchtig und blieben im Dorf.

Wirtshausnamen und Wirtshausschilder

Heidnisch oder christlich?

Die weit auseinander liegenden Bergwirtschaften tragen bis heute weder spezielle Namen noch schmücken sie sich mit einem Wirtshausschild. Wanderer und Biker finden diese Gaststätten auf jeden Fall. Im Dorf sah und sieht das anders aus. Die alte Taverne an bester Lage neben der «Dorfbrugg» kam während Jahrhunderten ohne Namen und Schild aus. Während Pinten mit einem Besen oder einer Staude auf sich und damit auch auf ihr Ausschankrecht aufmerksam machten, wissen wir nicht, auf welche Weise das der Tavernenwirt tat. Wie oben ausgeführt, verfügte die Obrigkeit erst 1760, die neue Taverne in Hägendorf habe ein Schild mit einer goldenen Sonne auf blauem Grund zu führen. Der Wirt brachte das auf eine Holztafel aufgemalte Zeichen an der Hausfassade gut sichtbar an. 1834 wurde es ersetzt durch eine vergoldete Sonne mit Strahlenkranz, die an einem reich verzierten schmiedeisernen Ausleger hängt. Das Schild war nach Löschung des Tavernenrechts anno 1911 dem Historischen Museums Olten übergeben worden, hängt jedoch seit 1984 wieder an seinem alten Platz.
Die Sonne gilt seit heidnischen Zeiten als Spenderin von Licht und Fruchtbarkeit. Im Zuge der Christianisierung ist daraus ein Christus-Symbol geworden.

Lokale Gegebenheiten

Anders als in Städten und in den an Handelsrouten gelegenen Orten, wo der vielen

Fremden wegen einprägsame Wirtshausnamen von jeher unverzichtbar waren, bezeichnete man im Dorf Pintschenken einfach nach ihren jeweiligen Besitzern. Man ging zum «Flury» (‹Teufelsschlucht›), zum «Schaad» (‹Eisenbahn›) oder zum «Kamber» (‹Schlüssel›). In den Akten waren die Lokale unter ihrer Hausnummer erfasst. Das änderte sich erst mit dem 1896 erneuerten Wirtschaftsgesetz. Fortan hatte jede Gaststätte eine unverwechselbare Bezeichnung zu führen, die dann auch in den kantonalen Dokumenten erscheint.[28] Vermutlich waren die Namen ‹Tell› und ‹Eisenbahn› schon etwas früher in Gebrauch.

Vier Wirtshausnamen nehmen Bezug auf lokale Gegebenheiten. Die 1876 eröffnete Gäubahn stand Pate bei der ‹Eisenbahn› und beim ‹Bahnhof›.

Der Wirtshausname ‹Teufelsschlucht› beweist, dass sich einzelne Wirte für die Namenwahl viel Zeit liessen. Der Kohlersbach- oder Teufelsgraben wurde nämlich erst 1901 in Teufelsschlucht umbenannt und diese ein Jahr später erschlossen.[29] Erst zu diesem Zeitpunkt konnte dieser Name auf das Gasthaus übertragen werden. Wie sich bald zeigte, hatten die Flury mit der werbewirksamen Bezeichnung (und der idealen Lage) den Nerv der Zeit getroffen. Touristen besuchten in Scharen die Schlucht und viele kehrten in der ‹Teufelsschlucht› ein.

Vom Homberg, dem mächtigen Bergrücken nördlich des Dorfes, hat das Restaurant ‹Homberg›, seinen Namen abgeleitet und damit ebenfalls den regionalen Tourismus anvisiert, dies allerdings mit weniger Erfolg.

Das Wirtshausschild des ‹Tell› wurde 1963 im Zuge eines umfassenden Umbaus entfernt.



Patriotismus und Heldenverehrung

Die Wirtshausnamen ‹Wilhelm Tell›, ‹Schweizerhaus› und ‹Eintracht› wurzeln im Zeitgeist des 19. Jahrhunderts, das sich durch überschwängliche Heldenverehrung, durch Patriotismus und das Hochhalten bürgerlicher Tugenden auszeichnete. Beim ‹Tell› wurde der Name bildlich umgesetzt. Über der Eingangstür rechts stand auf einem schmiedeisernen Ausleger Wilhelm Tell. Die grosse Blechfigur zeigte den Nationalhelden in grüner Landsknechtuniform mit weissen Kniestrümpfen. Die eine Hand streckt den Pfeil mit dem durchbohrten Apfel empor, die andere hält die Armbrust und einen Schild. Letzterer zeigte ursprünglich ein waagrecht zweigeteiltes, oben weisses, unten dunkles Wappen, das nicht zugeordnet werden kann. Später wurde es durch das neue Hägendörfer Wappen ersetzt.[30] Im Zuge des 1963 erfolgten Umbaus wurde das Wirtshausschild entfernt und wahrscheinlich entsorgt.

Bei der Namengebung für Wirtshäuser hat man sich oft religiöser Symbole bedient. Der ‹Schlüssel› verweist auf den Himmelsschlüssel, das Attribut des Heiligen Petrus. Das Kreuz ist das christliche Symbol schlechthin. In unserem Fall könnte allerdings auch das Strassenkreuz vor der Wirtshaustüre zur Bezeichnung ‹Kreuz› geführt haben, oder versteckt sich dahinter womöglich das Schweizerkreuz und damit die patriotische Gesinnung der damaligen Wirtsleute? Nach dem Umbau im Jahre 1930 erhielt das ‹Kreuz› ein Wirtshausschild. An der hohen Fassade wirkte es jedoch viel zu klein und verloren. (siehe Foto Seite 64)

Auch beim ‹Rössli› ist nicht klar, ob dessen Name auf das Pferd, ein häufig vorkommendes Heiligenattribut, zurückzuführen ist oder ob er Bezug nimmt auf eine Pferdepoststation, die es im 18. und 19. Jahrhundert in Hägendorf nachweislich gegeben hatte.

Hans A. Sigrist

Die Wirtshäuser in Hägendorf

(Stand Dezember 2015)

Seit 1841: ‹Restaurant zum Homberg›

Der Regierungsrat erteilte 1841 einem Johann Brunner von Laupersdorf in Hägendorf das Patent für eine Pintschenke im Haus Nummer 178. Damit ist neben der Taverne ‹Zur Sonne› erstmals ein Wirtshaus im Dorf lokalisierbar.[1] Es handelt sich um das später als ‹Homberg› bezeichnete Lokal. Bestimmt wurde der ‹Homberg› im Laufe der Jahre mehrmals umgebaut, eventuell sogar abgebrochen und neu aufgebaut. Sein heutiges Erscheinungsbild dürfte er um die Wende zum 20. Jahrhundert erhalten haben.



Ansichtskarte, um 1900

Stammbeiz der Sozialdemokraten

Von 1859 bis 1889 wirteten Johann und Viktoria Nünlist-Kamber im ‹Homberg› und führten daneben noch eine Bäckerei. Das kinderlose Ehepaar adoptierte den früh verwaisten Gottlieb Vögeli-Nünlist, den späteren Lehrer und bekannten Musiker.[2]

Während rund hundert Jahren war der ‹Homberg› die Stammbeiz der örtlichen Sozialdemokraten, welche sich hier zum Feierabendbier trafen und im ‹Säli› über der ebenerdigen Gaststube ihre Parteiversammlungen abhielten. Während des ersten Weltkrieges diente der kleine Saal



Gaststube des Restaurants ‹Homberg› um 1915. Links stehend Lehrer und Musiker Gottlieb Vögeli-Nünlist

anfänglich als Truppenunterkunft und später als Unterrichtsraum der Haushaltungsschule.[3] Von 1920 bis zur Eröffnung des neuen Schulhaustraktes im Oberdorf anno 1927 war der Saal durch eine Bezirksschulklasse belegt.

Etwa ab 1950 führte Anna Kamber, eine kleine energische Frau, den ‹Homberg› über viele Jahren selbst und verpachtete ihn später altershalber. Verschiedene Pächter lösten sich ab und machten aus der ‹Fürobebeiz› ein Speiserestaurant. So pflegten Kurt und Elisabeth Schärer-Ulrich von 1974 bis 1981 eine gut bürgerliche Küche. Ihre Nachfolger verlegten sich auf ein mediterranes Speiseangebot.

Seit einigen Jahren wird das Lokal als ‹Bar & Pub Homberg› geführt.

Seit 1855: ‹Restaurant zum Wilhelm Tell›

Das stattliche Gebäude Nummer 207 an der «Landstrasse», dürfte etwa um 1845 an Stelle eines vermutlich abgebrochenen Bauernhofes mit Nummer 29 durch Johann Sigrist, Josefs sel.[4] oder durch seinen Sohn Niklaus Sigrist, Gemeinderat, erbaut worden sein. Es ist anzunehmen, dass in diesem Neubau von Anfang an Wirtschaftslokalitäten eingeplant waren. Als Pinte ist das Haus erstmals 1855 fassbar.[5] Fünf Jahre später, als die Taverne zur ‹Sonne› ihren Betrieb einstellte, erwarb Niklaus Sigrist das Speisewirtschaftspatent für seinen ‹Tell› und verpachtete das Lokal. Dabei hatte er offensichtlich keine glückliche Hand, wechselten doch seine Wirte in rascher Folge. 1871, drei Jahre nach seinem Tod, verkaufte seine Witwe, Franziska Sigrist-Lack, die Liegenschaft an alt Posthalter Josef Merz. Dieser starb noch im gleichen Jahr und sein Sohn und Amtsnachfolger Franz Merz verschied nur drei Jahre später.[6] (siehe unten: Restaurant ‹Post› und ‹Kreuz›)

Wirtshaus und Postbüro

Ab 1877 erscheint Leo Kissling, Ammann und Posthalter als Patentinhaber und Hausbesitzer in der Liste der Wirtschaftspatentvergaben. Er wirtete und leitete die neu im Wirtshaus untergebrachte Post-

stelle. Sein Nachfolger Adolf Kissling tat es ihm anfänglich gleich, verlegte jedoch 1897 das Postbüro[7] in das gegenüberliegende Haus Nummer 167 (heute Solothurnerstrasse 5) und der ‹Tell› kam in neue Hände. Von 1911 bis 1923 führte der Metzger Gottlieb Wyss das Wirtshaus und die angegliederte Metzgerei. Sein Nachfolger Franz Flury, «Fidelis», der «Tell-Franz», geriet mehr und mehr in finanzielle Schwierigkeiten und musste schliesslich Konkurs anmelden.

Tanz, Theater und Chilbi

Nachdem der Regierungsrat dem ‹Gasthof zur Eisenbahn› bereits 1896 eine Tanzbewilligung zugestanden hatte, erhielt der ‹Tell› 1910 ebenfalls eine.[8] Die Tanzanlässe fanden im Saal gegenüber der Gaststube statt. Der grosse Saalbau mit Bühne auf der Nordseite des Hauses dürfte erst in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts erstellt worden sein. Jahr für Jahr fanden darin Generalversammlungen, Samariterübungen, Fasnachtsbälle sowie Theateraufführungen des katholischen Jünglingsvereins und Konzerte der Musikgesellschaft Hägendorf-Rickenbach statt. Hier trafen sich die Katholisch-Konservativen, die spätere CVP, zu ihren Parteiveranstaltungen. Deshalb galt der ‹Tell› über Jahrzehnte als «schwarzes» Lokal.

Für die Chilbi bauten Schausteller jeweils auf dem Platz westlich des Hauses ihr «Geschäft» auf: Schiffschaukel, Rösslispiel und «Chetteli-Ritti». In den Dreissigerjahren des letzten Jahrhunderts versetzte ein Hochseilartist das sich versammelnde Publikum in Erstaunen. Er balancierte auf einem Seil, das zwischen einem Estrichfenster des ‹Tell› und dem Obergeschoss des benachbarten Hauses von Schreiner Gottlieb Wyss gespannt war.

Restaurant – Metzgerei – Hotel

Wenige Monate nachdem im Restaurant ‹Teufelsschlucht› eine Badeeinrichtung in Betrieb genommen worden war, holte auch der ‹Tell›-Besitzer im Januar 1916 die Bewilligung für den Bau von zwei Badezimmern ein, eines zur privaten, das andere zur gewerblichen Nutzung.[9] Letzteres konnten Dorfbewohner und im Dorf einquartierte Offiziere gegen ein Entgelt benutzen.

Ein um 1926 aufgenommenes Foto ist aufschlussreich. Es zeigt auf der Südseite des Wirtshauses eine von Spalierbäumen umgrenzte Gartenwirtschaft und davor eine Tanksäule[10] für «Auto-Benzin», ein Indiz für den zunehmenden motorisierten Verkehr. Die Schrift «Restaurant – Metzgerei» auf der Fassade über dem Hochparterre belegt das Vorhandensein einer

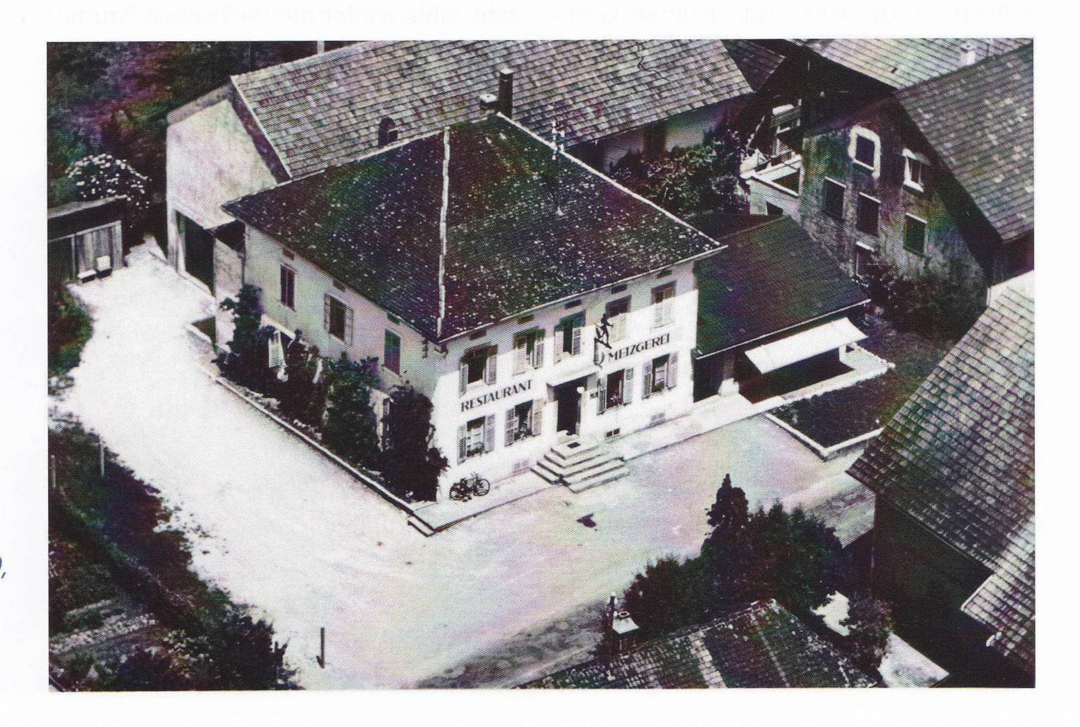


Blick von Westen auf die «Landstrasse». Links: Restaurant ‹Tell› mit Gartenwirtschaft und Wirtshausschild, rechts: Restaurant ‹Schweizerhaus›, Mitte hinten: die 1948 abgebrannte Haefely-Scheune. Um 1920



Restaurant ‹Tell› um 1926

Metzgerei. Diese war in einem ostseitigen kleinen Hausanbau untergebracht.
Als Metzgermeister Josef Bättig-Wolfisberg und seine Frau Katharina 1949 den ‹Tell› übernahmen, musste vordringlich die Metzgerei erneuert und vergrössert werden. 1963 folgten umfassende bauliche Veränderungen am Hauptgebäude. So wurde der ganze Innenraum neu konzipiert und der Estrich zu einem zusätzlichen Wohngeschoss ausgebaut. Fortan firmierte das Haus als ‹Hotel Tell›.[11] Das Ehepaar leitete den grossen Betrieb während 25 Jahren. Nach der Schliessung der



Restaurant ‹Tell› um 1950, rechts angebaut das Metzgerei-Verkaufslokal, hinten der Saalbau



Restaurant ‹Tell›, Ansichtskarte, um 1965

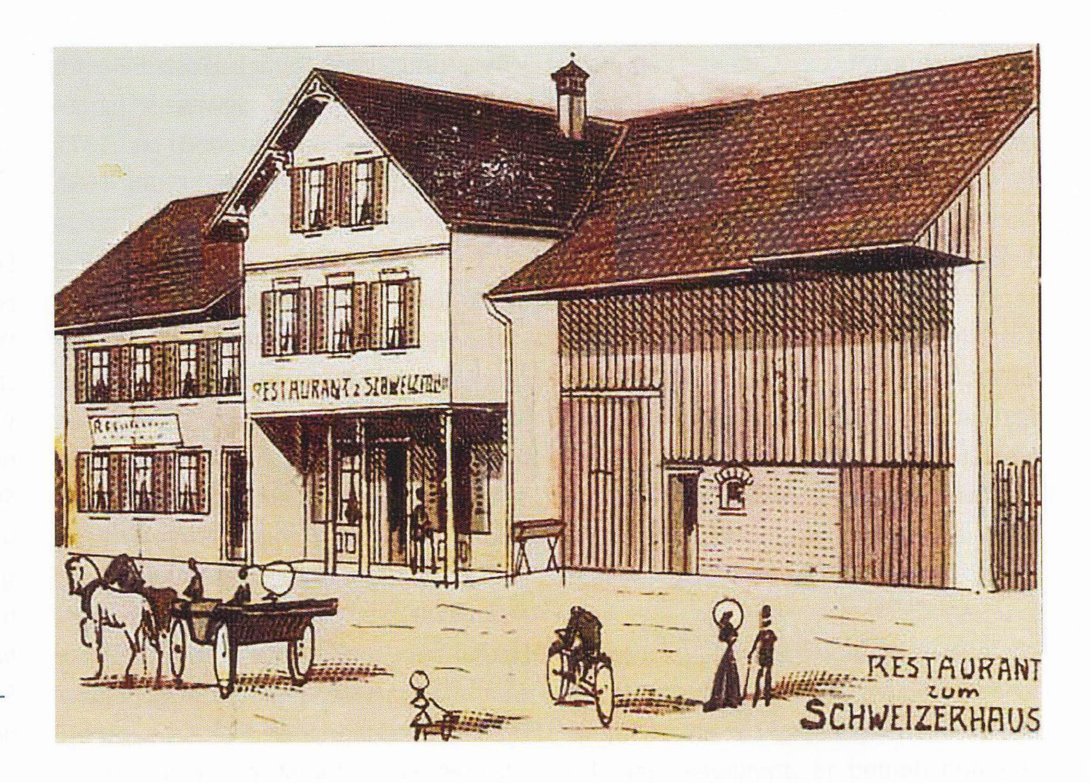
Metzgerei 1974 wirtete es noch fünf Jahre weiter und übergab dann den Gastbetrieb an Sohn Robert, der das Haus bis 1984 weiterführte. Bald darauf mussten Saal und Bühne infolge statischer Probleme geschlossen werden. Die italienisch-stämmige Familie Messina erwarb den ‹Tell›, gab dem Lokal den Namen ‹O-Tell-O› und servierte in der neu eingerichteten Gaststube italienische Spezialitäten. Seit 2010 führt Familie Collia-Stalder das ‹Ristorante OtellO Da Mimmo› in gleicher Weise weiter. Die einstige Metzgerei stand lange leer, wird nun schon seit geraumer Zeit als Bar genutzt, aktuell unter dem Namen ‹Shakespeare›.

1856–1961: ‹Restaurant zum Schweizerhaus›

Als dritte Pintschenke im Dorf wird 1856 das Gebäude Nummer 28, das später unter dem Namen ‹Schweizerhaus› bekannte Lokal gegenüber dem ‹Tell› aktenkundig. Als Joseph Borner, der erste «Concessionär», drei Jahre später starb, führte seine Frau Katharina Borner-Jäger den Ausschank bis 1881 weiter. Dann ist als Inhaber der Heizer Johann Rötheli, Josefs, aufgeführt, der die Führung der Pintenwirtschaft jedoch der Witwe Katharina Kamber-Studer übertrug. Ab 1896 übernahm er selbst (oder wohl eher seine Frau) die Leitung des Betriebes und übergab diesen 1914 dem Sohn Emil Rötheli, der acht Jahre später den ‹Schlüssel› kaufte[12] und das ‹Schweizerhaus› seinem Bruder Theodor überliess. Die Rötheli wirteten hier insgesamt über ein halbes Jahrhundert und betrieben daneben eine Landwirtschaft. Der westseitig an das Restaurant angebaute Ökonomietrakt wurde 1931 durch einen Brand stark beschädigt und musste von Grund auf erneuert werden.

Spezereiladen und Kegelbahn

Diese Rötheli der «Schnauze»-Linie waren Freisinnige und begeisterte Turner. Ihre Gäste rekrutierten sich deshalb hauptsächlich aus diesen Kreisen. Im kleinen Saal neben der Gaststube wurden Partei- und Vereinsversammlungen abgehalten und in einem Hinterzimmer betrieb die

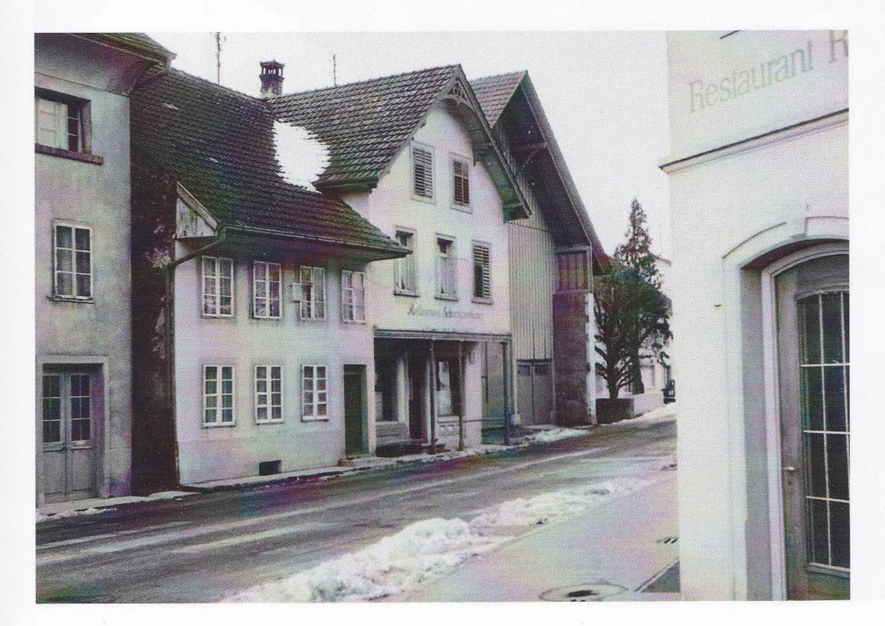


Restaurant ‹Schweizerhaus› vor 1900, Ansichtskarten-Ausschnitt

Wirtin einen Spezereiladen. Hinter dem Landwirtschaftstrakt gab es eine gedeckte Kegelbahn[13], wo an Sonntagen bei Bier und Stumpenqualm eifrig gespielt wurde und wo Buben für das Stellen der Kegel einen Batzen verdienen konnten.

Um die Jahrhundertmitte übernahm Josef Rauber das Wirtshaus. Ihn löste 1953 der aus dem Bernbiet stammende Fritz Zwahlen ab, ein begeisterter Schwinger und Turner. Als 1957 mit der Verbreiterung der «Durchgangsstrasse Nummer 5» begonnen wurde, musste das alte Spritzenhaus bei der «Dorfbrugg» weichen. Der Abbruch der gegenüberliegenden Häuserzeile mit den beiden Restaurants ‹Schweizerhaus› und ‹Kreuz› erfolgte im März 1962.[14] Damit verschwanden in der Dorfmitte auf einen Schlag zwei traditionsreiche Gaststätten.

Restaurant ‹Schweizerhaus› vor dem Abbruch im Februar 1962



1857–1867: ‹Restaurant zur Post›

Josef Merz, Ursen selig, hatte ab 1840 mehrere Landparzellen in der «Kreuzbünte beim Dorf» bei der Abzweigung Solothurnerstrasse-Mühlerain gekauft und darauf ein Wohnhaus mit Scheune, Nummer 193, bauen lassen.

In diesem neuen, stattlichen Bauernhaus war Hägendorfs erstes eidgenössisches Postbüro untergebracht, denn Josef Merz war Landwirt, Ammann und Posthalter.

Damit nicht genug, erwarb er 1859 noch das Patent zur Eröffnung einer Pintenwirtschaft in seinem Haus. Drei Jahre später übertrug er die Leitung des Gastbetriebes seinem Sohn Franz Merz, der daraus gleich eine Speisewirtschaft machte. Bereits nach drei Jahren verliess Franz den elterlichen Betrieb um zuerst die Pacht des ‹Tell› und danach diejenige des ‹Kreuz› anzutreten. (siehe oben) Der Vater, der sein Lokal nicht mehr selber führen wollte oder konnte, betraute 1866 damit einen Mann aus dem Emmental. Ein Jahr später liess Josef Merz das Wirtschaftspatent für sein Haus löschen.

Das uns als ‹Kamberhaus› geläufig gewesene Gebäude 193 war während zwölf Jahren ein Wirtshaus, ob es allerdings jemals unter dem Namen ‹Post› bekannt war, wissen wir nicht. Gewiss ist hingegen, dass das Postbüro dort bis 1877 weiter geführt und das Haus um 1985 abgebrochen wurde.[15]

1866–1867: Haus Nummer 35

In der heute baulich stark veränderten Liegenschaft Solothurnerstrasse 19, ehemals Nummer 35, war während kurzer Zeit eine Pintenwirtschaft betrieben worden. 1866 erlangte der Hausbesitzer Niklaus Nünlist, Josephs selig, das Wirtschaftspatent und betraute Niklaus Ackermann von Mümliswil mit dem Wirten. Aus uns nicht bekannten Gründen liess Nünlist nach nur einem Jahr die Bewilligung zurückziehen.

Die heute noch kolportierte Behauptung,

Das ‹Kamberhaus›, erstes eidgenössisches Postbüro in Hägendorf, stand unmittelbar an der Verzweigung Solothurnerstrasse-Mühlerain. Das Steinkreuz neben der südseitigen Terrasse wurde später um etwa 40 m nach Norden versetzt und hat 2012 im Garten des Seniorenzentrums einen neuen Platz erhalten.



diese Pinte habe ‹Zum durstigen Wanderer› geheissen, ist nicht glaubwürdig. Zu jener Zeit führte man die Pintschenken in den Patentlisten lediglich mit der Hausnummer auf. Zudem wurde das Wandern in unserer Region erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts populär.

1867–1962: ‹Restaurant zum Kreuz›

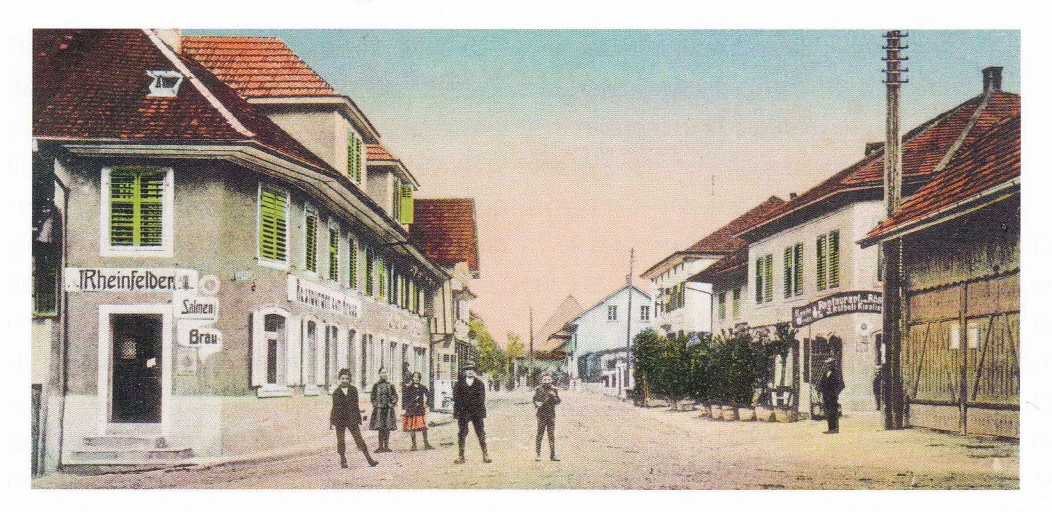
In seinem südwestlich der «Dorfbrugg» gelegenen Haus Nummer 25 eröffnete Johann Studer, Johanns selig, 1867 eine Pintenwirtschaft und übertrug die Leitung einem Mann aus dem Kanton Zürich. Der Start dieses Restaurants muss ziemlich unbefriedigend ausgefallen sein, denn schon nach wenigen Wochen wirtete Studer selbst in seinem «Restaurant J. Studer» bis er im darauf folgenden Jahr Franz Merz, den späteren Posthalter und 1896 die Speise- und Schenkwirtschaft ‹Zum Kreuz›, wie sie jetzt offiziell hiess, wieder selbst leitete. 1909 übernahm sein Sohn Johann Studer, «Glaser-Schang» genannt, die Geschäftsführung. Der Junggeselle war während längerer Zeit auch Fuhrmann des Essenwagens.[16]

Nach Studers Tod anno 1913 erwarb Julius Seiberlich das Wirtshaus. Noch im gleichen Jahr plante er den Umbau der ganzen Liegenschaft. Der Gemeinderat unterstützte das Vorhaben, weil dadurch eine Verschönerung des Strassenbildes in Aussicht stand, sollten doch Scheune, Stall und vor allem die hässlichen und stinkenden Abtritte auf der Strassenseite verschwinden.[17] Als zwei Jahre später der Umbau vollendet war, verpachtete Seiberlich das Restaurant. Er betrieb nun den in der umgebauten Scheune eingerich-



Das Restaurant ‹Kreuz› vor dem ersten Umbau, um 1900

‹Tell›-Wirt als Pächter gewinnen konnte. Dieser führte das Lokal während drei Jahren als Speisewirtschaft. Dann folgten weitere Pintenwirte bis Johann Studer teten Coiffeursalon, kehrte 1922 jedoch wieder als Wirt ins ‹Kreuz› zurück.[18] Nach seinem Tod führte seine Frau Henrike das Wirtshaus weiter, heiratete dann den ver-



Blick von der «Dorfbrugg» auf die Solothurnerstrasse. Ansichtskarte, nach 1914 Links: Das ‹Kreuz› mit Coiffeursalon nach dem ersten Umbau, dahinter das ‹Schweizerhaus› Rechts: das Spritzenhaus, das ‹Rössli› und der ‹Tell›

mögenden Krämer August Kissling[19], den «Ittli-August». Das Paar liess 1930 die Liegenschaft erneut umbauen.[20] Neben der grossen, dunkel getäfelten Gaststube im Erdgeschoss gab es einen kleinen und im ersten Stock einen grösseren Saal. Den Coiffeursalon führte nun der Sohn aus erster Ehe, Jules Seiberlich, und 1958 übernahm dessen jüngerer Bruder Max[21] das ‹Kreuz› von seiner Mutter. Der gelernte Koch machte das Haus zu einem gut frequentierten Speiserestaurant und zum Treffpunkt der ETV-Turner und des Männerchors ‹Liederkranz›. Doch bald wurde klar, dass die Häuserzeile vom ‹Kreuz› bis zum ‹Schweizerhaus› demnächst dem Ausbau der Kantonsstrasse zum Opfer fallen würde.

Im Herbst 1961 erwarb der Staat beide Liegenschaften mitsamt den Wirtepatenten.[22] Wenige Tage nach dem Verkauf versuchte Max, «der Dick», wie er wegen seiner enormen Leibesfülle allgemein genannt wurde, sein (inzwischen gelöschtes) Patent zu reservieren, um allenfalls später eine neue Gaststätte im Dorf eröffnen zu können. Zu spät.[23] Nun erkannte er, dass in absehbarer Zeit keine Möglichkeit bestand, in Hägendorf ein Wirtshaus zu übernehmen oder neu zu eröffnen. Nach



Das ‹Kreuz› mit Coiffeursalon nach dem zweiten Umbau, rechts hinten das ‹Schweizerhaus›. Ansichtskarte, um 1950

Restaurant Kreuz, Hägendorf

Hiermit geben wir unserer geschätzten Kundschaft bekannt, dass unser **Restaurant** noch bis 4. 2. 62 geöffnet ist.

In der Zeit vom 5. 2. 62 bis 15. 2. 62 werden wir noch das vorhandene Inventar, wie Stühle, Tische, Gartenmöbel, **Weine und Spirituosen** zu äusserst günstigen Preisen veräussern.

Für das unserer Familie während 50 Jahren geschenkte Vertrauen sprechen wir unseren aufrichtigen Dank aus und hoffen, unsere Gäste gelegentlich auch an unserem neuen Tätigkeitsort:

ALBERGO AL LAGO-BARDOLINO AM GARDASEE Via XX settembre

begrüssen zu dürfen.

1 AL **L. und M. Seiberlich-Previdi**

Inserat im ‹Gäu-Anzeiger› vom 1. Februar 1962



‹Kreuz› und ‹Schweizerhaus› werden abgebrochen.

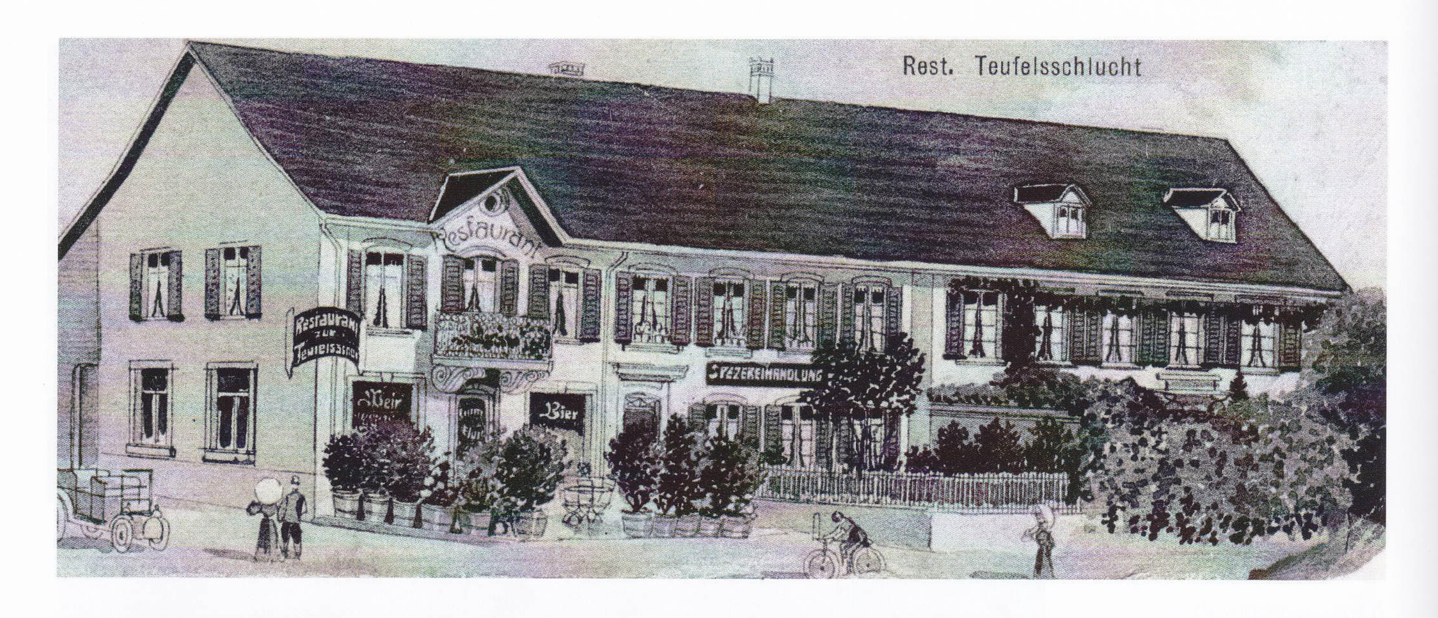


Der letzte ‹Kreuz›-Wirt Max Seiberlich mit seiner Frau Luciana vor seinem ‹Albergo al Lago› in Bardolino. Foto 1967

dem Abbruch der Liegenschaft ‹Kreuz› (vgl. oben: Restaurant ‹Schweizerhaus›) zog Max mit seiner Familie nach Bardolino am Gardasee, wo er ein kleines Hotel eröffnete. Max Seiberlich starb 1967.

Seit 1867: ‹Gasthof zur Teufelsschlucht›

Im gleichen Jahr, in dem das spätere ‹Kreuz› seinen Betrieb aufnahm, eröffnete Elisabeth Borner, die Witwe des Josef Borner, in ihrem mitten im Dorf gelegenen Haus Nummer 73 an der Verzweigung Kirchrain-Eigasse eine Pintenwirtschaft. Nach ihrer Heirat mit Gottlieb Rauber, Küfer, von Egerkingen, im Jahr 1871 trat sie das Patent an ihren Mann ab. Drei Jahre später übernahm Theodor Kamber, Staatsbannwart, dann Johann Kamber,



Josefs, die Pintschenke. Von 1884 bis 1913 wirteten Urs Viktor Flury, Heizer, und seine Frau Albertina, geborenen Kamber, im ‹Restaurant Fluri›, das nach der Jahrhundertwende offiziell in ‹Teufelsschlucht› umbenannt wurde. Flurys Nachfolger Johann Lampart-Kaufmann von Reiden[24] trat das Patent nach nur einem Jahr an Frida Burger-Haller ab.[25] Das Haus verfügte zu jener Zeit über eine Badestube, deren öffentliche Benutzung jedoch 1917 eingestellt wurde.[26]

Zur Liegenschaft, in der die Schenke eingerichtete worden war, gehörten ein Wohnhaus mit Landwirtschaftstrakt und eine Hofstatt.[27] Sie ist nicht identisch mit dem zweigeschossigen Wirtshaus und dem auf der Ostseite angebauten Wohntrakt, wie wir es von frühen Ansichtskarten kennen. Wer wann den Neubau realisiert hat wissen wir nicht. Die Katasterpläne verraten immerhin, dass dieser nach 1876 erfolgt sein muss.

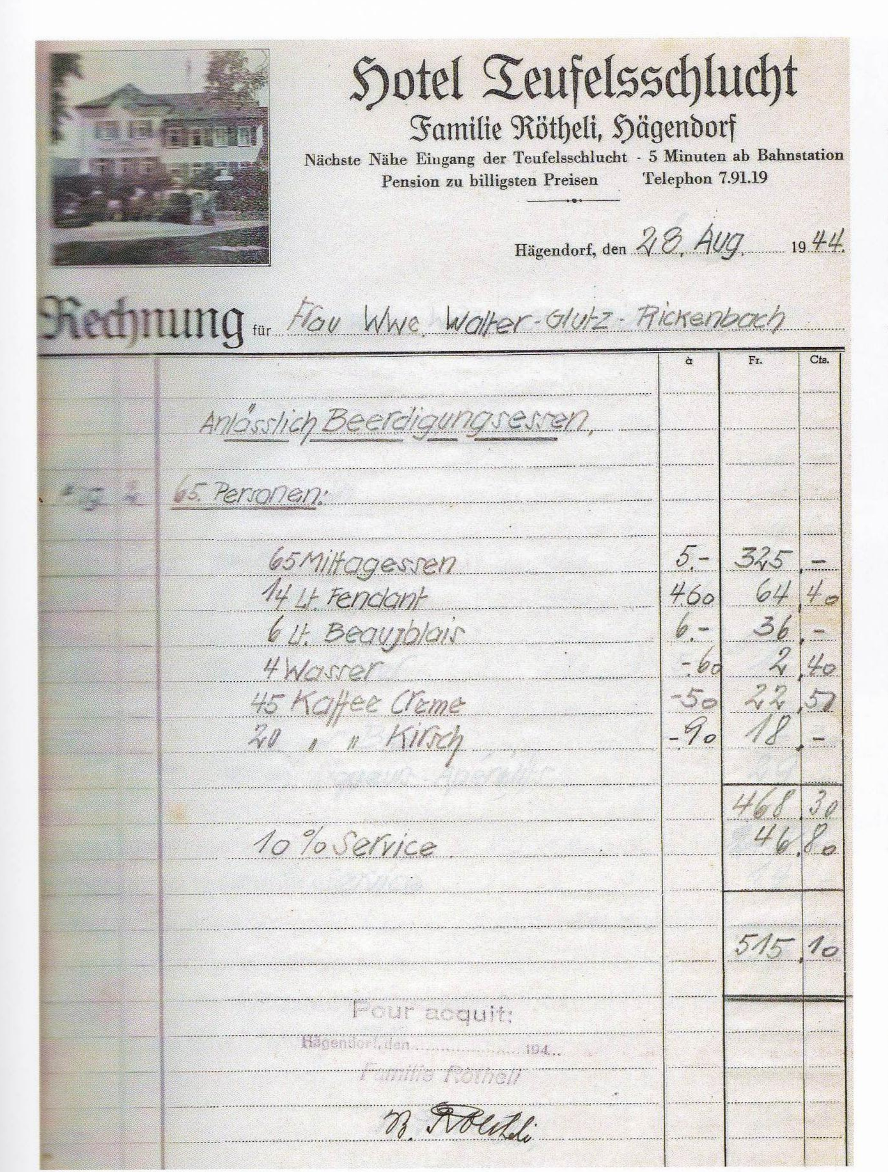
Gotthard Rötheli

1918 erwarb Gotthard Rötheli-Rötheli, «Lingge», die ‹Teufelsschlucht›. Zuerst führte seine ledige Schwester Pauline Rötheli während eines Jahres das Lokal.[28] Dann übernahm Gotthard Röthelis Frau Elise die Leitung und ab 1922 zeichnete Gotthard Rötheli als Patentinhaber. Er erwarb das von der ‹Eisenbahn› aufgegebene Gasthofrecht und richtete zwei Fremdenzimmer ein.[29] 1928 erfolgte ein Um- und Ausbau der Liegenschaft auf drei Geschosse.[30] So wurde aus dem einfachen Wirtshaus ein über die Gemeindegrenzen hinaus renommiertes Gasthaus mit vier Hotelzimmern.

Die Schrifttafel am Gebäudeteil neben dem Restaurant ‹Teufelsschlucht› verrät, dass es dort auch eine Spezereihandlung gab. Ansichtskarten-Ausschnitt, vor 1900



Die ‹Teufelsschlucht› hatte 1928 ein drittes Geschoss und eine grosse, mit Platanen beschattete Gartenwirtschaft erhalten. Aufnahme um 1950



Hotel Teufelsschlucht
Familie Rötheli, Hägendorf
Nächste Nähe Eingang der Teufelsschlucht - 5 Minuten ab Bahnstation
Pension zu billigsten Preisen Telephon 7.91.19

Hägendorf, den 28. Aug. 1944.

Rechnung für Frau Wwe. Walter-Glutz-Rickenbach

	à	Fr.	Cts.
Anlässlich Beerdigungsessen,			
65 Personen:			
65 Mittagessen	5.-	325	-
14 Lt. Fendant	4.60	64	40
6 Lt. Beaujolais	6.-	36	-
4 Wasser	-.60	2	40
45 Kaffee Creme	-.50	22	50
20 " " Kirsch	-.90	18	-
		468	30
10 % Service		46	80
		515	10

Pour acquit:
Hägendorf, den .... 194..
Familie Rötheli
B. Rötheli

Rechnung für ein Leichenmahl anno 1944

Die Freisinnigen und Jungliberalen, die Schützen, die Musikgesellschaft, und der Männerchor ‹Liederkranz› hielten im Saal im ersten Stock ihre Versammlungen ab. Dort gab es ein elektrisches Walzen-Klavier, ein raumhohes Instrument, das nach Einwurf einer Münze beliebte Melodien abspielte, eine Attraktion, die an den Tanz-Sonntagen viele junge Leute anlockte.

Gotthard Röthelis Ehefrau Elise[31] – sie war ab 1927 wieder Patentinhaberin – kochte für Hochzeits- und Geburtstagsgesellschaften. Man traf sich hier zur Familienfeier, zum Leichenmahl und zum Dreissigsten-Essen. Hotelgäste, Pensionäre und Offiziere liessen sich in der Gaststube verköstigen.

Gotthard Rötheli, der kantige Wirt mit markanter Knollennase, ein leidenschaftlicher Jasser und begeisterter Sänger im Männerchor, machte das Gasthaus zur Institution. Noch heute sprechen ältere Hägendörfer vom «Gotthard» und meinen damit das Restaurant ‹Teufelsschlucht›.

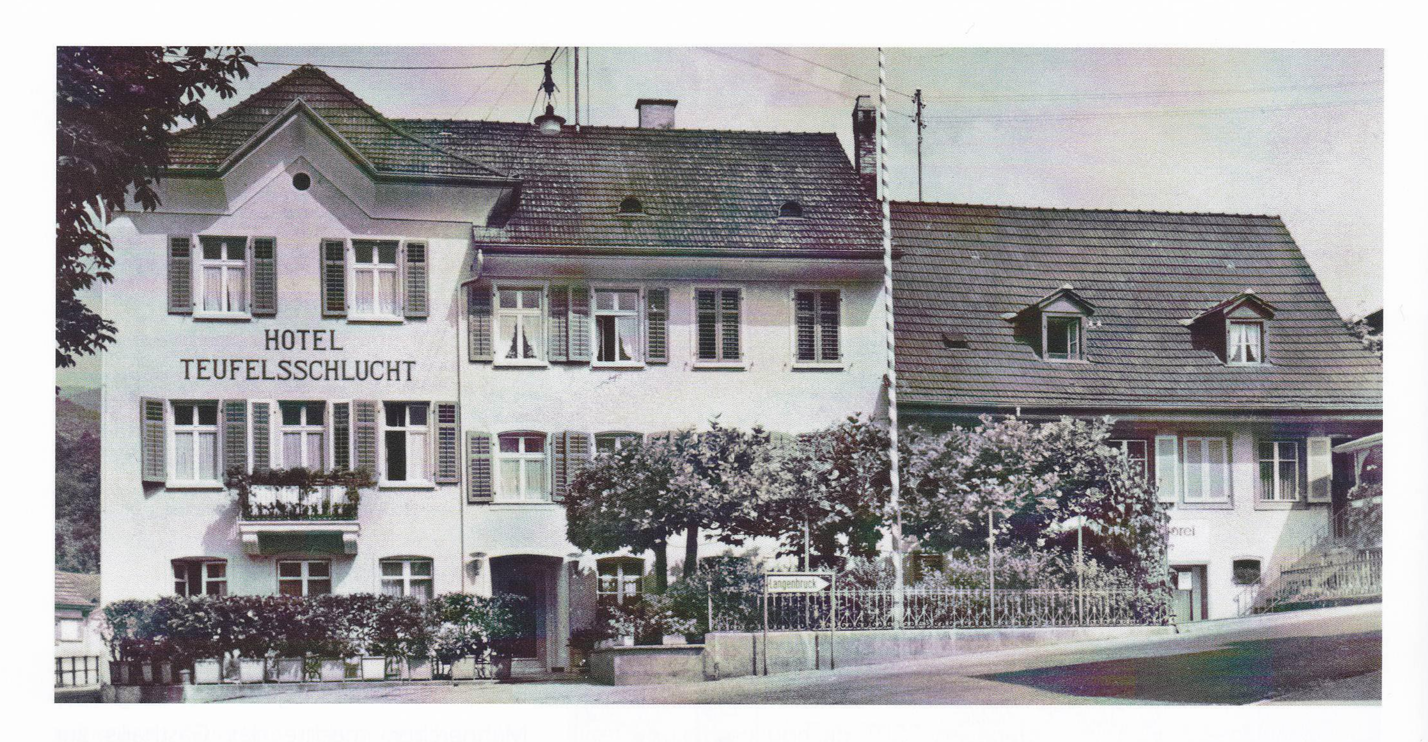


Vorne von links: Gotthard Rötheli «Lingge» mit den Sängerkameraden Arthur Vögeli, «Schürzers» und Meinrad Kellerhals, Kantonsrat

Umbau

In den Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts, als der Sohn Bruno Rötheli nach abgeschlossener Kochlehre seine Mutter am Herd abgelöst hatte, wurde das Restaurant aufwändig modernisiert und dessen Eingangstüre vom Gebäudezentrum weg nach Osten verlegt. Den von einer Wand der Gaststube hämisch grinsenden Teufel, heute noch das Logo der ‹Teufelsschlucht›, hat der damals verantwortliche Architekt Eugen Rauber entworfen.

Nachdem sich seine Eltern aus dem Geschäft zurückgezogen hatten, führte der ledig gebliebene Bruno Rötheli den Gastbetrieb bis zu seinem Tode im Jahre 1980 weiter. Danach ging die Liegenschaft an eine von sechs Ortsansässigen gebildete Aktiengesellschaft über, welche das Haus innen umfassend renovieren liess. Während zehn Jahren führten ver-



Beim Umbau nach 1950 wurde der ursprünglich zentral unter dem Balkon angeordnete Restaurant-Eingang nach rechts verlegt und im Zuge einer Strassenkorrektion das Tor zur Gartenwirtschaft entfernt. Um 1960

schiedene Pächter, danach Geranten das Restaurant. Letzteren gelang es nicht, den Betrieb gewinnbringend zu leiten, so dass die Aktiengesellschaft 2002 Konkurs anmeldete. Darauf erwarb die Wirtefamilie Aegerter von Bärenwil die ‹Teufelsschlucht›. Seither führt Christian Aegerter den traditionsreichen Gasthof und hat nach jahrzehntelangem Stillstand wieder drei Hotelzimmer im Angebot.

Den Teufel an die Wand der Gaststube gemalt hat Architekt Eugen Rauber.

1872: Bäckerei und Wirtshaus

Ein Grossbrand hatte 1855 drei Häuser am Kirchrain zerstört. Einer der Brandgeschädigten war der Bäcker Benedikt Sigrist, Josefs.[32] Im darauf folgenden Jahr kaufte dieser das Stöckli Nummer 23, bei der «Dorfbrugg». Bei diesem Gebäude handelte es sich um die oben erwähnte erste Taverne im Dorf, «das hindere alte Würthshaus». Seine einst ideale Geschäftslage hatte es bereits 1634 eingebüsst, als der ‹Sonnen›-Wirt die auf der Ostseite an seine Taverne anstossende baufällige Scheune abbrechen und auf der Westseite unmittelbar vor dem einstigen Wirtshaus eine neue erstellen liess.[33]

Vermutlich betrieb Benedikt Sigrist seine Bäckerei während einigen Jahren in seinem neu erworbenen uralten Stöckli hinter der Scheune, liess dann aber westlich davon an der Bachstrasse ein neues

Ansichtskarte, um 1900

BÄCKEREI — CONDITOREI
J. Rippstein-Rötheli

Wahrscheinlich um die Jahrhundertwende liess Josef Rippstein-Rötheli (links) das Haus um ein Stockwerk erhöhen. Der Bäckerladen nahm die südwestliche Ecke des Erdgeschosses ein. Hinter dem grossen Fenster rechts richtete Hugo Rippstein-Schumacher 1951 ein kleines Tea-Room ein. Um 1945

Haus bauen und das alte abreissen. So ist erklärbar, dass die Gebäudenummer 23 auf den Neubau übertragen wurde. Im Erdgeschoss des neuen Hauses führte Sigrist ab 1872 eine Speisewirtschaft und im rückwärtigen Teil die Bäckerei. Die südseitige symmetrische Fassadengestaltung mit zwei grossen Fenstern und der zentral angeordneten Eingangstüre ist typisch für Wirtshäuser, die vor 1900 neu erbaut worden waren, so die ‹Teufelsschlucht›, das ‹Rössli› und die ‹Eintracht›.

1880 löste Sigrist nur noch das Pintenwirtschaftspatent. Möglicherweise war ihm die Doppelbelastung zu viel geworden. 1884 schloss er das Wirtshaus ganz. Fünf Jahre später erwarb der allein stehende Gemeindeschreiber August Kellerhals die Liegenschaft, veräusserte sie jedoch 1892 wieder und folgte seiner Berufung zum Klosterleben. Er wurde später Abt der Zisterzienserabtei Ölenberg im Elsass.[34]



Tea-Room

Der neue Besitzer, Josef Rippstein, Martins, betrieb in diesem Gebäude während 53 Jahren eine Bäckerei-Konditorei und



Café Rima, 1981

übergab Haus und Geschäft 1945 seinem Sohn Hugo. Dessen Frau Alice Rippstein-Schumacher verkaufte im Laden Brot und Süsses und führte von 1951 bis 1968 nebenbei noch ein Tea-Room mit nur gerade 12 Sitzplätzen, damals das einzige seiner Art im Dorf. Nach dem Tod von Hugo Rippstein wurde die Bäckerei von einem Pächter[35] noch neun Jahre weitergeführt.

Café, Blumengeschäft, Bar und Pizzeria

Darauf liess Josef Rippstein-Kohler, Hugos Sohn, das Erdgeschoss umbauen und 1980 eröffnete das geschmackvoll eingerichtete ‹Café Rima›. Das von Frauen[36] geführte Lokal war während siebzehn Jahren ein beliebter Treffpunkt im Dorf. Von 1998 bis 2001 betrieben zwei junge Frauen[37] in den gleichen Lokalitäten die ‹Blumengalerie Florina›. Danach erfolgte die Rückkehr zum Gastbetrieb. Anfänglich als ‹Bar und Bistro Florina›[38] geführt, wurde 2005 daraus die ‹Pizzeria-Bar Florina›[39]. Ein neuer Pächter bot ab Herbst 2012 griechische Spezialitäten an, dies allerdings mit wenig Erfolg. Nach nur einem halben Jahr schloss das in ‹Zeus› umbenannte Lokal wieder. Im Juni 2013 öffnete in den gleichen Räumen die ‹Sportsbar›, ein Treffpunkt für Sportbegeisterte jeden Alters.

1876–1986: ‹Gasthof zur Eisenbahn›

Drei Monate bevor die Schweizerische Centralbahn die Bahnverbindung Olten–

Ansichtskarten-Ausschnitt, um 1900



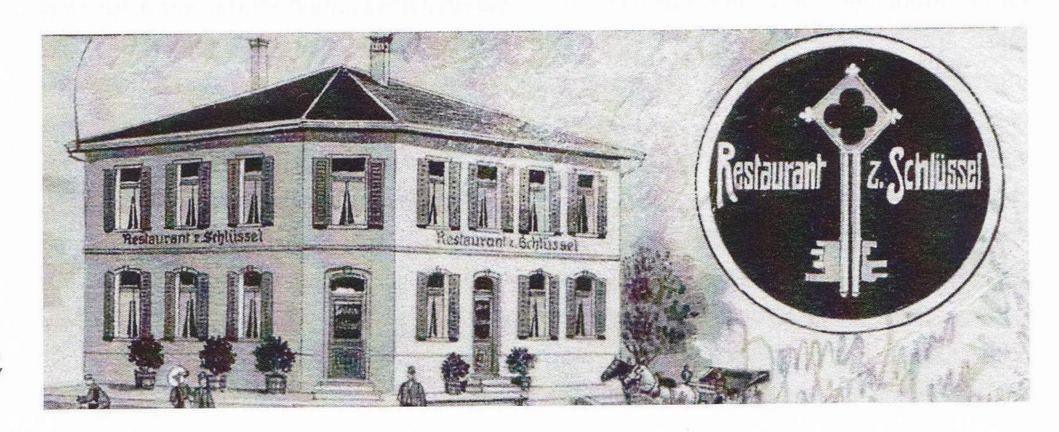


Rechts das ‹Restaurant Kamber›, Vorgängerbau des ‹Schlüssels›, um 1890

Solothurn, die so genannte Gäubahn eröffnete, erhielt Edmund Schaad das Speisewirtschaftspatent für seinen nahe der Bahnlinie und des Bahnübergangs an der Bachstrasse errichteten Neubau.
Die Geschichte des renommierten Gasthofes, der am 12. Oktober 1986 durch einen Brand zerstört wurde, ist im Heft 2 der Hägendörfer Jahrringe 1990 nachzulesen.

Seit 1886: ‹Restaurant zum Schlüssel›

Am 28. Dezember 1886 erhielt Urs Josef Kamber, Bremser, vom Oberamt die Bewilligung zur Eröffnung einer Schenkwirtschaft in seinem gegenüber der Schulhofstatt gelegenen Wohnhaus Nummer 89. Kamber liess das Patent auf seinen Schwiegervater Johann Kamber, Niklaus selig, Metzger, von Ifenthal, ausstellen.[40] Nach einem schweren Bahn-Unfall führte Urs Josef Kamber zusammen mit seiner Frau Elisabeth das Wirtshaus selbst. Auf der ältesten uns bekannten Fotografie duckt sich das damalige kleine ‹Restaurant Kamber› gleichsam hinter das mächtige Strohdachhaus (Kirchrain 29). Vermutlich war das Wirtshaus wenige Jahre nach seiner Eröffnung durch eine Feuersbrunst zerstört worden.[41] Eine vor der Jahrhundertwende erstellte und als Ansichtskarte verwendete Zeichnung zeigt ein markantes, «modernes» Gebäude mit hohen Fenstern und dem Schriftzug ‹Restaurant z. Schlüssel›. Die Eröffnung des näher an der Strasse gelegenen neuen Hauses dürfte 1896 erfolgt sein, denn in jenem Jahr wurde der obgenannten Wirtin das Speise- und Schenkwirtschaftpatent für das Erdgeschoss und den ersten Stock sowie eine Tanzbewilligung erteilt.[42] 1905 war jedoch ausgetanzt, denn im Obergeschoss hatte sich die neu gegründete Bezirksschule eingemietet und abends fanden dort Kurse der gewerblichen Fortbildungsschule statt. Bis zur Eröffnung des neuen Schultraktes neben dem alten Schulhaus im Jahre 1927 wurden auf der ersten Etage zwei Bezirksschulklassen unterrichtet. Unten im Lokal trafen sich die Freisinnigen.



Ansichtskarten-Ausschnitt, vor 1900



Mitglieder des Lehrervereins Fridau in der Gartenwirtschaft des Restaurants ‹Schlüssel›. Hinten die überdachte Kegelbahn. Links stehend Lehrer und Fotograf Otto Studer. Um 1926

Gartenwirtschaft, Kegelbahn und ‹Gervasianum›

Wohl zusammen mit dem Wirtshausneubau war die heute noch bestehende Gartenwirtschaft angelegt worden, wo sich an der Chilbi ein kleines, von kräftigen Knaben angeschobenes Karussell drehte. Die freiwilligen Helfer konnten sich auf diese Weise einige Gratisfahrten verdienen. Nordseitig an die Gartenwirtschaft angrenzend gab es eine überdachte Kegelbahn.[43]

Auf die Kamber folgte in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts Emil Rötheli, «Schnauze». (siehe oben: ‹Schweizerhaus›) Er liess 1928 die Kegelbahn abbrechen und den westlich an diese anstossenden Schuppen zu einem massiven Wohngebäude ausbauen[44] (Allerheiligenstrasse 3 a). Zudem plante er, auf der Südseite des Hauses eine Shell-Tanksäule einzurichten. Dieses Vorhaben scheiterte an den engen Platzverhältnissen.[45] Rötheli übernahm 1930 die ‹Eisenbahn›[46] und verkaufte den ‹Schlüssel› an Fritz Bucher-Hohl[47]. Von ihm hatte der von Pfarrer Rudolf Meister präsidierte ‹Verein Gervasianum›[48] das Land für den Bau eines Vereinshauses samt dem neu erstellten Wohnhaus neben der Gartenwirtschaft erworben. Bucher starb nur drei Jahre nach der Geschäftsübernahme. Danach wechselten die Besitzer und Pächter in teils rascher Folge.



Das Bierglas des ‹Schlüssel›-Wirts Emil Rötheli ist immer noch in Familienbesitz.

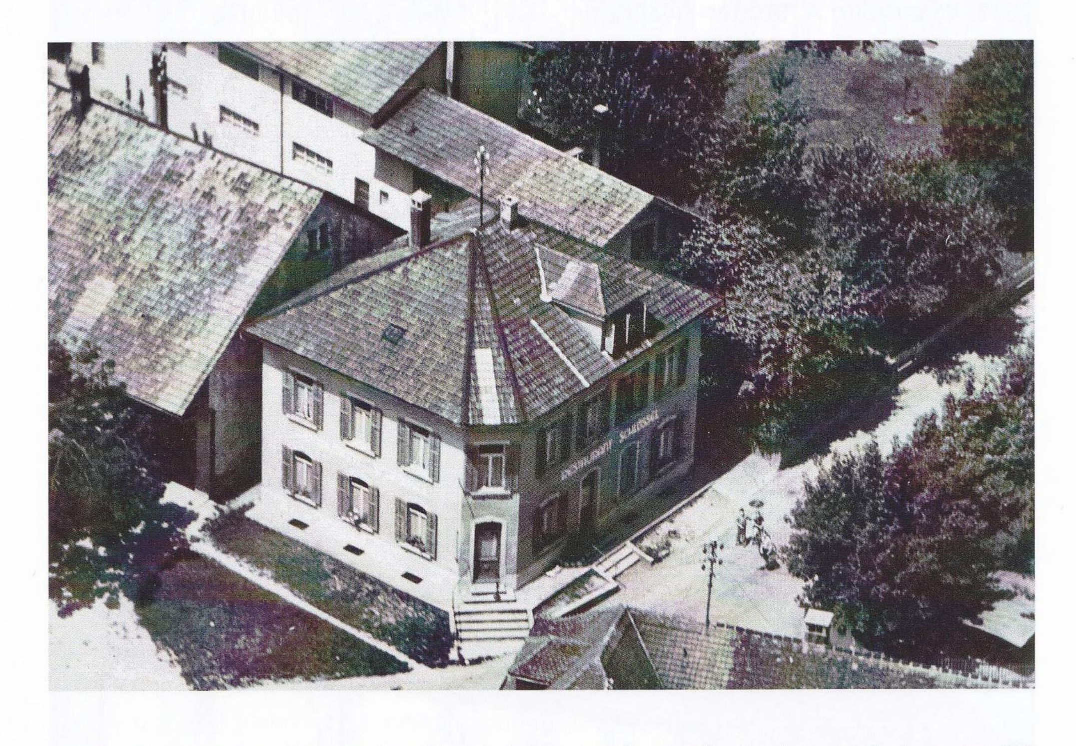
Mittagstisch für Kinder der Berghöfe

Der ‹Schlüssel› war eine typische Dorfbeiz, in der vor allem Stammgäste ein-

kehrten, um einen Zweier, ein Bier oder einen Schnaps zu trinken und wenn immer möglich einen Jass zu klopfen. 1947 übernahm Bertha Hänni-Kropf, eine resolute Frau aus dem Bernbiet, das Haus und führte die Wirtschaft während vierzig Jahren. Viele Schulkinder der abgelegenen Berghöfe verbrachten die Mittagspause im ‹Schlüssel›. Zu dem von der Gemeinde bezahlten Mittagessen – es kostete einen Franken! – sassen sie am Familientisch der (protestantischen) Hänni und konnten anschliessend spielen oder Hausaufgaben erledigen. Die Kinder vom Wuest wurden im (katholischen) ‹Homberg› verköstigt.

Abbruch erwünscht

Als das kantonale Tiefbauamt 1963 den Ausbau des Kirchrains und der Allerheiligenstrasse plante, ersuchte die örtliche freisinnige Partei den Gemeinderat, er möge den Staat zum Kauf und Abbruch des ‹Schlüssels› bewegen, weil nur so die dortige gefährliche Kurve optimal entschärft werden könne. Die Gemeindeversammlung unterstützte diese Massnahme[49], allerdings ohne Erfolg. Aus Kostengründen[50] erwarb der Staat lediglich das Areal zwischen Strasse und Wirtshaus. So blieb der ‹Schlüssel› erhalten. Der Ausbau der Kurve zog aber einige Veränderungen am Gebäude nach sich: Der ostseitige Gaststubeneingang musste aufgehoben werden. Die Türe in der Gebäudeecke wurde um eine Fensterachse nach Westen verschoben, das Säli auf der Nordseite in die Südwestecke verlegt und das Lokal insgesamt modernisiert.



Restaurant ‹Schlüssel›, Luftaufnahme 1952. Am oberen Bildrand ist das 1931 erbaute ‹Gervasianum› zu erkennen.

Pizzeria

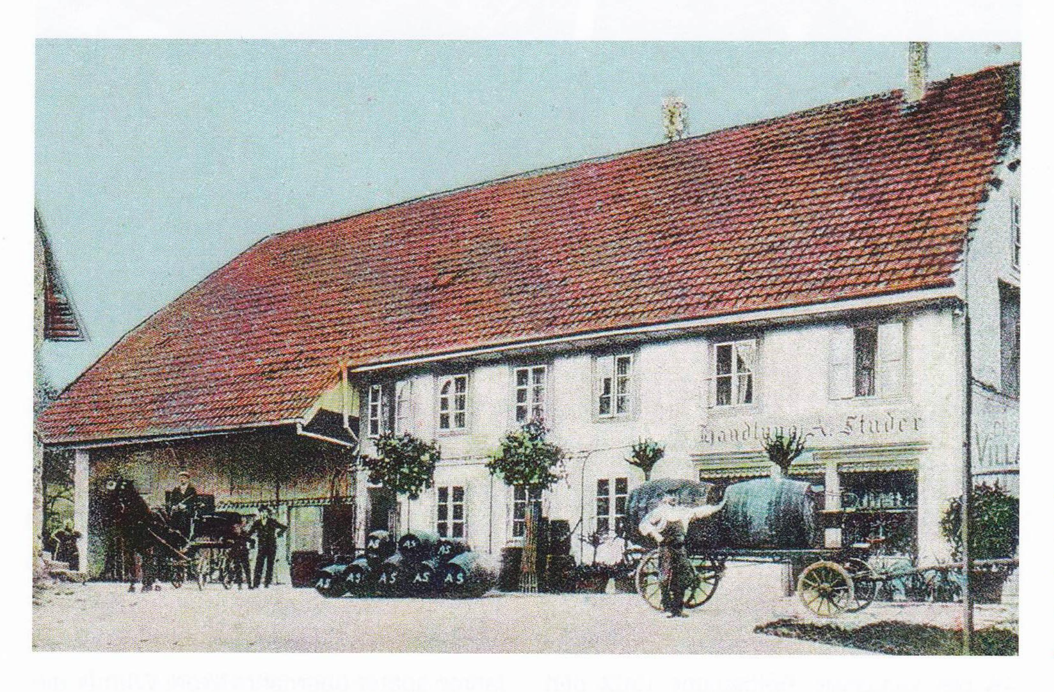
1988 machte Andreas Spielmann aus dem biederen Wirtshaus eine Pizzeria. Elf Jahren später übernahm Vroni Witmer die Liegenschaft, entfernte den vom Vorgänger eingebauten Pizza-Holzofen wieder, liess auf der Südseite eine überdachte Terrasse anbauen und führte das Lokal bis 2006 als Dorfbeiz. 2010 setzte der neue ‹Schlüssel›-Besitzer Rikardo Gojani

auf typisch mediterrane Speisen inklusive Pizzas. Nachfolgende Pächter führten das Haus nach amerikanischem Vorbild als BBQ-Restaurant – mit geringem Erfolg. Darauf blieb das Lokal beinahe ein Jahr geschlossen. Seit November 2015 führt Ueli Wietlisbach, ein ausgewiesener Gastronom, den ‹Schlüssel›. Der neue Pächter setzt auf gutbürgerliche Küche.

1888: ‹Handlung A. Studer› /‹Glungge›

Albert Studer-Rötheli betrieb seit etwa 1877 am Kirchrain 83 einen Gemischtwarenladen. (vgl. S. 6 f) Um in den Weinhandel einsteigen und alkoholische Getränke über die Gasse verkaufen zu können, erwarb er 1888 ein Pintenwirtschaftspatent.[51] Mit dem ab 1896 geltenden Wirtschaftsgesetz wurde der Getränkehandel neu geregelt, weshalb Studer an Stelle eines Wirte- nun ein Kleinhandelspatent für geistige Getränke löste. 1910 erwarb er das ‹Restaurant zum Bahnhof› (siehe unten), übertrug das Wirten jedoch anfänglich einem Pächter, später einem seiner Söhne.

In den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts – inzwischen führte Albert Studer-Müller[52] in dritter Generation die 1959 durch einen Brand zerstörte Handlung in einem Neubau am gleichen Platz – fanden sich mit dem «Negotianten» befreundete Männer gelegentlich zum Feierabendbier in einer Nische des rückwärtigen Lagerraums ein. Bald entwickelte sich daraus ein Treffpunkt für «Insider», welche sich als Mo-Fri-Club (Montag bis Freitag) bezeichneten und ihrem Lokal den Namen ‹Glungge› gaben. Mit dem Tod von Albert Studer-Müller endete 2007 die Aera der Handlung Studer. Paul Portmann, der sich von Anfang an als Wirt hervorgetan hatte, betrieb die nun durch ein Wirtepatent legalisierte ‹Glungge› noch fünf Jahre weiter.



Die vielen Fässer beweisen, dass der Weinhandel der ‹Handlung A. Studer› florierte. Ansichtskarten-Ausschnitt, nach 1910

Seit 1896: ‹Restaurant zum Rössli›

Gegenüber dem Restaurant ‹Kreuz› eröffnete Julius Rötheli-Kissling, «Merzlis» 1896 im Erdgeschoss des Hauses Nummer 27 das ‹Restaurant zum Rössli›. Eine kurz darauf herausgegebene Ansichtskarte



Das ‹Restaurant zum Rössli› vor 1914, Ansichtskarte

zeigt das stattliche Haus neben der «Dorfbrücke» ohne das Spritzenhaus, das die Sicht auf das Wirtshaus teilweise verdeckt hätte. Ein geschwungenes Blechschild über dem ostseitigen Eingang verspricht «Reelle Weine» und «Frisches Bier». Die Südfassade des Hauses wird von einigen jungen Platanen und von üppig gedeihenden Kübelpflanzen verdeckt, hinter denen sich eine kleine Gartenwirtschaft verbirgt. Die hohen Bogenfenster und der in die gekröpfte Gebäudeecke platzierte Eingang verraten, dass die im Grundbuch von 1826 noch als «Krautgarten samt Gebäude» beschriebene Liegenschaft später zum abgebildeten Wirtshaus mit einem Saal im Obergeschoss um- und ausgebaut worden war. Das äussere Erscheinungsbild des Neubaus hat grosse Ähnlichkeit mit demjenigen des ‹Schlüssels›. War da der gleiche Architekt am Werk?

Konsum ‹Konkordia›

Julius Rötheli-Kissling hatte seit 1896 neben seiner Wirtschaft auch einen Spezereiladen betrieben. 1919 wurde im Erdgeschoss die ‹Konkordia›[53] eröffnet[54], ein anfänglich reines Lebensmittelgeschäft, das später auch Strickwolle, Haushalt-, Spiel- und Merceriewaren im Angebot hatte. Genossenschafter und Kunden waren fast ausschliesslich katholisch-konservative Familien. Die Umnutzung erforderte bauliche Anpassungen. An Stelle der beiden Doppelfenster in Südfassade wurden zwei grosse Schaufenster eingelassen und die südseitige Wirtshaustüre diente fortan als Ladeneingang. Im Erdgeschoss des westseitig angebauten Hauses war das Warenlager untergebracht und im Obergeschoss wohnte die Geschäftsführerin. Den stark verkleinerten Gastraum, eher eine Stube mit gerade noch fünf Tischen, betrat man von der Ostseite. Der Saal wurde weiterhin vor allem von katholischen Vereinen rege genutzt, aber das Restaurant verlor an Bedeutung. Anlässlich der periodischen Erneuerung der Wirtschaftspatente anno 1929 verlangte der Regierungsrat von der ‹Konkordia› und dem ‹Homberg› den Einbau einer Wasserspülung in den Aborten.[55]



Konsum ‹Konkordia›. Adolf Lindenmayer (links) und Werner Hoffmann beim Schneeräumen

Während vielen Jahren führte die Witwe Agnes Flury-Rötheli die ‹Konkordia› und wirtete im ‹Rössli›. Adolf und Erna Lindenmayer lösten sie 1940 ab, erweiterten das Warenangebot und leiteten Laden und Wirtschaft während beinahe drei Jahrzehnten.

Bereits in den Sechzigerjahren schwand das Interesse an den kleinen Genossenschaftsläden. Grossverteiler in Olten machten den Detaillisten auf dem Dorf das Leben schwer. Deshalb wurde der Laden nach dem altersbedingten Rücktritt der Lindenmayers geschlossen und die Genossenschaft ‹Konkordia› aufgelöst.

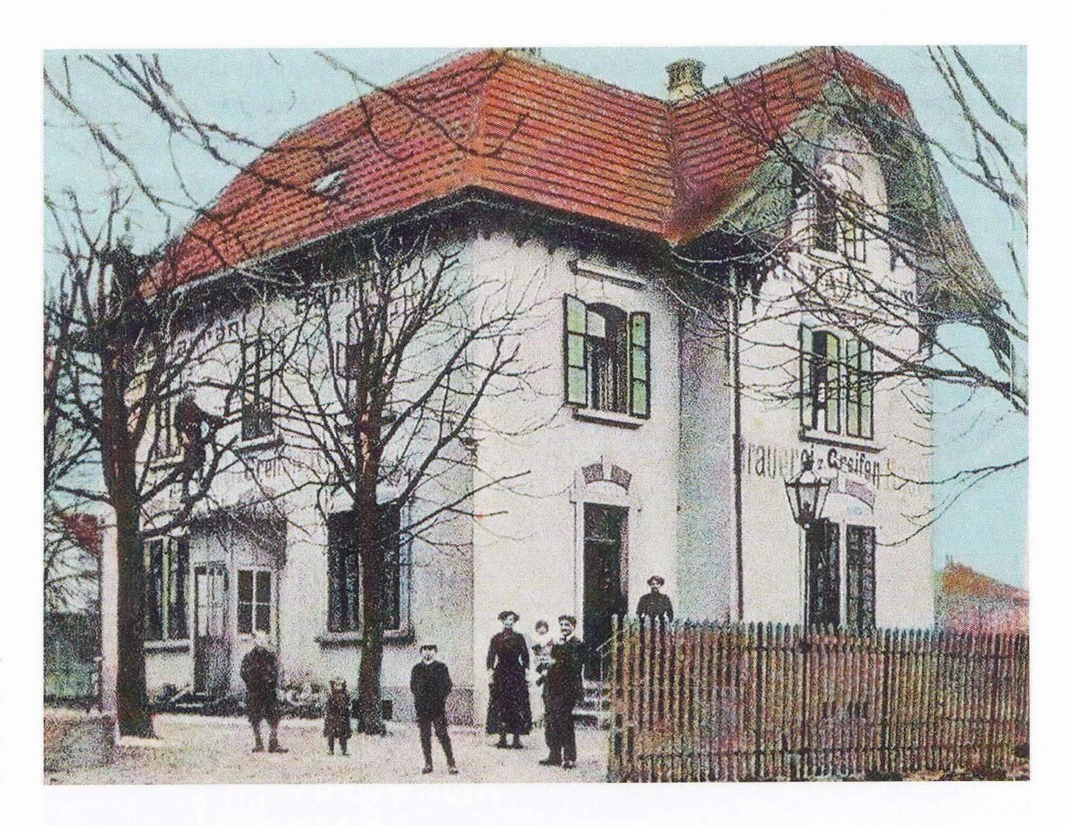
Othmar Rohrer erwarb die Liegenschaft, liess das ganze Erdgeschoss umbauen und eröffnete 1970 das ‹Rössli› in neuem Glanz. Die Gaststube hat wieder ihre ursprüngliche Ausdehnung erhalten und das einstige Magazin nebenan ist zur ‹Hippos-Bar› geworden, einem Treffpunkt für Nachtschwärmer.

1896–2015 ‹Restaurant zum Bahnhof›

Das Stationsgebäude der Gäubahn stand weit abseits des Dorfes, sozusagen im Niemandsland. Nur einen Steinwurf weit davon entfernt wurde 1896 das ‹Restaurant zum Bahnhof› gebaut.

Weshalb reden ältere Hägendörfer noch heute vom ‹Greifen› und meinen damit das Restaurant ‹Bahnhof›? Die Antwort finden wir auf einer kurz nach 1910 herausgegebenen kolorierten Ansichtskarte. Auf der Westfassade des Wirtshauses steht in grossen Lettern ‹Restaurant Bahnhof›, auf der Südseite aber ‹Restaurant Brauerei z. Greifen›.

Louis Dietrich, Eigentümer dieser in Basel ansässig gewesene Brauerei zum Greifen[56], ersuchte im Juni 1896 den Hägendörfer Gemeinderat um eine Baubewilligung für ein neues Gasthaus. Im Nu wurde dieses Vorhaben zum Dorfgespräch. Die örtlichen Wirte befürchteten zusätzliche Konkurrenz und forderten deshalb den Gemeinderat schriftlich auf, die Wirtschaftsbewilligung zu verweigern. Der dazu nicht befugte Rat leitete das Gesuch weiter. Innert Monatsfrist lag der Regierungsratsbeschluss vor: Weil Dietrich keine Niederlassung im Kanton Solothurn aufweisen konnte,



‹Restaurant zum Bahnhof› oder ‹Restaurant zum Greifen›? Ansichtskarten-Ausschnitt, nach 1910

erhielt er kein Wirtepatent. Dietrich suchte und fand darauf in Johann Karl Leuenberger von Walterswil BE rasch einen Strohmann, dem nach erfolgter Niederlassung in Hägendorf im September das Patent erteilt wurde.[57] Die amtlichen Mühlen mahlten damals erstaunlich schnell.

Bier-Verteilzentrum

Damit war der Weg frei für den Bau des neuen Wirtshauses mit Gaststube und Küche im Hochparterre sowie einer darüber liegenden Wohnung. Im Abstand von wenigen Metern zum Wirtshaus wurde auf der Ostseite zudem ein zweiteiliger Lagerschuppen erstellt. Unter dem näher gelegenen Teil mit Laderampe gab es einen Bierkeller. Die dort noch vorhandenen betonierten Ablaufrinnen an den Kellerwänden belegen, dass die Brauerei hier ein Bierdepot unterhielt, das während der warmen Jahreszeit mit Eisbarren gekühlt wurde. Das Fassbier und das Eis wurden per Bahn angeliefert und vermutlich durch eine Luke in den Keller hinunter gerollt, beziehungsweise geschoben. Zwischen den beiden Lagerteilen war ein mittels Lederriemen (Transmission) bewegter hölzerner Warenaufzug eingebaut, mit dem die unterschiedlichen Niveaus der verschiedenen Lagerflächen bedient werden konnten. Damit wurden die für den Weitertransport bestimmten Fässer wieder aus dem Keller gehoben und über die Laderampe auf ein bereit stehendes Fuhrwerk gerollt. Das Depot Hägendorf war ein Verteilzentrum. Von hier aus bediente die Brauerei mit eigenen Pferdefuhrwerken die Wirtshäuser in der Region. Die Pferdestallungen befanden sich in dem östlichen, ebenerdig zugänglichen Lagerteil, wo die unsorgfältig zugepflasterten Jaucherinnen noch zu erkennen sind.[58]

Der flache Gebäudeteil zwischen dem Restaurant und dem Lagerschuppen wurde nachträglich erstellt. Darin befinden sich

ein kleiner Saal und dahinter die Küche. Abgesehen von der Aufhebung des südseitigen Wirtshauseingangs hat das Haus äusserlich keine baulichen Veränderungen erfahren.

wickelte sich wohl nicht im gewünschten Masse, so dass die Brauerei die Liegenschaft verkaufte. Der Name ‹Greifen› aber blieb an der Fassade und in den Köpfen haften.



Der ‹Greifen› mit Zwischentrakt und angebautem zweiteiligem Lagerschuppen. Ansichtskarte, um 1940

Verbreitete Alkoholsucht

Als potenzielle Kundschaft für das neue Wirtshaus neben dem Bahnhof hatte man möglicherweise die vielen Arbeiter im Auge, die täglich im Frühzug nach Oensingen/Klus oder nach Olten und abends zurück fuhren. Fast alle «stärkten» sich vor und nach der Arbeit mit einem Glas Schnaps. Das wurde ihnen im Bahnhofbuffet in Oensingen und ebenso in Olten gerne gereicht und bis zum nächsten Zahltag angeschrieben. Warum sollten die Hägendörfer ihre Schnapsration und vielleicht auch noch ein Feierabendbier nicht im ‹Bahnhof› in Hägendorf konsumieren? Die damals verbreitete Alkoholsucht stürzte viele Arbeiterfamilien ins Elend.

Wirtshaus und Brennstoffhandlung

Die Pächter des ‹Greifen› lösten sich in rascher Folge ab und das Biergeschäft ent-

Ab 1910[59] gehörte das Haus dem freisinnigen Kantons- und Gemeinderat Albert Studer-Rötheli[60], der am Kirchrain mit seiner Frau Amalia einen Gemischtwarenladen führte (siehe S. 6 ff) und den Gastbetrieb verpachtete. Die Lagergebäude des Wirtshauses hingegen nutzte der gewiefte Geschäftsmann selber für einen neuen Geschäftszweig, den Handel mit Kohle. In den dortigen Kellerräumen lagerte er zudem auch Saatgut.

Nach seinem Tode führte Sohn Albert Studer-Sauter[61] das Ladengeschäft und den Brennstoffhandel weiter. Den ‹Bahnhof› verpachtete dieser seinem Bruder Walter Studer-Affolter. 1950 konnte der während vielen Jahren in der Brennstoffhandlung Studer angestellt gewesene Paul Gross-Perler die ganze Liegenschaft erwerben und betrieb darauf den Kohle- und Oelhandel auf eigene Rechnung. Anfänglich

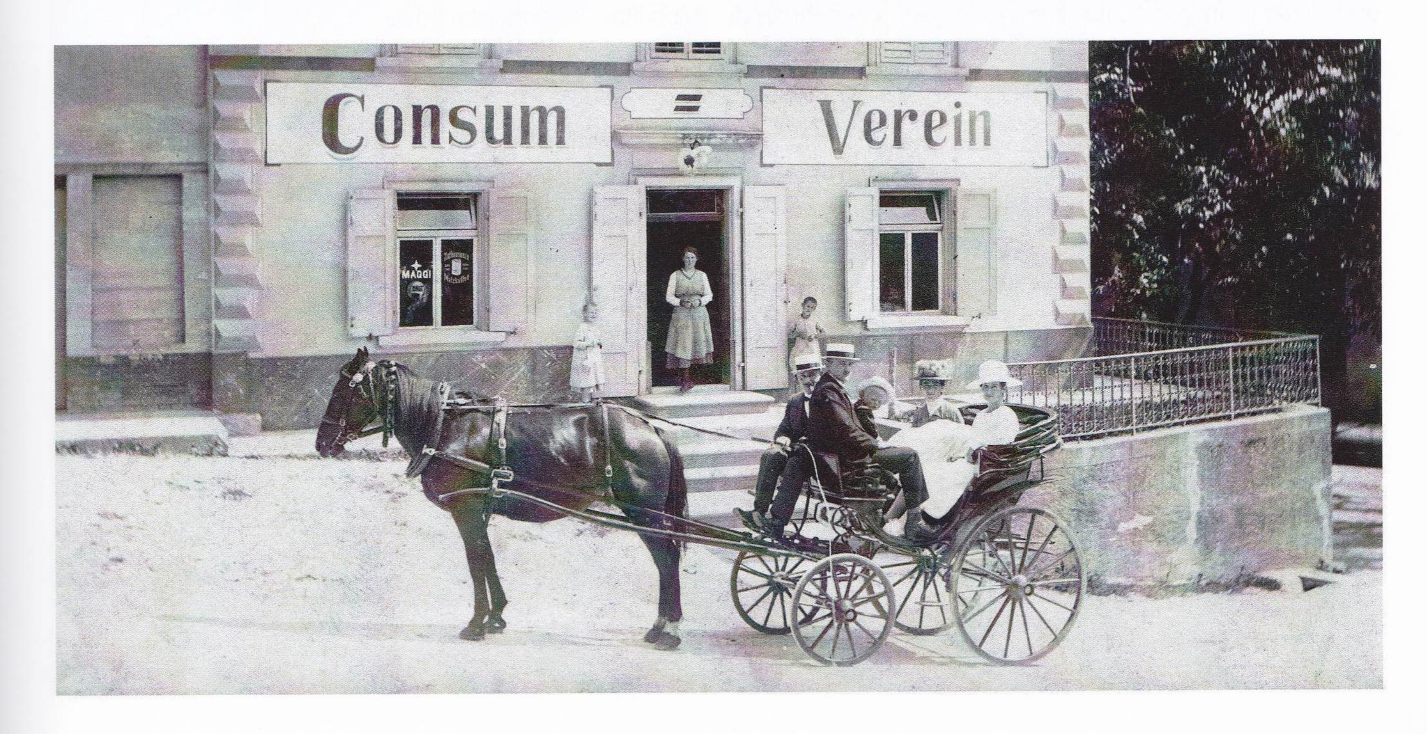
führte er zusammen mit seiner Frau ‹Miggi› (Marie Agnes) auch noch das Restaurant, vermietete es aber fünf Jahre später. Verschiedene Pächter wirteten danach im ‹Bahnhöfli›, wie es auch genannt wurde. 2009 kaufte Roland Gschwind das Wirtshaus und betrieb es nach erfolgter sanfter Innenrenovation ab 2011 unter dem Namen ‹Bahnhofbeizli›. Wie seit jeher zog die lauschige Gartenwirtschaft an warmen Tagen viele Gäste an. Im Herbst 2015 schloss das Lokal. Neue Besitzer bauen die traditionelle Gaststätte zum Mehrfamilienhaus um.

1896–1909: ‹Restaurant zur Eintracht›

Anno 1896 öffneten im Dorf gleich drei neue Wirtshäuser: Zum ‹Rössli› und zum ‹Bahnhof› kam noch das ‹Restaurant zur Eintracht› am Kirchrain 2 hinzu. Bauherr des Doppelhauses mit Gastwirtschaft und Gewerbelokalitäten im Erdgeschoss sowie drei darüber liegenden Wohnungen war vermutlich Gottlieb Wyss, Franz Josefs selig, der erste Patentinhaber dieser Speise- und Schenkwirtschaft. Bereits nach einem Jahr wechselte der Patentnehmer und diesem folgten weitere. Als letzter wirtete Johann Gerber von Fahrni BE, der neben der Wirtschaft noch eine «Coiffeurstube» betrieb. Trotz dieses Nebenverdienstes war sein Einkommen wohl zu gering, so dass er 1909 auf das Patent verzichtete.

Consumverein Olten

Der Consumverein Olten (CVO) hatte 1902 an der Bachstrasse 21[62] einen Verkaufsladen eröffnet, der vom Hausbesitzer Josef Ackermann geführt wurde. Ein von letzterem gestelltes Gesuch zur Erteilung eines Patents für den Detailhandel mit Wein, Bier und Spirituosen löste im Gemeinderat heftige Diskussionen aus. Albert Studer, der, wie oben erwähnt, mit Wein handelte und in seinem Laden alkoholische Getränke über die Gasse verkaufte sowie Posthalter Adolf Kissling, ehemaliger ‹Tell›-Wirt, monierten, eine Bewilligung wäre nicht im Interesse der hiesigen Bevölkerung, da es



Als 1909 das ‹Restaurant zur Eintracht› am Kirchrain geschlossen wurde, erwarb der ‹Consumverein Olten› die Liegenschaft und verlegte seine Filiale von der Bachstrasse hierher. Noch fehlen die grossen Schaufenster beidseits der Eingangstüre. Ansichtskarte, um 1910

schon genug solcher Verkaufsstellen gebe und beantragten, das Gesuch sei nicht zu unterstützen. Die unter Namensaufruf erfolgte Abstimmung ergab jedoch, dass eine knappe Mehrheit der Räte die Patenterteilung empfahl.[63]

Als das ‹Restaurant zur Eintracht› schloss, übernahm der CVO das ganze Haus und baute die Gaststube zum Verkaufslokal um. Neue Geschäftsführerin wurde Fräulein Bertha Wyss, «Friedensrichters, s'Chrumme». In den neben dem Laden liegenden Gewerbelokalitäten hatte sich zeitweilig ein Fotograf, dann ein Schneider eingerichtet. Später nutzte der CVO diese Räume selbst.

‹Circolo Italiano›

Nachdem Coop Olten 1965 sein neu erstelltes Geschäft an der Eigasse 1 bezogen hatte, wurde der alte Laden für lange Zeit zum Treffpunkt italienischer Gastarbeiter, zum ‹Circolo Italiano›. 1995 erwarb Architekt Hanspeter Studer die Liegenschaft, modernisierte die Wohnungen und erstellte in der Lücke zum einstigen Schmiedehaus Bachstrasse 50 einen Verbindungsbau (Bachstrasse 52).

Als die Italiener 2001 ihren Treffpunkt schlossen, wurde aus dem Lokal für fünf Jahren ein indisches Speiserestaurant, das ‹Raj Mahal›. Darauf folgten weitere Pächter. Zuletzt, von 2009 bis 2011, wurde aus dem einstigen ‹Restaurant zur Eintracht› die ‹Cin Cin Bar›. Wiederholte Reklamationen aus der Nachbarschaft wegen Nachtruhestörung zwangen den Besitzer, den Mietvertrag mit den Barbetreibern aufzulösen. Seither steht das Lokal leer.[64]

Gesellschaftliche Veränderungen

Trotz der seit Mitte des letzten Jahrhunderts stark wachsenden Einwohnerzahl entstanden im Dorf keine neuen Gastbetriebe der herkömmlichen Art. Die Patente der beiden 1961/62 abgebrochenen Wirtshäuser ‹Schweizerhaus› und ‹Kreuz› wurden gelöscht. Das Fernsehen und die zunehmende Mobilität veränderten das Freizeitverhalten breiter Gesellschaftskreise grundlegend. Der Stammtisch und der Jass im Wirtshaus verloren an Attraktivität. Die 1970 eröffnete ‹Hippos-Bar› (siehe oben: ‹Rössli›) hingegen traf den Nerv der Zeit: Schummeriges Licht, leicht bekleidete Bardamen, seichte Hintergrundmusik und überteuerte Drinks mit exotischen Namen vermittelten dem Barbesucher einen Hauch von Grossstadt und Abenteuer. Auch die Eröffnung des ‹Café Rima› (siehe oben: ‹Bäckerei und Wirtshaus›) im Jahre 1980 wurde gut aufgenommen. Was in der Stadt schon lange alltäglich war, wurde nun auch im Dorf möglich: Frauen jeden Alters trafen sich vor- oder nachmittags zu einem Schwatz im Café.

Genug Gastbetriebe im Dorf

Im Dorf hatte sich um 1910 die Zahl der Wirtshäuser konsolidiert. Es waren deren neun und dabei blieb es für ein halbes Jahrhundert. Ein 1914 abgefasstes Gemeinderatsprotokoll[65] listet alle damaligen Patentinhaber und ihre Wirtshäuser auf:

Albert Studer	*z. Bahnhof*
Eduard Schaad	*z. Eisenbahn*
Julius Seiberlich	*z. Kreuz*
Johann Lampart	*z. Teufelsschlucht*
Wwe. Emilie Rötheli	*z. Rössli*
Gottl. Wyss	*z. Wilh. Tell*
Emil Rötheli	*z. Schweizerhaus*
Wwe. Vögeli-Amiet	*z. Homberg*
Elisa Kamber-Kamber	*z. Schlüssel*
Gottl. Merz	*z. Aller[heiligenberg]*

1963–1967: Betriebskantine Belchentunnel

Bevor der Bau des Belchentunnels in Angriff genommen wurde, errichtete man in unmittelbarer Nähe der Baustelle ein Barackendorf, in dem es neben den Unterkünften der Tunnelarbeiter und den Büros der Bauleitung auch eine Kantine gab, wo ein italienischer Küchenchef für die mehrheitlich aus Italien stammenden Bergleute kochte. Gelegentlich fanden sich hier auch Privatpersonen, manchmal ganze Dorfvereine zu Spaghetti und Rotwein ein, und dies ganz legal, verfügte die Betreiberfirma des Lokals doch über ein befristetes Wirtepatent.[66]

Seit 1971: ‹Rastplatz Eggberg› und ‹Rastplatz Teufengraben›

Wenige Monate nach der Inbetriebnahme des A2-Autobahnteilstücks Augst–Härkingen[67] wurde auf den beiden Rastplätzen Eggberg und Teufengraben an der Belchenrampe je ein Kiosk eröffnet. Mit zunehmender Besucherfrequenz wurden die beiden von der Autogrill Schweiz AG betriebenen Lokale und deren Angebot ausgebaut. Vor allem Fernfahrer und Ferienreisende machen hier Halt um sich mit einem Kaffee oder einer kleinen Malzeit für die Weiterfahrt zu stärken.

Seit 1985: Erst ‹Cafeteria›, dann ‹Restaurant Insieme›

Das Seniorenzentrum Untergäu, ursprünglich bekannt unter dem Namen Theresienheim, hatte bereits 1985 für seine Pensionäre und Besucher eine Cafeteria eröffnet. Seit 2013 wird in den gleichen Räumlichkeiten ein Restaurant betrieben. Sein Name ‹Insieme› ist Programm. Die Betreiber wollen den ungezwungenen Kontakt zwischen Heimbewohnern und Gästen fördern.

Seit 1996: ‹Café-Bistro Vögeli Beck›

Nach jahrzehntelangem Suchen und Planen konnte das neue Dorfzentrum

Das ‹Café-Bistro Vögeli Beck› ist d e r Treffpunkt im neuen Dorfzentrum.

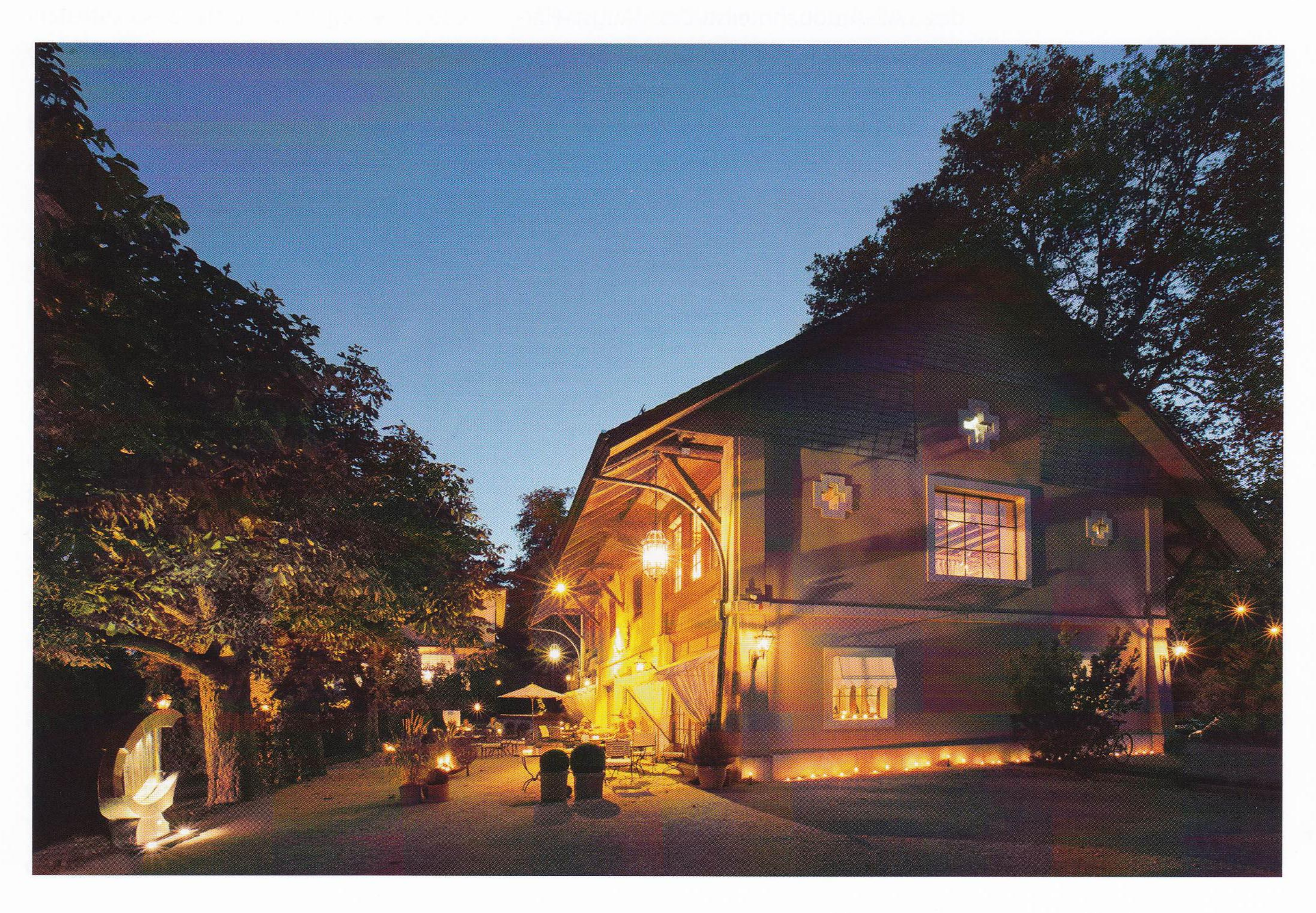


kurz vor der Jahrtausendwende realisiert werden. Teil dieses Zentrums ist das 1996 eröffnete ‹Café-Bistro Vögeli Beck› an der Eigasse 2.[68] Wie der Name sagt, werden in diesem Lokal sowohl Getränke und Süsses aus der angegliederten Bäckerei-Konditorei als auch Mittagessen und kleine Zwischenmalzeiten angeboten. Das Bistro ist ein beliebter Treffpunkt im Dorf.

Seit 2000: Das ‹Lampart's›

Die 1844 nach den Plänen des damaligen Basler Stararchitekten Melchior Berri in klassizistischem Stil erbaute Villa Glutz an der «Landstrasse» inmitten eines gepflegten Parks mit altem Baumbestand erregt noch heute Aufmerksamkeit. Zum herrschaftlichen Anwesen gehören zwei weitere Gebäude, ein kleines Waschhaus und eine 1846 fertig gestellte Remise samt Stallungen[69]. Innenarchitekt Peter Grogg erwarb 1980 die ganze Liegenschaft und stellte im Wohnhaus und in der Remise seine Möbel- und Stoffkollektionen aus. Im November 2000 eröffneten der Spitzenkoch Reto Lampart und seine Partnerin Anni Lampart in der von Grogg sorgfältig umgebauten Remise ihr ‹Lampart's›. Der rustikale Bau mit seiner Innenausstattung im englische Landhausstil, die festlich gedeckten Tische, raffinierte Beleuchtung und geschmackvoll abgestimmte Blumenarrangements schaffen eine stimmungsvolle Ambience. Das Restaurant im Obergeschoss bietet Platz für 50 bis 70 Personen. Bei schönem Wetter wird auch im Garten vor der Remise serviert. Liebhaber kubanischer Zigarren finden in der Lounge

Das ‹Lampart's› bei Nacht





Blick in das Restaurant im ersten Stock

im Erdgeschoss (20 bis 25 Personen) eine grosse Auswahl vor. Daneben gibt es ein Sitzungszimmer, das auch als Privat-Diningroom genutzt wird. In der rückseitig angebauten Küche wird vom Apérohäppchen bis zu den Friandises praktisch alles in höchster Perfektion selbst zubereitet. Reto Lampart pflegt die klassische französische Küche mit mediterranen Einflüssen. Der Gastbetrieb beschäftigt in Spitzenzeiten 22 Personen.

Mit Kreativität und Leidenschaft hat sich das Lampart's-Team in den Gourmet-Himmel hochgearbeitet: Neben vielen andern Auszeichnungen kann es sich mit zwei Michelin-Sternen und 17 Gault-Millau-Punkten schmücken und wird 2016 als bestes Restaurant des Kantons gefeiert. Deshalb tafeln Gäste aus der ganzen Schweiz bei ‹Lampart's› in Hägendorf.

Seit 1999: Schnellimbiss-Lokale

Wie Pilze sind sie in den letzten Jahren überall aus dem Boden geschossen, die Schnellimbiss-Lokale. In Hägendorf gibt es deren drei: seit 1999 den ‹Prima Pizza Kurier› an der Oltnerstrasse 5, seit 2005 den ‹Ro-Di Imbiss› an der Eigasse 4 und seit 2013 das La Sera an der Oltnerstrasse 13. Alle bieten Hausliefer-Service an.

Seit 2007: ‹Besenbeiz Santel›

Weitab vom Dorfzentrum nahe der Grenze zu Egerkingen gibt es seit 2007 eine Einkehrmöglichkeit: Bruno Flury, Landwirt im Santel, hat das einstige Bienenhaus neben seinem Hof zu einer gemütlichen Besenbeiz mit 24 Plätzen, einer grossen Terrasse und einem Fumoir um und ausgebaut. Wanderer und Spaziergänger bedienen sich hier selbst. Es gibt kalte und warme Getränke, dazu sowohl Würste, Käse, Speck wie auch Süsses. Auf Bestellung serviert Petra Bütler-Flury, die Tochter des Wirts, auch kalte Platten, Fondue, Raclette und anderes mehr.

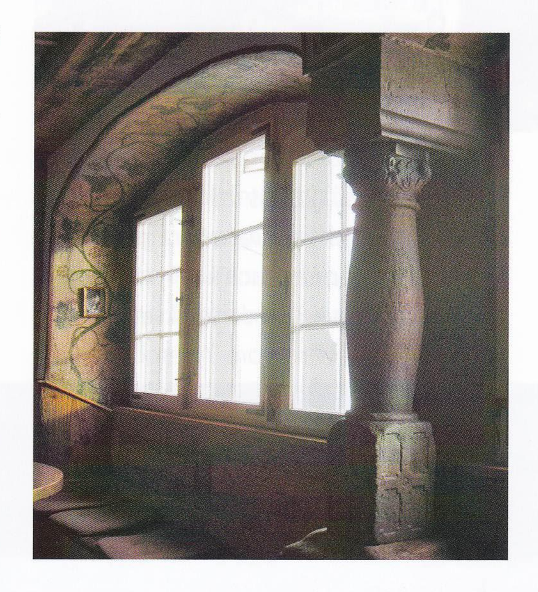
Bereits 1964 hatten die Gebrüder Flury dem Gemeinderat ein Gesuch zur Eröffnung einer Bergwirtschaft auf dem damals projektierten neuen Santel-Hof eingereicht. Ihre Begründung, die Santelkapelle werde viel besucht und der Weg von Hägendorf über den Santel nach Egerkingen werde zukünftig vermehrt als Wanderweg benutzt, konnte den Rat damals nicht überzeugen.[70]

Bergwirtschaften und Kuranstalten

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Bewirten von Gästen auch auf einigen der zu Hägendorf gehörenden Berghöfen ins Auge gefasst. Man erhoffte sich davon ein schönes Nebeneinkommen.

Seit 1958: ‹Bergwirtschaft Chambersberg›

Jakob Gubler von Lostorf eröffnete 1866 auf dem Chambersberg eine «Kuranstalt».[71] Ob der initiative Bergbauer Molken- oder Luftkuren anbot, geht aus der Quelle nicht hervor. Da sein Hof nur über einen denkbar schlechten Weg erreichbar war und es wohl an der notwendigen Werbung fehlte, blieben die Gäste aus. Darum zog er das Patent zwei Jahren später wieder zurück.
Wenn wir vom heimlichen Bewirten durstiger Soldaten und Wanderer absehen, blieb der Chambersberg für lange Zeit was er seit Jahrhunderten war, ein einfacher Berghof. Erst 1958 erlangte Luise Kamber ein Bergwirtschaftspatent[72] und bewirtete zusammen mit ihrer Schwester Marie in der «guten Stube» des alten Hochstudhauses Wanderer und Berggänger. Die beiden ledigen Frauen zogen Louise, eine Tochter ihres Bruders Josef bei sich auf. Letztere heiratete 1976 Konstantin Büttler und pachtete mit ihm zusammen Hof und Wirtschaft von der Pflegemutter Marie[73], die kurz darauf nach Hägendorf umzog.



Das gotische dreiteilige Staffelfenster mit Fenstersäule in der Gaststube zeugt vom beträchtlichen Alter des Berghofes Chambersberg.



Chambersberg, Ansichtskarte, Luftaufnahme 1992

1982 erwarben Beat und Rita Bader-Walser den Berghof und übernahmen zwei Jahre später dessen Bewirtschaftung. Sowohl im Landwirtschafts- wie auch im Restaurationsbetrieb musste zwingend viel erneuert und modernisiert werden. Die neuen Besitzer meisterten die grosse Herausforderung. So machten sie aus der einst dunklen, engen Gaststube ein freundliches Lokal mit rustikalem Charme. Auch die Küche wurde komplett erneuert, so dass sie heutigen hygienischen und technischen Ansprüchen entspricht. Dank einer modernen Holzheizung können alle Wohnräume mit Wärme versorgt werden. Inzwischen ist bereits die nächste Generation angetreten. 2011 haben Beat und Rita Bader-Walser den Berghof ihrem Sohn Thomas überschrieben.

Seit 1867/1896: ‹Bergrestaurant Allerheiligenberg›

Unmittelbar nachdem die Stadt Olten 1867 den Allerheiligenberg ersteigert hatte, erwarb sie das Patent zum Betrieb einer Kuranstalt durch ihren Lehenmann Jakob Studer, «Hofjoggis». Obwohl der Allerheiligenberg schon damals besser erschlossen war als der Chambersberg, liess sich auch hier kein Kurbetrieb aufbauen. Deshalb löste die Besitzerin im darauf folgenden Jahr ein so genanntes Sommerwirtschaftspatent. Es erlaubte dem Pächter, vom 1. Mai bis 1. November Gäste zu bewirten. Auch dieser Versuch versandete wenige Jahre später.

Dank dem 1896 revidierten Wirtschaftsgesetz konnten neu Patente für Bergwirtschaften ausgegeben werden. Der

Ansichtskarte, um 1920



Pächter Samuel Bähler auf «Sennberg Allerheiligen» erwarb umgehend ein solches. Die Gaststube befand sich im ersten Stock des einstigen Gutsherrenhauses und auf der Ostseite des Gebäudes kam eine Trinkhalle zu stehen.[74] Der Bau des Sanatoriums hatte zur Folge, dass die beiden alten Allerheiligenberg-Höfe abgebrochen wurden. An ihrer Stelle entstand 1908 ein neuer Gutshof bestehend aus Oekonomie, Restaurant und darüber liegender Verwalterwohnung. Die Gebäude auf dem Allerheiligenberg sind im Heft 4 der Hägendörfer Jahrringe 2001 in Wort und Bild dargestellt.

Ältere Semester erinnern sich bestimmt noch an die Gutsverwalter, die mit ihren Frauen gemeinsam die Landwirtschaft und das Wirtshaus führten: Von 1913 bis 1955 waren es Gottlieb Merz, dann sein Sohn Robert Merz. Darauf folgte Ernst Affolter. Während seiner Zeit erhielt das Wirtshaus auf der Südostseite einen Anbau. Affolter übergab den Gastbetrieb 1971 an Fritz Wehrli, führte jedoch die Landwirtschaft noch weiter bis Familie Spring diese Ende 1974 übernahm. Die letzte Umgestaltung des Restaurants und dessen bauliche Vereinigung mit der zum Saal umgestalteten Trinkhalle erfolgte 1996. Im Jahre 2001 erwarben der bisherige Pächter Ruedi Spring und Klara Kummer den Hof und das Restaurant und firmieren seither mit ‹Buurehof und Bärgwirtschaft›.

1896: ‹Bergwirtschaft Fasiswald›

Auch Kasimir Nussbaumer von Mümliswil auf dem Berghof Fasiswald erwarb 1896 ein Bergwirtschaftspatent. Offenbar blieben die erhofften vielen Berggänger aus, so dass sich die jährlich anfallende Patentgebühr von 100 Franken nicht auszahlte. Nach acht Jahren verzichtete Nussbaumer auf das Patent. Sein Sohn (?) Eduard versuchte 1908 erneut eine Wirtschaft zu etablieren, verliess jedoch noch im gleichen Jahr den Hof. Sein Nachfolger Christian Röthlisberger gab das Wirten kurze Zeit später auf. Gründe für das Scheitern



Der Eingang zur ‹Bergwirtschaft Fasiswald› lag auf der Nordseite des Gebäudes und war wenig einladend.

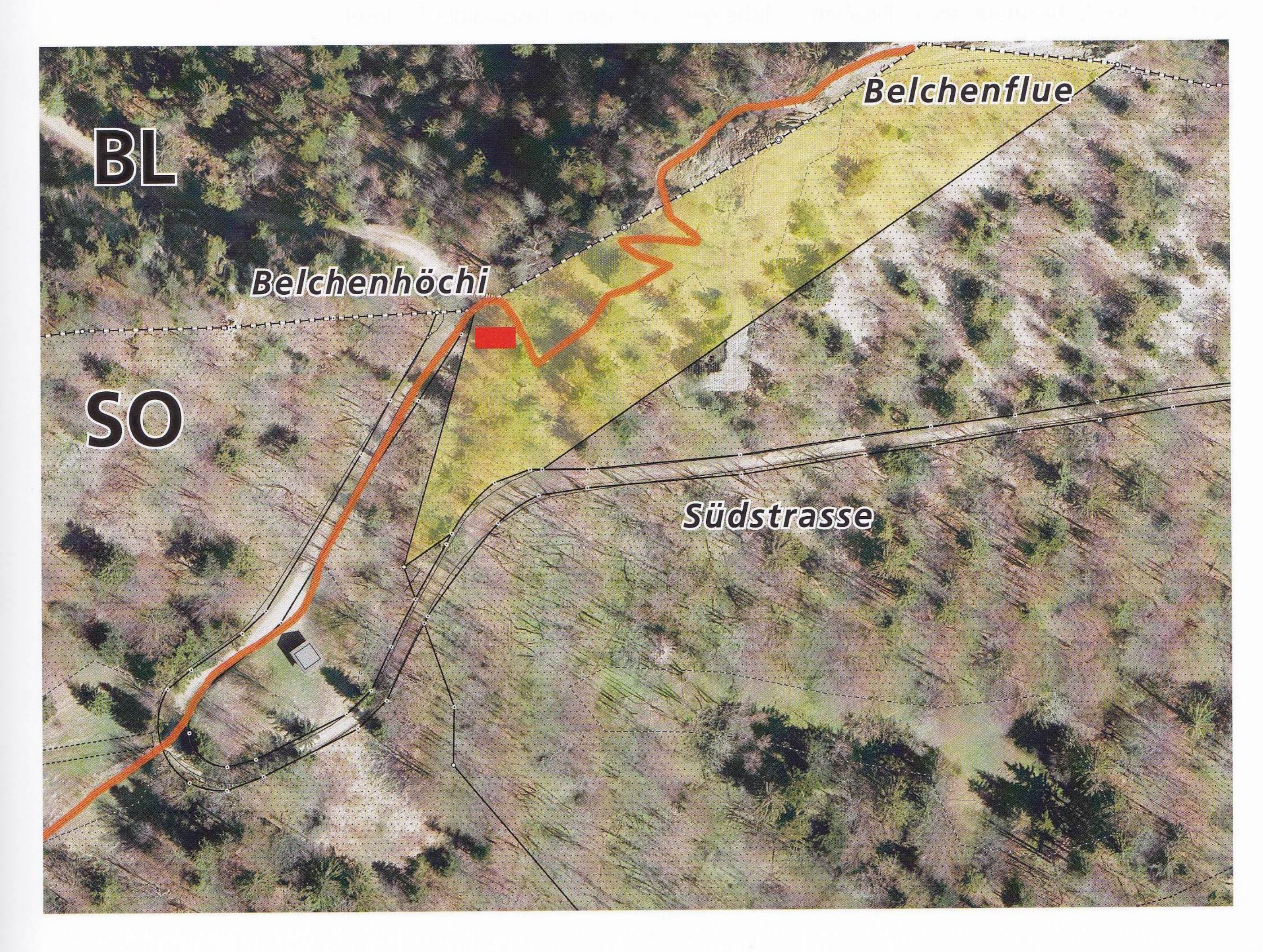
könnte die versteckt auf der Gebäuderückseite liegende Wirtshaustüre und die wenig einladende, dunkle Gaststube gewesen sein.

Belchen – Top of Hägendorf

Theodor Nussbaumer, Sohn des Gwidem-Bauern Wolfgang Nussbaumer, war um 1890 nach Amerika ausgewandert, wo er im Sommer als Käser arbeitete und winters als Trapper den Wildtieren nachstellte. War es die Liebe zur Holderbanker Wirtstochter Elisabeth Jeker, seiner späteren Frau, die ihn nach etwa fünf Jahren in seine Heimat zurückkehren liess? Dort wollte er buchstäblich hoch hinaus. Seine Idee, auf der Belchenhöhe eine Bergwirtschaft zu bauen und zu betreiben, verfolgte er zielstrebig. Zuerst erwarb er vom Besitzer des Gigersberg-Hofes[75] die Südflanke der Belchenflue, eine 45 Aren grosse, steil abfallende, felsige, nur spärlich bewaldete Parzelle. Der Projektname ‹Bergwirtschaft Belchenhöhe› wie auch die Topografie verraten, dass Nussbaumer plante, sein Haus unmittelbar neben dem Kulminationspunkt der Südstrasse am Fussweg zum Gipfel zu errichten.

1898 eröffnete Nussbaumer dem Gemeinderat sein Vorhaben. Dieser verlangte einen Bericht über den projektierten Neubau und Einsicht in die Pläne. Er versprach, das beim Oberamt einzureichende Patentgesuch zu unterstützen, sofern

Theodor Nussbaumer hatte die Parzelle Grundbuch Hägendorf Nr. 1303 (gelb) am Belchensüdhang gekauft, um hier eine Bergwirtschaft zu bauen (rot). Die Südstrasse existierte damals noch nicht, wohl aber der Fussweg von der Gwidemhöchi zur Belchenflue (orange).





Theodor und Elisabeth Nussbaumer-Jeker

Nussbaumer die «einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen beobachte».[76] Ein halbes Jahr später musste das Projekt begraben werden. Amtliche Stellen sollen aus militär-strategischen Gründen einen Bau auf der Belchenhöhe abgelehnt haben. Nussbaumer zog sein Patentgesuch zurück[77], heiratete seine Elisabeth Jeker und zog mit ihr nach Basel. Doch bald kehrten die beiden in die Abgeschiedenheit der Jurahöhen zurück, zuerst auf den Hof ‹Horn› in Ifenthal, dann 1908 auf den Wuesthof, der inzwischen bereits von der vierten Generation Nussbaumer bewirtschaftet wird. Die Parzelle an der Belchen-Südflanke gehört jetzt dem Urenkel des Theodor Nussbaumer.[78]
Wohl in Unkenntnis des wahren Grundes von Theodor Nussbaumers Rückzug seines Projekts ‹Bergwirtschaft Belchenhöhe› stellten wenige Tage später ein Wirt in Hauenstein und Samuel Bähler, Pächter und Wirt auf Allerheiligenberg, gemeinsam ein Patentgesuch «zur Betreibung einer Bergwirtschaft auf dem Belchen»,[79] dies natürlich vergeblich. Auch Ludwig Studer, Schlosser von Trimbach, der 1920 im «Belchensattel» (= Belchenhöhe) eine Baracke aufgestellt hatte mit der Absicht, dort alkoholfreie Getränke auszuschenken, erhielt dazu keine Bewilligung. Angesichts der herrschenden Wohnungsnot gestattete ihm der Gemeinderat immerhin, die Baracke bis zum Herbst als Unterkunft zu nutzen.[80] Im darauf folgenden Jahr ersuchte Jakob Meier von Trimbach, an Sonntagen auf dem Belchen Biskuits, Orangen und Limonade verkaufen zu dürfen. Der Rat lehnte ab.[81]

Durstige Soldaten

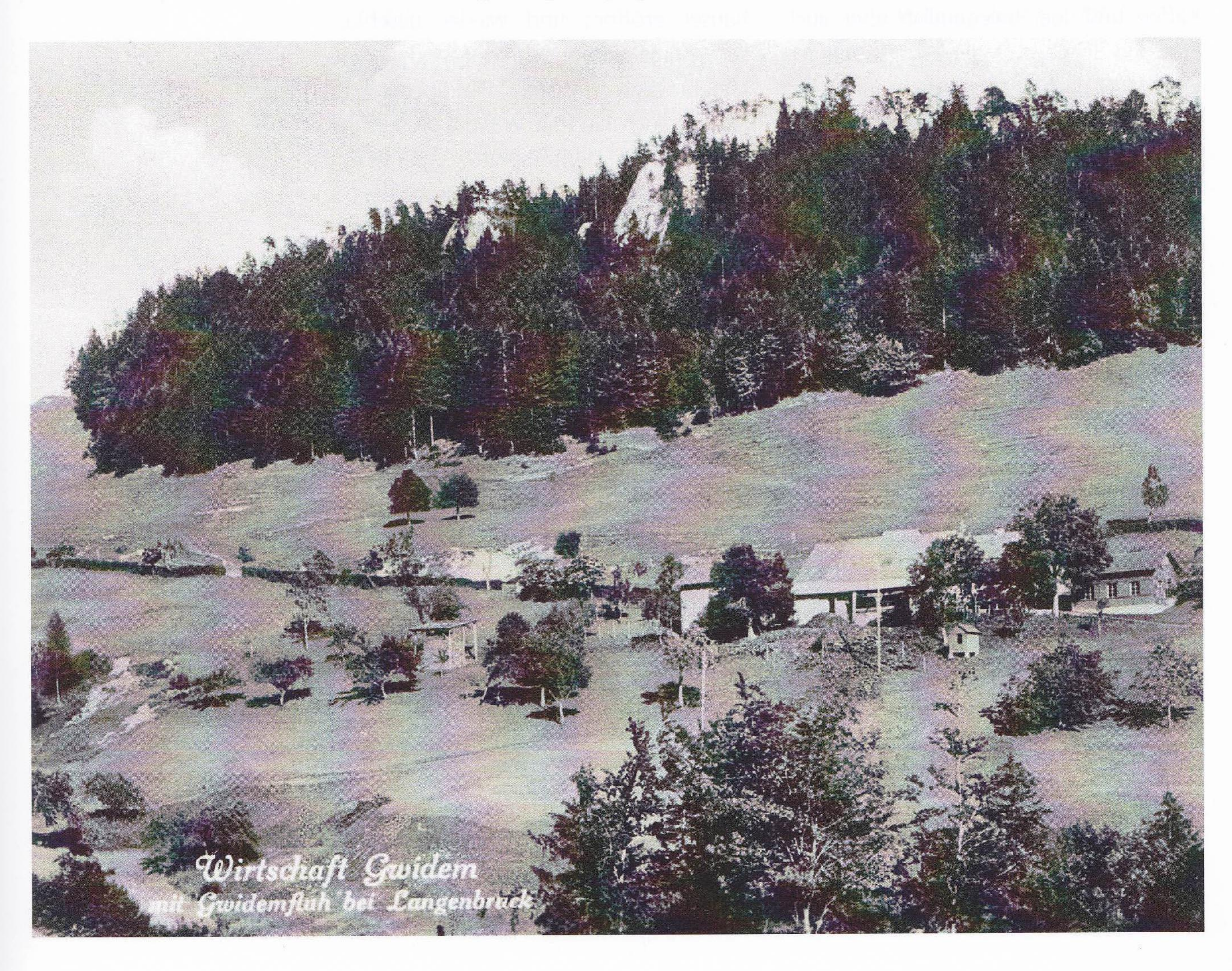
Während des ersten Weltkriegs waren in Hägendorf dauernd Truppen einquartiert. Das belastete das Dorfleben und die Gemeindekasse, brachte jedoch den Wirten zusätzlichen Umsatz. Die Berghöfe waren von den Einquartierungen besonders stark betroffen und von durstigen Soldaten andauernd belagert.[82] Theodor Nussbaumer im Wuest, Christian Röthlisberger auf dem Fasiswaldhof, Josef Kamber auf dem Chambersberg und Jakob Dettwyler auf dem benachbarten Gigersberg forderten 1915 mindesten für die Dauer der «Truppenkantonnierung» Wirtschaftspatente. Der Gemeinderat wies darauf hin, dass das Militärkommando für Ausschankbewilligungen zuständig sei und verneinte gleichzeitig das Bedürfnis für die Erteilung eines dauernden Bergwirtschaftspatents. Drei Monate später ersuchte auch Jakob Vögeli im Gnöd um ein solches Patent mit folgender Begründung: Auf eine Distanz von einer halben Stunde bestehe keine Wirtschaft. Der bei seinem Haus vorbeiführende Weg werde sehr viel von Spaziergängern, Touristen und Besuchern des Allerheiligenbergs benutzt. Ferner wäre diese Wirtschaft eine Wohltat für die Truppen der nah gelegenen ‹Balmkopfbefestigung.›[83] Der Gemeinderat erkannte auch hier kein Bedürfnis und lehnte ab.[84] Trotz der erfolgten Ablehnung aller Gesuche darf angenommen werden, dass weder Soldaten noch Wanderer Durst leiden mussten …

1916–1992: ‹Bergwirtschaft Gwidem›

Im Sommer 1916 forderte auch August Nussbaumer auf dem Hof Gwidem ein Bergwirtschaftspatent für die Dauer der Mobilisation. Er machte geltend, in seinem Haus seien fast ohne Unterbruch Truppen einquartiert und es finde sich auch immer viel Passantenmilitär bei ihm ein und verlange jederzeit alkoholische Erfrischungen. Diesmal zeigte sich der Rat nicht so abweisend wie in den oben angeführten Fällen. Nach einigem Hin und Her wurde beschlossen, dieses Gesuch zu unterstützen, sofern das Patent lediglich den Ausschank an Militärpersonen gestatten würde. Der Regierungsrat ging nicht auf diese Ausnahmeregelung ein und erteilte Nussbaumer das gewünschte Bergwirtschaftspatent.[85]

Es scheint, dass die Ausschankbewilligung über die Kriegsjahre hinaus ohne Unterbruch erhalten blieb, obwohl die örtliche Gesundheitskommission bei den bis 1960 wirtenden Nussbaumer immer wieder hygienische Mängel aufdeckte. Im Januar 1967 zerstörte ein Grossbrand den Hof. In dem an gleicher Stelle errichteten Neubau gab es eine grosszügige Gaststube und eine nach Westen ausgerichtete Terrasse. Im Herbst 1992 verzichteten die Besitzer auf das Wirtepatent. Seither ist die Bergwirtschaft ‹Gwidem› Geschichte.

Die alte Bergwirtschaft ‹Gwidem›. Ansichtskartenausschnitt, um 1950



1932–1953: ‹Bergwirtschaft Ober-Richenwil›

Von dem am «alt Wäg» vom Gnöd zum Allerheiligenberg gelegenen Hof Ober-Richenwil wissen wir wenig. Er dürfte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden sein. Die Besitzer des kleinen Gehöfts im Schatten des Burgerrains wechselten in rascher Folge. 1932 erhielt der damalige Eigentümer Josef Otto Sieber die Bewilligung, in seinem Haus eine «Kaffee-Wirtschaft» zu führen.[86] Auf einer an der Hausfront angebrachten grossen Holztafel war zu lesen: «Alkoholfreie Bergwirtschaft Ober-Richenwil». In Ermangelung eines anderen Raumes erhielten die Gäste Kaffee und Tee, gelegentlich aber auch Bier und Schnaps in der Wohnstube serviert. 1947 pachtete Hans Hiltbrunner vom Spittelberg das Ober-Richenwil und kaufte es drei Jahre später. Am 4. August 1953 vernichtete ein durch Brandstiftung ausgelöstes Feuer das Anwesen. Es wurde nicht wieder aufgebaut. An einigen Mauerresten ist noch heute der Standort und die Grösse des einstigen Gebäudes erkennbar.

Seit 1980: ‹Cafeteria Allerheiligenberg›

Mit dem Umbau der Nachsorgeklinik Allerheiligenberg konnte im Erdgeschoss des ältesten Gebäudeteils eine freundlich gestaltete Cafeteria eingerichtet werden, in der neben den Patienten auch Besucher und Wanderer willkommen sind. Bekanntlich wurde die Klinik 2011 geschlossen. Vorübergehend mietete sich das Seniorenzentrum Gritt Waldenburgertal in den leer stehenden Gebäuden ein und führte die Cafeteria weiter. Bis März 2016 tat dies das Alters- und Pflegeheim Stadtpark Olten.

Steter Wandel

Im Laufe der Jahrhunderte wurden Wirtshäuser eröffnet und wieder geschlossen, einige sind abgebrannt, andere sind abgebrochen worden. Wie überall war und ist auch hier der Wandel die einzige Konstante. Im Dezember 2015 gab es auf dem Hägendörfer Gemeindegebiet 19 öffentlich zugängliche Gaststätten unterschiedlichster Ausrichtung.

Gaststätten in Hägendorf
Stand Dezember 2015

‹Buurehof und Bärgwirtschaft Allerheiligenberg›	*Bergrestaurant*
‹Café-Bistro Vögeli Beck›	*Bistro*
‹Cafeteria Allerheiligenberg›	*Café*
‹Chambersberg›	*Bergrestaurant*
‹Homberg›	*Bar & Pub*
‹Hippos›	*Bar*
‹Insieme› Seniorenzentrum Untergäu	*Restaurant*
‹Lampart`s›	*Gourmet-Restaurant*
‹La Sera›	*Schnellimbiss*
‹O-Tell-O›	*Speiserestaurant & Hotel*
‹Prima Pizza Kurier›	*Schnellimbiss*
‹Rastplatz Eggberg›	*Snack/Kiosk*
‹Rastplatz Teufengraben›	*Snack/Kiosk*
‹Ro-Di Imbiss›	*Schnellimbiss*
‹Rössli›	*Speiserestaurant*
‹Santel›	*Besenbeiz*
‹Schlüssel›	*Speiserestaurant*
‹Shakespeare›	*Bar*
‹Teufelsschlucht›	*Speiserestaurant & Hotel*

Urs Brunner

Hurra, die Post ist da!

Die Poststelle Hägendorf – ein Überlick

Seit 1849, als das Postwesen von der kantonalen zur Bundeshoheit überging, gibt es in Hägendorf ein Postbüro. Dessen Standort wechselte immer wieder. Im Laufe der Jahre wurden die Postdienstleistungen erweitert und der Personalbestand musste der zunehmenden Einwohnerzahl in der Gemeinde angepasst werden.

Poststandort	Zeit	Posthalter[1]	Amtszeit
unbekannt		*Merz Josef*	*1835–1854**
Ecke Solothurner-strasse/Mühlerain	*bis 1877*	*Merz Josef*	*1854–1868*
		Merz Franz	*1868–1874*
		Merz Rosalie, Witwe des Franz	*1874–1876*
		Vögeli Johann	*1876–1876*
Restaurant Tell	*1877–1897*	*Kissling Leo*	*1877–1879*
Solothurnerstrasse 5		*Kissling Adolf*	*1879–1916*
Solothurnerstrasse 7	*1897–1960*	*Kissling Pauline*	*1917–1919*
		Mathys-Kissling Pauline	*1919–1956*
		Kamber Max	*1956–1960*
Bahnweg 6	*1960–1995*	*Kamber Max*	*1960–1965*
		Seibold Georg	*1965–1988*
		Walther Arnold	*1988–2011*
Bachstrasse 11	*seit 1995*		**Reorganisation durch Kreispost-direktion Basel*



Das Postbüro an der Solothurnerstrasse 7 (167) Posthalter Max Kamber mit seinen Briefträgern Paul Brunner, Alois Studer und Walter Leibundgut (v. r.)

Personalbestand Briefboten 1854–1973[2]

Jahr	Boten	Briefboten	Hilfsbriefträger	Einwohnerzahl Hägendorf
1854	*1*			*1100*
1895		*1*		*1350*
1912		*1*	*1*	*1700*
1920		*2*		*1750*
1934		*2*	*1*	*1950*
1948		*2*	*1*	*2100*
1954		*3*		*2200*
1964		*4*		*2800*

Lange Arbeitszeiten

Als die Eidgenössische Post ihren Betrieb 1849 aufnahm, erfolgte die Postzustellung werktags (also auch samstags) zweimal täglich. Klein- und Stücksendungen wurden in einigen Städten und Ortschaften auch an Sonntagen ausgetragen.

In den 1960er-Jahren wurden dann die Haushaltungen am Samstag nur noch einmal bedient. In Hägendorf hatte jeweils ein Briefträger auch nach Einführung der 5½-Tagewoche am Samstagnachmittag den Zustelldienste von Expresssendungen sicher zu stellen. Der nachmittägliche Einsatz dauerte aber selten länger als eine Stunde.

Für Postangestellte gab es keine festgelegten Wochenarbeitszeiten. Man kannte auch keine Überstunden, die mit zusätzlichen Ferien kompensiert oder zusätzlich entlöhnt worden wären.

Die Arbeitszeiten der Briefträger wurden für jede einzelne Bestelltour von Prüfern der Kreispostdirektion Basel durch periodische Inspektionen ermittelt, indem ein Inspektor einen Briefträger auf seiner Tour vom Arbeitsbeginn an bis zum Feierabend begleitete und seine Tätigkeiten und Zeitaufwendungen protokollierte. Daraus resultierte die Anzahl Arbeitsstunden, gemäss denen die Postboten entlöhnt wurden.

Es muss hier angemerkt werden, dass die Arbeitszeiten je nach Wochentag und Jahreszeit sehr unterschiedlich sein konnten. Ein Arbeitstag während der Ferienzeit im Sommer war bedeutend kürzer als einer bei misslichen Verhältnissen im Winter, insbesondere zur Weihnachtszeit. Dass die Ergebnisse der Prüfungen und die tatsächlich erbrachten Arbeitszeiten übereinstimmten, muss bezweifelt werden.

Ergebnis der Prüfung der Bestelldienstverhältnisse (Postzustellung durch Briefboten) beim Postbureau Hägendorf vom 15. Februar 1915[3]

An die Kreispostdirektion Basel
Auftragsgemäss wurden am 12. Februar die Bestelldienstverhältnisse beim Postbureau Hägendorf einer Prüfung unterzogen, welche folgendes Resultat ergab:

Briefträger Johann Kellerhals

07.30–07.50	Dienstgang auf Zug 2343 Biel – Olten	
07.50–08.15	Übernahme und Einreihen der Postsachen 58 Briefe etc., 93 Zeitungen, 8 Pakete, 9 R, 5 Eilbriefe	
08.15–09.30	Bestelldienst im Unterdorf und Mitteldorf	
09.30–10.55	Bestelldienst im Oberdorf Eigasse, Oele, Mühlerain	
10.55–11.15	abrechnen	
01.00–01.35	Übernahme und Einreihen der Postsachen 31 Korrespondenzen, 123 Tageszeitungen (58 Oltner-Nachrichten, 35 Oltner Tagblatt, 26 Neue Freie Presse, 10 Solothurner Anzeiger, etc.), 175 Wochenzeitungen, 4 Briefe, 4 R, 4 Eilbriefe	
01.35–03.50	Bestelldienst im Oberdorf, Eigasse, Oele	
03.50–04.40	Bestelldienst auf Höfen, Sandgrube, Vogelberg, Kohlholz, Spitzrüti, Gnöd	
04.40–04.50	Richenwil ober	2 Zeitungen
04.50–05.05	Spitalberg	2 Zeitungen
05.05–05.30	Gigersberg	2 Zeitungen, 1 Brief
05.30–05.40	Kambersberg	2 Tageszeitungen, 2 andere
05.40–06.05	Fasiswald (via Gigersberg)	2 Zeitungen
06.05–06.20	Wuest	1 Tageszeitung, 2 andere, 1 Brief
06.20–06.30	zurück nach Fasiswald	
06.30–06.55	Richenwil mittl.	2 Zeitungen
06.55–07.00	Ankunft Gnöd	
07.00–07.30	Rückkehr mit Bestelldienst in der Weinhalde	
07.30–08.00	Einstellen der Briefpost von Abendzügen für die 1. Bestelltour	

Gesamtarbeitszeit: 10 h 45 min
Die Höfe Richenwil-Wuest werden nur 4 mal wöchentlich bedient, wovon die Höfe Richenwil ober + mittler, Spitalberg und Fasiswald unter einer Stunde von der Poststelle entfernt sind, während die Berghöfe Gigersberg, Kambersberg und Wuest mehr als eine Stunde von der Poststelle entfernt sind.
Die durchschnittliche Dienstzeit des Briefträgers, der nebenbei bemerkt ein guter Läufer ist, ist wie folgt zu berechnen.

Der Bestelldienst im Dorf und Höfen ohne der viermaligen Bestellung nach den Berghöfen bedingt einen Zeitaufwand von 8 Stunden 25, woraus sich folgender Zeitaufwand pro Woche ergibt:
2 Tage à 8 h 25 = 16 h 50 min
4 Tage à 10 h 45 = 43 h 00 min
Total 59 h 50 min
Tagesdurchschnitt (6 Wochenarbeitstage) 9 h 58 min
Wenn die Bedienung der über eine Stunde entfernten Berghöfe in Wegfall käme, bzw. nicht wieder eingeführt würde, so würde die Dienstzeit des Briefträgers nur 9 Stunden betragen.

Basel, den 15. Februar 1915, R. Naef, Bureauchef



Bestelltouren anno 1915:
– rote Fläche: Bestellgebiet von Hilfsbriefträger Paul Kamber
– grüne Fläche und grüne Route zu den Berghöfen: Bestellgebiet von Briefträger Johann Kellerhals



Gigersberghof Familie Dättwyler und Briefträger Johann Kellerhals

Postdienstleistungen in Wandel[4]

Seit dem 18. Jh. Pferdepostwagenverbindung für Menschen und Waren zwischen Aarau und Solothurn.

1849 Die Postzustellung im Dorf erfolgt täglich zweimal, auf den Berghöfen wöchentlich dreimal.
Der Bote Franz Nünlist liefert dreimal wöchentlich Postsachen an die Postablagen in Wangen, Gunzgen, Boningen und Kappel aus. Den Rickenbacher Haushalten stellt er die Post direkt zu.

1854 Nach der Reorganisation des Dienstes durch die Kreispostdirektion Basel besorgt der gleiche Bote täglich einen Gang nach Kappel, Wangen und Rickenbach verbunden mit direkter Zustellung an die Adressaten und an vier Tagen in der Wochen bedient er in gleicher Weise Gunzgen und Boningen.

1857 Zustellung täglich einmal, auch auf den Höfen und Allerheiligenberg.

1858 Zustellung täglich wieder zweimal im Dorf und wöchentlich viermal in den obgenannten Gemeinden.

1864 Zusätzlich täglich eine direkte Zustellung in Kappel, Gunzgen und Boningen.

1876 Die Poststellen der vorgenannten Gemeinden besorgen Botengänge und Zustellung nun selber.

Betriebsaufnahme der Eisenbahn Olten–Solothurn

1910 Postwagenkurs nach Allerheiligenberg, wo eine rechnungspflichtige Ablage errichtet wird (siehe Hägendörfer Jahrringe 2001 ab Seite 87 ff).

1920 Zustellung nur noch an Werktagen.

1921 Auto- statt Postwagenkurse auf den Allerheiligenberg.

1936 Wertzeichenverkaufsstelle in der Bahnstation.

1937 Einrichtung von Postfächern

1953 Die Berghöfe werden von der Postablage Allerheiligenberg bedient.

1958 Vorverlegung des Schalterschlusses am Samstagnachmittag auf 15 Uhr

1960 Vorverlegung des Schalterschlusses an Samstagen auf 12.15 Uhr

Posthalter kontra Armee

Zu Beginn des 1. Weltkrieges waren in Hägendorf Trainsoldaten des Infanterieregiments 43 einquartiert. Am 20. August 1914 wurde vom Regimentskommando an Bundesrat Ludwig Forrer, Vorsteher des schweizerischen Post- und Eisenbahndepartements wegen nachfolgend geschilderter Begebenheit Beschwerde gegen den Hägendörfer Posthalter Kissling eingereicht:

In der Stallung der Wirtschaft und Metzgerei Tell waren vier Reitpferde des Regimentstabes untergebracht. Die Stallung erwies sich aber als ungeeignet, da sich im gleichen Lokal ein Schweinestall mit Ablauf durch die Pferdestallung befand. Auch zog die Nähe des Metzgereilokals eine Unmenge von Fliegen an, welche den Pferden zur Qual wurden.

Da es im Postgebäude gegenüber des genannten Wirtshauses eine geeignete Stallung gab, wandte sich ein Trainoffizier an deren Besitzer, Posthalter Adolf Kissling. Dieser war jedoch nicht bereit, den Stall dem Militär zur Verfügung zu stellen. Er habe einen Teil des Stalles an einen Installateur vermietet und den andern Teil benötige er als Postbüro, da die übrigen Postlokale nicht genügten. Alle Vorschläge zur gütlichen Erledigung der Auseinandersetzung nützten nichts. Als der Trainoffizier den Posthalter darauf aufmerksam machte, dass eventuell Waffengewalt gebraucht würde, falls er den Stall nicht freiwillig räume, drohte Kissling, dass auch er von seinem Revolver Gebrauch machen und nur gegen Gewalt die Stallung frei geben würde. Nach einem gescheiterten Schlichtungsversuch durch den Adjutanten des Bataillons 140 wurde schliesslich ein halber Zug des Bataillons mit geladenen Gewehren unter Führung eines Oberleutnants vor das Postgebäude beordert, worauf Posthalter Kissling die Stallung[5] frei gab.

Im Verlauf der Auseinandersetzung mit der Armee hatte sich der Posthalter zudem noch telefonisch beim Regimentsbüro darüber beschwert, dass das Militär «wegen jeder Dummheit» das Telefon im Postbüro benütze, wodurch er sich belästigt fühle.

Auf Anordnung der Oberpostdirektion wurde der Vorfall durch die Kreispostdirektion Basel «unter protokollarischer Einvernahme des Beklagten und eventuell weiterer Personen» untersucht.

Bereits am 7. September 1914 wurde der Fall ‹Armee kontra Posthalter› abgeschlossen. Dem Schreiben der Schweizerischen Oberpostdirektion an das Kommando des Infanterieregimentes 43 ist zu entnehmen, die Untersuchung der Beschwerde habe ergeben, dass das Verhalten von Posthalter Kissling der Truppe gegenüber tatsächlich ungebührlich gewesen sei, weshalb ihn die Postdirektion «strafweise für die Dauer eines Monats im Dienste und in der Besoldung eingestellt habe».[6]

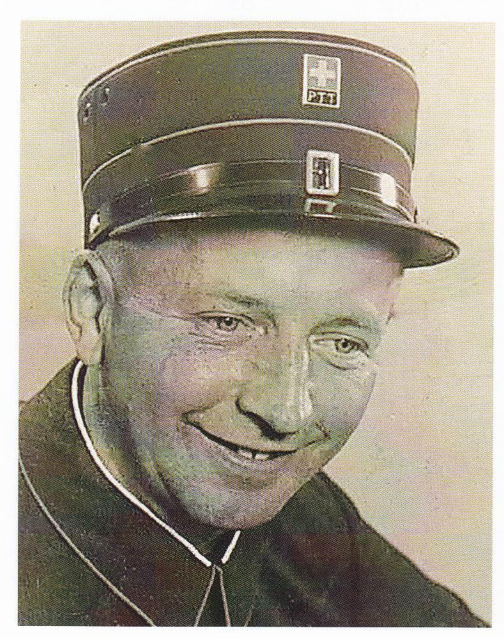
Verkehrsstatistik 1869–1981[7]

Jahr	Einwohnerzahl	Markenverkauf	Briefe / Karten		Pakete		Postanweisungen		Nachnahmen
			uneingeschr.	*eingeschr.*	*Aufgabe*	*Empfang*	*Einzahlung*	*Auszahlung*	*Empfang*
1869	*1118*	–	*13 668*	*8*	*1779*	–	*172*	*89*	–
1878	*1200*	–	*5102*	*156*	*1518*	*2582*	*491*	*305*	*115*
1881	*1228*	–	*4532*	*108*	*1217*	*1903*	*537*	*306*	*141*
1891	*1300*	–	*11 009*	*102*	*1173*	*2058*	*716*	*367*	*176*
1901	*1494*	*4288*	*29 172*	*454*	*2287*	*3965*	*1449*	*775*	*771*
1911	*1674*	*3800*	*26 884*	*652*	*3568*	*5680*	*4066*	*1126*	*1298*
1921	*1748*	*15 427*	*40 274*	*674*	*7229*	*9957*	*8576*	*1513*	*1672*
1931	*1950*	*11 920*	*46 400*	*1087*	*5958*	*10 005*	*16 787*	*2963*	*1663*
1941	*1969*	*11 326*	*55 600*	*1177*	*6657*	*9577*	*22 572*	*4168*	*1068*
1951	*2096*	*22 695*	*78 000*	*2107*	*12 778*	*18 458*	*41 840*	*6461*	*949*
1961	*2313*	*32 563*	*127 600*	*3181*	*15 300*	*27 233*	*67 252*	*10 528*	*911*
1971	*3210*	*118 253*	*196 767*	*3447*	*32 214*	*39 277*	*91 870*	*18 818*	*427*

Urs Brunner

Freuden und Leiden eines Postboten

Landbriefträger Paul Brunner-von Aesch (1908–1986)



Paul Brunner, Briefträger in Hägendorf, 1936

Paul Brunner-von Aesch erblickte am 8. Oktober 1908 als zwölftes Kind von Arnold und Luise Brunner-Lack auf dem zum Gemeindegebiet von Laupersdorf gehörenden Brunnersberg das Licht der Welt. Einen Monat nach seiner Geburt verstarb seine Mutter.

Nach einiger Zeit nahm die Grossfamilie Wohnsitz auf dem Berghof Spittelberg in Hägendorf. Danach zog sie für vier Jahre nach Hertenstein am Vierwaldstättersee auf ein Bauerngut. Nach Erwerb eines landwirtschaftlichen Betriebes, des Brunnerhofs, liess sich die Familie in Wangen bei Olten nieder.

Paul Brunner wuchs in sehr bescheidenen Verhältnissen auf, was sich auch in Bezug auf die Schulbildung und die Möglichkeit, einen Beruf zu erlernen, nachteilig auswirkte. So blieb ihm nichts anderes übrig, als nach seiner Schulzeit auf dem väterlichen Bauernhof mitzuhelfen und in der Ziegelhütte Hägendorf und in einem Bäckereibetrieb als Hilfskraft sein Auskommen zu verdienen.

Paul Brunner durfte sich glücklich schätzen, als er 1931 im Alter von 23 Jahren als zeitweiliger Aushelfer in Hägendorf und Wangen bei Olten in den Postzustelldienst eintreten konnte und auf den 1. Februar 1936 eine Festanstellung als Landbriefträger in Hägendorf erhielt. Im gleichen Jahr verheiratete er sich mit Klara von Aesch. Der Ehe entsprossen vier Kinder, welche im bescheidenen Eigenheim am Breitenweg 3 in Hägendorf aufwuchsen.

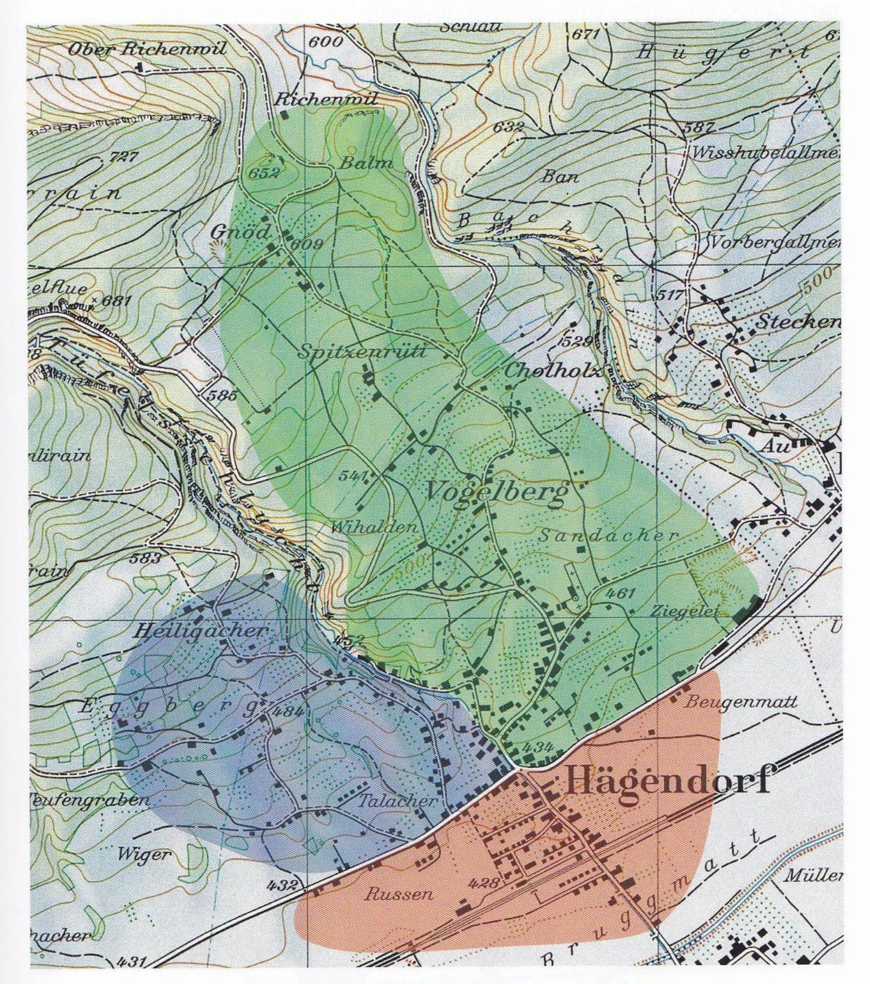
Nach seiner Pensionierung im Jahre 1973 widmete sich der rüstige Rentner vermehrt seiner Familie, Haus und Garten. Paul Brunner verstarb am 21. April 1986 nach schwerer Krankheit.

Anstellungsverhältnis und Lohn

Anlässlich Paul Brunners Festanstellung als Landbriefträger 1 ist im Begleitschreiben der Generaldirektion der schweizerischen Post-, Telegraphen- und Telephonverwaltung zur Wahlurkunde unter anderem zu lesen:



Die beiden Briefträger Paul Kamber und Paul Brunner vor der Post an der Solothurnerstrasse 7



Toureneinteilung ab 1954 bis 1964. Briefträger: Paul Brunner, Walter Leibundgut, Alois Studer

«Durch die Wahl gelangen Sie aus Ihrem bisher provisorischen Dienstverhältnis in feste Stellung. Wir geben der bestimmten Erwartung Ausdruck, dass Sie sich des in Sie gesetzten Vertrauens stets würdig erweisen und alles daran setzen werden, Ihre Berufspflichten treu und gewissenhaft zu erfüllen. Zuvorkommendes Verhalten des Staatsbediensteten wird von der Bevölkerung, die heute zum Teil in schwerem Existenzkampf steht [1936: Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit] doppelt gewürdigt.»

Posthalterin war Frau Pauline Mathys-Kissling, die während 39 Jahren die Poststelle leitete. Als Briefträger amteten Paul Kamber und Paul Brunner. Die Gemeinde zählte damals knapp 2000 Einwohner.

Mit Schreiben vom 4. Februar 1947 wurde mein Vater zum Briefboten 1. Klasse in Hägendorf ernannt.

Auf den 1. Januar 1953 erfolgte die Beförderung von Paul Brunner zum Briefboten 1. Zu diesem Zeitpunkt endeten auch die Botengänge zu den Berghöfen (Ober-Richenwil, Spitalberg, Gigersberg, Kambersberg, Fasiswald, Wuest und Mittleres Richenwil) vom Postbureau Hägendorf aus. Fortan wurden diese vom Allerheiligenberg aus bedient.

Von 1954 an wurde das Wohngebiet für die Postzustellung dreigeteilt, das heisst, dass es in Hägendorf fortan drei Touren und auch drei fest angestellte Briefträger gab. Es waren dies Paul Brunner (geb. 1908), Walter Leibundgut (geb. 1919), Alois Studer (geb. 1927).

Die Tourenzuteilung änderte wöchentlich.

Auf den 1. Januar 1964 wurde Paul Brunner zum Zustellbeamten 2 ernannt.

Im gleichen Jahr trat ein vierter Briefträger, nämlich Anton Vögeli (1940), seinen Dienst bei der Post Hägendorf an. Von da an gab es vier Verteilgebiete.

Lohnentwicklung: Es geht aufwärts.

Jahr	*Brutto-monatslohn*	*Lohn-entwicklung*	*Landesindex der Konsumentenpreise 1914 = 100 %*
Festanstellung			
1936	*Fr. 241.60*	*100 %*	*100 %*
1953	*Fr. 656.65*	*272 %*	*201 %*
1963	*Fr. 1021.65*	*423 %*	*249 %*
Pensionierung			
1973	*Fr. 1986.15*	*822 %*	*412 %*

Zu Fuss dreimal um die Erde

An die Zeit, als mein Vater noch die Berghöfe bedienen musste, kann ich mich nicht erinnern, war ich doch erst drei Jahre alt.

Immer wieder erzählte mein Vater jedoch von diesen Botengängen zu den Höfen, den unzähligen Kilometern, die er zurückzulegen hatte und den oft misslichen Witterungsbedingungen, welche das Austragen der Post zusätzlich erschwerten. Manchmal rechnete er mir dann vor, welche Wegstrecke er während seiner Briefträgertätigkeit bei den PTT insgesamt zurückgelegt hatte. Würde man alle Tagesetappen aneinanderfügen, dann hätte er – so meinte er nicht ohne Stolz – die Erde drei- bis viermal zu Fuss umrundet. Kann das stimmen? Rechnen wir nach: Mein Vater hat während 40 Jahren an jährlich 270 Tagen durchschnittlich 12 Kilometer zu Fuss zurückgelegt. Das ergibt eine Strecke von rund 130000 Kilometern, was tatsächlich etwas mehr als drei Erdumrundungen von je 40079 km entspricht.

Dass ein Briefträger in Hägendorf an einem Arbeitstag einen so langen Fussmarsch zu bewältigen hatte, ist keine Übertreibung, gilt es doch zu bedenken, dass damals die Haushaltungen zweimal täglich bedient wurden, da in früheren Jahren die meisten Tageszeitungen erst am Nachmittag ausgetragen werden konnten. Zudem waren die Briefkästen an den Haustüren oder in unmittelbarer Nähe der Hauseingänge angebracht. Die Wegstrecken von den Strassen bis zu den Briefkästen dürfen nicht übersehen werden.

Als Fortbewegungs- und Transportmittel stand meinem Vater lediglich das Postvelo zur Verfügung. Je nach Gelände, Witterungsverhältnissen und «Ladung» musste das schwere Vehikel zeitweise geschoben werden.

Als die Postdirektion 1963 entschied, auch in Hägendorf Autos – rechtsgesteu-

Mit der Morgenpost volle Kraft voraus!
Paul Brunner mit umgehängter Tasche und voll beladenem «Drahtesel» am Kirchrain



erte VW-Käfer – zur Verteilung der Postsendungen einzusetzen, hätte mein Vater im Alter von 55 Jahren zusammen mit seinen beiden bedeutend jüngeren Kollegen Walter Leibundgut und Alois Studer noch Auto fahren lernen sollen. Da er sich dazu aber schon zu alt fühlte, äusserte er den Wunsch, die Post weiterhin mit dem ihm vertrauten Velo mit Anhänger zu den Haushaltungen bringen zu dürfen. Seine Vorgesetzten zeigten Verständnis und passten den Tourenplan den neuen Gegebenheiten an.

Post und Bahn

Bis gegen Ende der Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts mussten vom Postbüro aus dreimal täglich die Züge bedient werden. Die in Hägendorf aufgegebenen, in verschliessbaren Säcken verstauten Postsendungen wurden mit einem Handwagen zum Bahnhof transportiert und in den SBB-Postwagen verladen. Gleichzeitig konnten die an die Hägendörfer Haushaltungen zu verteilenden Sendungen entgegengenommen und ins Postbüro gebracht werden. Für den Briefträger, der den Frühzug zu bedienen hatte, hiess das früh aufzustehen, um bei der Einfahrt des Zuges mit dem Wagen auf dem Perron bereit zu stehen, denn die Postabfertigung musste zügig erfolgen. Nachdem sich die Pöstler am frühen Morgen im Büro mit einem kollegialen «Moin» (good morning) begrüsst hatten, begannen sie mit dem Sortieren und Einstellen der Post.



Mit dem Handkarren auf dem Weg zum Bahnhof

Unterwegs als Geldbriefträger

In den Fünfziger- und Sechzigerjahren wurden monatlich einmal AHV-Gelder, Witwenrenten, Pensionen sowie das Milchgeld für die Landwirte durch die Briefträger an die Empfänger ausbezahlt. Es handelte sich um recht hohe Geldbeträge, welche die Pöstler am Morgen auf die Tour mitnahmen – aus Sicherheitsgründen wäre das heute undenkbar. Mein Vater trug das Papiergeld in der Brusttasche des Uniformkittels mit sich, das «Münz» im schweinsledernen Geldsäckel, den er in den Hosensack steckte.

Zu Monatsbeginn, wenn besonders viele Auszahlungen erfolgten, konnte es schon mal vorkommen, dass erst mit grosser Verspätung zu Mittag gegessen werden konnte. Nach der hastig verschlungenen Mahlzeit musste auf das Mittagschläfchen verzichtet werden. Stattdessen holte mein Vater das Abrechnen der Auszahlungen und Einzüge nach, wofür am Vormittag die Zeit gefehlt hatte. Der Posthalter seinerseits unterzog die Buchhaltungen aller Briefträger einer genauen Kontrolle. Wenn sie korrekt waren, konnte er ihnen Entlastung erteilen.

Unterwegs als Zeitungsverträger

Die nachmittägliche Postzustellung verlief meist zügiger. Türglocken mussten kaum noch betätigt werden, da es fast ausschliesslich Tageszeitungen waren (‹Oltner Tagblatt›, ‹Solothurner Zeitung›, ‹Der Morgen›, ‹Das Volk› u. a.), die den Abonnenten noch zugestellt werden mussten. Nach und nach konnten die Tageszeitungen, vorab jene, die im Kanton Solothurn gedruckt wurden, ihren Lesern schon mit der vormittäglichen Post zugestellt werden.

So verlagerte sich der Grossteil der Arbeit nach und nach auf den Vormittag, wodurch sich auch die Arbeitszeiten etwas verkürzten.

Unterwegs bei jedem Wetter …

Die Arbeit vom Frühling bis Herbst gestaltete sich für die Briefträger weniger anstrengend und beschwerlich als jene während den Wintermonaten. Bei angenehmen Witterungsverhältnissen ging es mit dem Verteilen der Post meist zügiger voran. Auch das Tragen der leichteren Sommeruniform wurde im Vergleich zur schweren Winterkleidung als bedeutend angenehmer empfunden. Die Pelerine bot zwar Schutz gegen Regen, Wind und Kälte, schränkte aber die Bewegungsfreiheit ein. Im Hochsommer war es die Hitze, die den Pöstlern arg zusetzen konnte.

An schulfreien Nachmittagen musste ich meinen Vater oft auf seiner Tour begleiten und ihm beim Verteilen der Tageszeitungen behilflich sein. Schweissgebadet und von Durst geplagt bedienten wir die Haushaltungen. Als besonders anstrengend wertete ich jene Tour, welche beim Unteren Richenwil endete. Dieses Gehöft beeindruckte mich sehr, denn mein Vater machte mich ab und zu darauf aufmerksam, dass es zu dem von den Geschwistern Studer bewohnten Haus noch keine Stromleitungen gab. Als uns Fräulein Studer einmal ein Getränk offerierte, suchte ich in der dunklen Stube tatsächlich vergeblich nach Glühlampen und Elektrogeräten.

Wurde der Briefträger während seiner Tour von einem Gewitter überrascht, galt es Schutz zu suchen, den Hausbewohner gerne gewährten. Bei einem erfrischenden Getränk wurden ein paar Worte gewechselt und auf das Abklingen des Unwetters gewartet. Danach konnte die Verteiltour fortgesetzt werden.

Wenn die Postsachen fertig verteilt waren, begann die Velo-Abfahrt «postwärts». Dabei musste ich mich auf den Paketträger setzen, der über dem Vorderrad befestigt war. «Immer schön d' Bei vöre ha!», befahl mein Vater. Dann ging's vom Gnöd Richtung Allerheiligenstrasse.

… mit Wadenbinden und Gamaschen

Die damals noch strengeren Wintermonate brachten – viel öfter als heute – beträchtliche Schneemengen. Es konnte tagelang schneien, wobei starke Winde zu Schneeverwehungen führten und Kälteeinbrüche nach Tauwetter Eisglätte auf Strassen und Wegen verursachten. Solche Witterungsverhältnisse waren sicher nicht nach dem Geschmack der Briefträger.

Bei besonders garstigen Verhältnissen trug mein Vater zusätzlich zur Winteruniform einen wollenen Kopfüberzug unter der Briefträgermütze. Damit konnte er auch das Gesicht vor der beissenden Kälte schützen. Gamaschen und Wadenbinden verhinderten das Eindringen von Schnee, Schneematsch oder Wasser in die Winterschuhe. Da dies nicht immer gelang, wurden die Schuhe nach Feierabend mit

Zeitungspapier ausgestopft und zusammen mit den Gamaschen zum Trocknen in die Nähe des Ofens gestellt. Auch die Wadenbinden waren oft durchnässt. Wenn sie wieder trocken waren, mussten sie sorgfältig zusammengerollt werden, damit sie am folgenden Morgen wieder einsatzbereit waren. Wenn es besonders pflotschig war, bevorzugte mein Vater das Tragen gewöhnlicher Gummistiefel.

Ein probates Hausmittel

Das Postvelo diente im Winter eher als Transport- denn als Fortbewegungsmittel. Es musste samt Anhänger und Beladung von Haus zu Haus geschoben werden. Ab und zu kam es auch zu Stürzen, welche fast immer glimpflich abliefen. Dabei konnten aber Zeitungen und Briefpost schon mal Schaden nehmen. Für Zwischenfälle dieser Art zeigten die Postempfänger immer Verständnis.
Einige wenige Unfälle zwangen meinen Vater zu Arbeitsunterbrüchen, von Krankheiten blieb er jedoch während all der Jahre bei der Post verschont. Im Winter litt er jedoch ab und zu an Katarrh. Dieser erwies sich manchmal als so hartnäckig, dass er «behandelt» werden musste. Mein Vater wäre nicht mein Vater gewesen, hätte er da nicht ein wirksames Hausmittel gekannt, welches eine Linderung des Hustens zwar nicht garantierte, aber zumindest versprach. Die Einnahme von mit Schnaps getränktem Zucker, auf einem Esslöffel kurz flambiert, versprach heilende Wirkung, und wenn sie nach dem ersten Löffelinhalt nicht eintraf, dann bestimmt nach dem zweiten …

O du fröhliche … Weihnachtszeit

Der Monat Dezember war für die Postangestellten der strengste Jahresabschnitt. Weihnachts- und Neujahrskarten wurden zuhauf und zu niedrigen Portogebühren verschickt. Die in früheren Zeiten üblichen Glückwunschkärtchen passten in einen Umschlag, der nur halb so gross war wie ein Kuvert im Format C6. Die Frankatur betrug jahrelang gerade mal fünf Rappen. Hunderte solcher Kärtchen mussten täglich sortiert und zum Vertragen eingereiht werden. Diese Arbeit gestaltete sich besonders dann mühsam, wenn die von Hand geschriebenen Adressen kaum leserlich waren.
Auch Weihnachtspakete wurden fast ausschliesslich durch die Post transportiert und durch die Briefträger den Empfängern ausgehändigt. Postvelo und Anhänger waren bei weitem nicht gross genug, um sämtliche auszutragende Pakete mitführen zu können.

Mit Pferd und Wagen

In der Woche vor dem Fest erreichte der Geschenkversand seinen Höhepunkt. Meinem Vater wurde dann für den Pakettransport auf Kosten der Post ein Landwirt mit Pferd und Wagen zugeteilt. Dadurch gestaltete sich der Lieferdienst sicherer und einfacher. Ich erinnere mich an die «Briefträgergehilfen» Edmund Kissling und Franz Nussbaumer. Letzterer fuhr täglich mit seinem Gespann vom Wuesthof ins Dorf hinunter. Er hat meinen Vater während einigen Jahren zur Weihnachtzeit begleitet und ihn bei seiner Arbeit unterstützt. Da die Zustellung der Morgenpost bis in den Nachmittag hinein dauerte, unterbrachen die beiden ihre Tour und assen bei uns zu Hause zu Mittag. Die eigentliche Nachmittagstour konnte dann erst mit grosser Verspätung in Angriff genommen werden. So wurde es schon mal recht spät, bis mein Vater nach Hause

kam. Nach dem Nachtessen übermannte ihn dann auf dem Sofa in der warmen Stube innerhalb kürzester Zeit der Schlaf, der, nachdem ihn meine Mutter geweckt hatte, im Bett seine Fortsetzung fand.

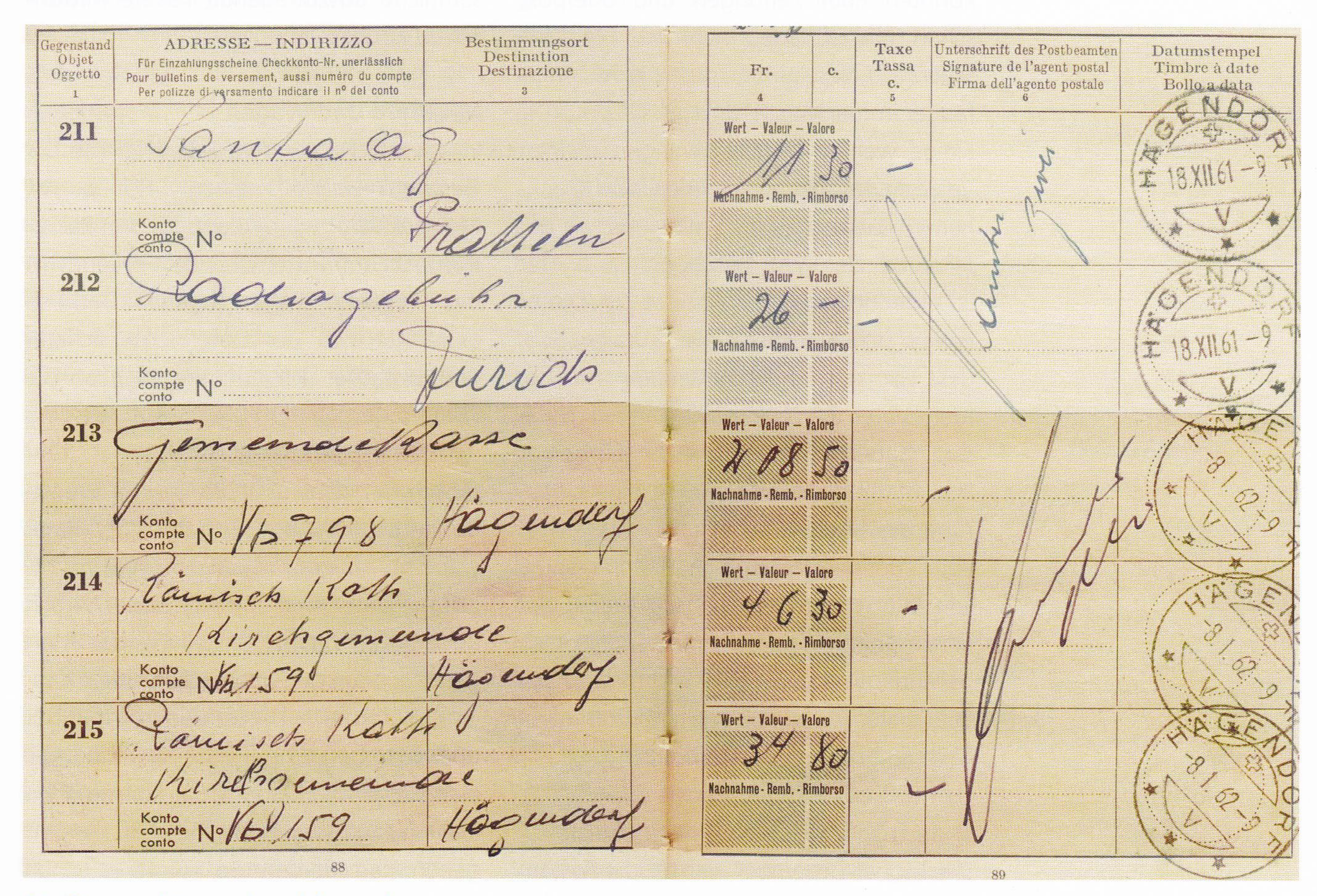
«S' Guetjohr»

Der Dezember und der Jahresbeginn zeigten sich für die Briefträger auch von einer bedeutend angenehmeren Seite, durften sie doch von vielen Dorfbewohnern als Zeichen der Wertschätzung ihrer Dienste und Arbeit «s'Guetjohr» in Empfang nehmen. Dieses bestand aus einer Geldmünze, manchmal sogar aus einem «Nötli». Eher selten wurde auch eine Flasche Wein oder von einem Landwirt eine Flasche «Bränz» spendiert.

Die äusserst willkommenen Geschenkbatzen wurden meist dann übergeben, wenn mein Vater die Türglocke betätigen musste. Nach dem Mittagessen setzte er sich dann genüsslich an den Stubentisch, griff in seiner Kitteltasche nach den Münzen, legte sie auf den Tisch und begann immer zehn Fünfliber, Zwei- und Einfränkler aufeinander zu schichten. Danach wurde die Summe ermittelt und in einem abschliessbaren Fach des Stubenbuffets gestapelt. Am Ende oder zu Beginn eines Jahres konnten mit dem «Guetjohr» die überfälligen Steuerrechnungen beglichen werden.

Freud und Leid

In der Zeit, als ich meinen Vater auf seinen Touren begleitete, waren Telefon-



Gegenstand Objet Oggetto 1	ADRESSE — INDIRIZZO Für Einzahlungsscheine Checkkonto-Nr. unerlässlich Pour bulletins de versement, aussi numéro du compte Per polizze di versamento indicare il nº del conto	Bestimmungsort Destination Destinazione 3	Fr. 4	c.	Taxe Tassa c. 5	Unterschrift des Postbeamten Signature de l'agent postal Firma dell'agente postale 6	Datumstempel Timbre à date Bollo a data
211	Santa AG Konto compte conto Nº	Pratteln	11	30	–	[illegible]	HÄGENDORF 18.XII.61-9 V
212	Radiogebühr Konto compte conto Nº	Zürich	26	–	–	[illegible]	HÄGENDORF 18.XII.61-9 V
213	Gemeindekasse Konto compte conto Nº Vb 798	Hägendorf	208	50	–	[illegible]	HÄGENDORF 8.I.62-9 V
214	Römisch Kath. Kirchgemeinde Konto compte conto Nº Vb 159	Hägendorf	46	30	–	[illegible]	HÄGENDORF 8.I.62-9 V
215	Römisch Kath. Kirchgemeinde Konto compte conto Nº Vb 159	Hägendorf	34	80	–	[illegible]	HÄGENDORF 8.I.62-9 V

Wert – Valeur – Valore / Nachnahme - Remb. - Rimborso

88 89

Die Steuern können bezahlt werden.

anschlüsse in den Haushaltungen noch selten. Bei dringenden Angelegenheiten konnten einige wenige Telefonkabinen im Dorf benutzt werden, ansonsten wurden Neuigkeiten fast ausschliesslich per Briefpost verbreitet.
Von Berufes wegen überbrachten die Postboten täglich Briefe, welche Freude oder Trauer und Schmerz auslösten. Immer wieder durfte mein Vater an jemandes Freude teilhaben, wenn eine frohe Kunde ins Haus flatterte. Er zeigte aber auch immer Mitgefühl bei der Mitteilung von unangenehmen Ereignissen.
Mein Vater kannte fast ausnahmslos alle Dorfbewohner. Vor allem betagte Menschen freuten sich auf den Besuch des Briefträgers und die Möglichkeit, mit ihm ein paar Worte zu wechseln und Neues vom Dorfleben zu erfahren. Die soziale Komponente der Arbeit eines Briefträges war damals noch bedeutend wichtiger als heute.

Bescheidene Verhältnisse

Die sechsköpfige Familie meines Vaters hatte kaum unter dem niedrigen Briefträgerlohn zu leiden. Zu essen gab's auch deshalb immer genug, weil meine Eltern einen Gemüsegarten beim Haus und einen «Pflanzblätz» auf der ansehnlichen «Hoschtet» bewirtschafteten. Da standen auch einige Obstbäume, deren Früchte sterilisiert, gedörrt oder im Herbst im Keller eingelagert wurden. Eigentlich musste nur im Winter Gemüse dazugekauft werden. Wäsche und Kleider wurden möglichst lange getragen, weitervererbt und von der Mutter nötigenfalls geflickt. In unserem Haus gab es kein Badezimmer. In der Waschküche stand eine Badewanne, die selten genug und vor allem während der kalten Jahreszeit kaum benutzt wurde.
Familienferien gab es keine, dafür jeden Sommer einen Ausflug in die Innerschweiz, denn als PTT-Angestellter erhielt mein Vater jährlich Gutscheine für gratis Postautofahrten und solche zu reduzierten Preisen. Geschenke fielen bescheiden aus, vielleicht eine Tafel Schokolade zum Geburtstag und ein den finanziellen Möglichkeiten angepasstes Weihnachtsgeschenk für jedes Kind.

Finanzengpässe

Es gab sie, die finanziellen Engpässe, mit deren Folgen sich in erster Linie meine Mutter auseinanderzusetzen hatte. Sehr gut erinnere ich mich zum Beispiel daran, wie Herr Racine, Agent der «Basler», gegen Ende jeden Monats auf seinem schwarzen Fahrrad bei uns Halt machte, um die Prämie für die Sterbegeldversicherung meiner Eltern einzuziehen. Es war ein Betrag von weniger als zehn Franken, der zu bezahlen war. Es kam schon mal vor, dass meine Mutter Herrn Racine bitten musste, erst in ein paar Tagen wieder vorbeizukommen, da mein Vater den Zahltag noch nicht ausbezahlt bekommen hatte. Gegen Ende der Sechzigerjahre begannen auch wir den schnell wachsenden Wohlstand zu spüren, und wir konnten uns einiges leisten, woran früher nicht zu denken gewesen war.
Trotz vergleichsweise niedrigem Einkommen war der Briefträgerberuf recht angesehen, nicht zuletzt deshalb, weil einem Beamten auch in Krisenzeiten kaum gekündigt werden konnte und er sich auf eine gute Altersvorsorge (Pensionskasse) verlassen konnte.

Freiheiten …

Zur Zeit, als mein Vater bei der Post arbeitete, waren die Dienstvorschriften weit



Expertenrunde bei einer Weindegustation im Coop-Laden
v. l.: Dr. Robert Ackermann, Richard Kamber, Walter Leibundgut und Paul Brunner, mit einer Angestellten

weniger streng als heute. Als Briefträger hatte er die ihm zugewiesene Arbeit zu verrichten. In welcher Weise er sie bewältigte, ob er dabei unterstützt wurde, ob er während einer Pause ein (nicht immer alkoholfreies) Getränk zu sich nahm und sich mit den Leuten unterhielt, kümmerte niemanden, so lange die Postzustellung innerhalb eines vernünftigen Zeitrahmens erfolgte. Er konnte es sich sogar erlauben, auf Bitte von Dr. Fridolin Knecht für dessen Patienten Medikamente auf die Tour mitzunehmen und ihnen auszuhändigen!

Je früher die Zustelltour beendet war, desto eher war Feierabend.

Weder den Posthalter noch die Arbeitskollegen meines Vaters störte es, wenn ich meinen Vater auf seinen Touren begleitete. Als er in den Sechzigerjahren nur noch das Unterdorf zu bedienen hatte, kam es auch vor, dass ich die Nachmittagspost im ganzen Gebiet südlich der Bahnlinie alleine verteilte. Dadurch wurde mein Vater spürbar entlastet. Auf Lohn für meine Mitarbeit durfte ich nicht hoffen. Etwas Trinkgeld erhielt ich nur dann,

wenn ich am Samstagnachmittag Express-Sendungen austragen durfte. Da gab's schon mal einen «Fünfbäzler», dessen Weg jedoch nicht in meinem Sparkässeli endete, sondern beim Vögeli-Beck an der Bachstrasse, wo ich das Geldstück gegen einen Nussgipfel oder ein «Zwänzger-chrömli» eintauschte.

Vater durfte vor allem dann mit einem Trinkgeld rechnen, wenn Auszahlungen fällig waren. War bei der Aushändigung des Geldes auch etwas «Münz» dabei, wurde ihm etwas davon zugesteckt. Dafür bedankte er sich höflich, war er doch froh, wenn er über ein paar wenigen Franken in seinem Portemonnaie frei verfügen konnte.

... und Gefahren

Mein Vater – und nicht nur er – nahm es ab und zu ziemlich genau mit dem Wort Trinkgeld, und so konnte es schon mal vorkommen, dass ihn das Postvelo nicht heimwärts, sondern zu einem angeschriebenen Haus führte, in dem er sich mit seinen Arbeitskollegen zum Feierabendbier traf. Wenn er dann zum Abendessen nicht am Tisch erschien oder erst nach der Polizeistunde nach Hause kam, konnte der Hausfrieden ganz schön in Schieflage geraten, insbesondere wenn Pauli über den Durst getrunken hatte.

Abschliessend der von Ida Grimm 1973 verfasste Zeitungsbericht zum 40jährigen Dienstjubiläum:

Paul Brunner 40 Jahre Briefträger in Hägendorf

Am 18. Juli feierte der allerorts geschätzte Briefträger Paul Brunner das 40jährige Dienstjubiläum. Zu diesem Feste gratulieren wir recht herzlich. Sein menschlicher Kontakt zeigt sich immer wieder, wenn er die Post ins Haus bringt. Seien es freudvolle Ereignisse, Trauer oder das Allerneuste aus aller Welt, wir wissen jederzeit um seine Freundlichkeit und seine Dienstbeflissenheit. In Sommerhitze, in Regen, in Schnee und Kälte ist er unterwegs mit frohem Lachen, die Hand zum Gruss erhoben. Wir danken dem strammen Briefträger Brunner für seine jahrelang geleistete Arbeit und wünschen ihm zu seiner Pensionierung im Herbst alles Gute und noch viele gesunde und gemütliche Jahre im Kreise seiner Familie.

Anmerkung: Der vorliegende Beitrag beruht grösstenteils auf persönlichen Erinnerungen. Im Weiteren brachten Gespräche mit Geschwistern, ehemaligen Postangestellten und Bekannten sowie die Sichtung von Dokumenten aus dem Familiennachlass Fakten zu Tage.



Paul Brunner bei seiner Pensionierung 1973

Hans A. Sigrist

Vom Sterben

Gestern wie heute trifft der Tod eines lieben Menschen die Hinterbliebenen schwer und eine würdige Gestaltung des endgültigen Abschieds ist von grosser Wichtigkeit. Die im 19. Jahrhundert geübten Bräuche und Rituale rund um das Sterben behielten ihre Gültigkeit bis weit ins 20. Jahrhundert.

Bestattung

Wenn früher der Pfarrer in Begleitung eines Ministranten durchs Dorf eilte und das Gebimmel des Glöckleins über der Laterne zu hören war, die der Knabe voraus trug, wussten die Dorfbewohner, dass jemand im Sterben lag. Der Priester war auf «Verseh-Gang», er versah den Todgeweihten mit dem Sterbesakrament, der letzten Ölung.



Verseh-Laterne mit Glöcklein, Höhe 39 cm, Ø 16,5 cm, aus dem Inventar der Pfarrkirche Hägendorf, heute in Privatbesitz

Wenn dann die «End-Glocke» vom Kirchturm läutete, war jedermann klar, dass eine erwachsene Person gestorben war. Beim Tod eines Kindes ertönte die kleine Glocke.[1] Nach diesem Signal begannen die Vorbereitungen für eine würdige Bestattung. Absprachen mit dem Pfarrer, dem Gemeindepräsidenten und dem Sargmacher waren zu treffen. Die Leichenwäscherin, auch Anlegerin genannt, meist eine ältere Frau aus ärmlichen Verhältnissen, musste bestellt werden. Sie richtete den Toten schön her. Vermögende Familien liessen den Verstorbenen statt in ein Totenhemd in dessen Sonntagsstaat kleiden.

Schnaps und Brot bei der Totenwache

Der Sargmacher lieferte den Sarg auf einem Handkarren im Trauerhaus an und er musste wohl oder übel auch beim Einsargen helfen. Üblicherweise wurde der Tote im offenen Sarg in der guten Stube aufgebahrt. Am Kopfende brannten zwei Kerzen und dazwischen war ein Kruzifix platziert. Ans Fussende gehörte ein Weihwasserkrüglein samt Wedel und beidseits des Sarges wurden Stühle für die Besucher bereitgestellt, denn bald erschienen die ersten Verwandten, Nachbarn, Bekannten, Schulkinder – das halbe Dorf eben – um den Angehörigen das Beileid zu bezeugen und für den Toten zu beten. Die Fensterläden des Hauses waren geschlos-

Vorlage zur Bereitstellung des Verseh-Tisches
(Beim Versehzeug aufbewahren)

0 Mitte frei lassen für das Allerheiligste.
1 Kreuz und Kerzen.
2 Glas mit Weihwasser und Zweig.
3 Glas mit gewöhnl. Wasser und Löffelchen.
4 Teller mit 5 Wattenkügelchen und Salz.
5 Handtuch.

Beibackzettel mit Anleitung zur korrekten Anordnung der abgebildeten reich ausgestatteten Verseh-Garnitur. Privatbesitz

In jedem katholischen Haushalt gab es ein Verseh-Geschirr, das für die letzte Ölung unverzichtbar war, brachte doch der Priester für das Sterbesakrament lediglich das heilige Öl mit.

sen. So sass man im Halbdunkel, betete den schmerzhaften Rosenkranz und ging wieder, wenn neuer Besuch hereindrängte oder es gar zu stickig wurde. Die Leichenwäscherin amtete nun als Vorbeterin. Auch nachts hielten einige Frauen gegen ein bescheidenes Entgelt betend die Totenwache. Ihnen musste die Trauerfamilie eine Stärkung reichen. Diese bestand, wenn man einen Protokolleintrag aus dem Jahr 1862 verallgemeinern darf, aus Schnaps und Brot.[2] Es soll schon mal vorgekommen sein, so wird erzählt, dass bei nächtlichen Totenwachen dem Schnaps zu sehr zugesprochen wurde…

Vom Eintritt des Todes bis zur Beerdigung, drei lange Tage, blieb der Leichnam im Haus, eine schwierige Zeit für die Trauerfamilie. Die endlosen Besuche von Mittrauernden und Neugierigen waren oft schwer zu ertragen und in den Sommermonaten machte sich Leichengeruch breit.

Leichenzug durch das Dorf

Beerdigungen fanden am Vormittag statt. Vor dem Trauerhaus formierte sich der Leichenzug. An dessen Spitze trug ein Knabe das Holzkreuz, das später auf den frischen Grabhügel gesteckt wurde. Darauf folgten allenfalls Vereine, Fahnendelegationen und Schulbuben mit Kränzen. Der auf einer Bahre liegende Sarg wurde von vier starken Männern getragen, und vier weitere Träger marschierten zur Ablösung mit. Hinter dem Sarg schritt die Trauerfamilie, der sich die Männer und dann die Frauen anschlossen.

Betend bewegte sich der Trauerzug bis zum Friedhofeingang. Nach dem Verklingen des Glockengeläutes erschien der Priester in Begleitung des Sigristen und zweier Ministranten auf der Kirchhoftreppe und segnete den Toten mit Gebeten, Weih-



Vermutlich um 1885 wurden beide Friedhofeingänge mit schmiedeisernen Toren versehen. Foto 1966

wasser und Weihrauch ein. Danach wurde der Sarg in die Kirche getragen und die Totenmesse gelesen. Anschliessend fand auf dem Friedhof die Beisetzung statt.
Bestimmt lud die Trauerfamilie, ihren finanziellen Möglichkeiten entsprechend, nach der Bestattung zum Leichenmahl ein, entweder in bescheidenem Rahmen daheim oder in einer Speisewirtschaft. Am frühen Nachmittag fanden sich die Trauernden nochmals zum Rosenkranzgebet in der Kirche ein.

Ein «Staatsbegräbnis»

Als am 23. April 1899 der amtierende Ammann der Einwohner- und Bürgergemeinde, Kantonsratspräsident und Nationalrat Joseph Anton Glutz nach langer Krankheit im Alter von 55 Jahren gestorben war, herrschte im Dorf der Ausnahmezustand. Tags darauf versammelten sich die Einwohnergemeinderäte von Hägendorf und Rickenbach zu einer gemeinsamen Sitzung mit dem Ziel, für den «trefflichen Mann» ein würdiges Begräbnis zu organisieren.
Sieben Männer wurden beauftragt, namens der Behörden der Trauerfamilie einen Kondolenzbesuch abzustatten. Der Gemeinderat beschloss im Weiteren, am Grab einen Kranz niederzulegen, mit dessen Beschaffung drei Ratsmitglieder beauftragt wurden. Im Protokoll ist zudem festgehalten: «Als bleibender Ausdruck der Dankbarkeit wird unter Namensaufruf einstimmig beschlossen, der Leiche des Verstorbenen auf dem Friedhofe einen Ehrenplatz beim Missionskreuz, nämlich die bisherige Grabstätte seiner Grossmutter Frau Anna Maria Glutz geb. Rötheli, anzuweisen.» «Nach alter Sitte» bestimmte man die vier jüngsten Mitglieder des Gemeinderates als Träger des Sarges und weitere vier Räte als Reserveträger.



Das Friedhof- oder Missionskreuz. In dessen unmittelbarer Nähe wurden verdiente Persönlichkeiten bestattet. Seit der 1986 erfolgten Umgestaltung des südlichen Friedhofareals ist der Platz rund um das Kreuz für Priestergräber reserviert.

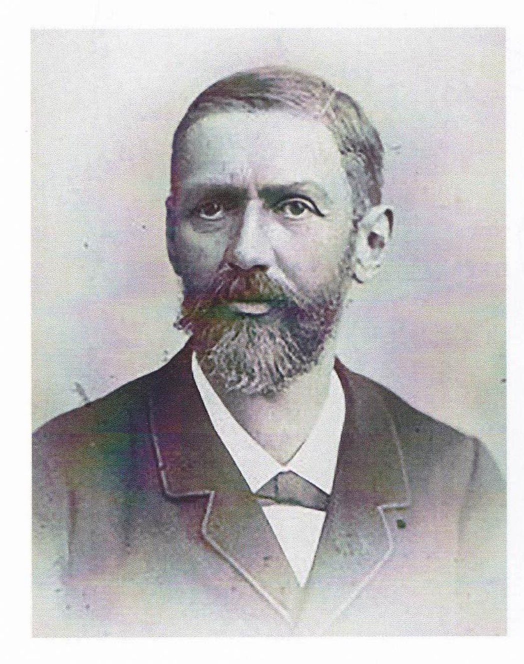
Ins Detail geplant

Am darauf folgenden Abend versammelten sich die vereinigten Räte erneut, nun zusammen mit dem Kirchgemeinderat. Insgesamt nahmen sämtliche 28 Mitglieder der drei Gremien an dieser Sitzung teil. Dabei ging es um die Detailplanung des auf den nächsten Tag angesetzten Begräbnisses.

Für den Empfang der eidgenössischen und kantonalen Abgeordneten am Bahnhof wurden vier Behördemitglieder abgeordnet. Angemeldet waren je ein Nationalrat aus den Kantonen Aargau und Baselland, je ein Ständerat aus den Kantonen Bern und Freiburg, zwei solothurnische Regierungsräte und zwei Kantonsräte. Zudem hatte «als Freund der Familie … Seine Gnaden Leonhardt Haas, Bischof von Basel & Lugano» seine Teilnahme an der Beerdigung angekündet. Die Lehrerschaft wurde angewiesen, die Schuljugend um acht Uhr im Schulhaus zu versammeln, mit dieser die Frühmesse zu besuchen, am Trauerzug teilzunehmen und die Kinder anschliessend zu entlassen. Ein weiterer Beschluss lautete: «Vor der Ankunft des [Leichen]Zuges muss Friedhof & Kirche vollständig geräumt sein & bis nach erfolgtem Eintritt der Verwandtschaft und der Abgeordneten sämtlicher Behörden soll der Zugang zur Kirche für das Publikum abgesperrt sein.»

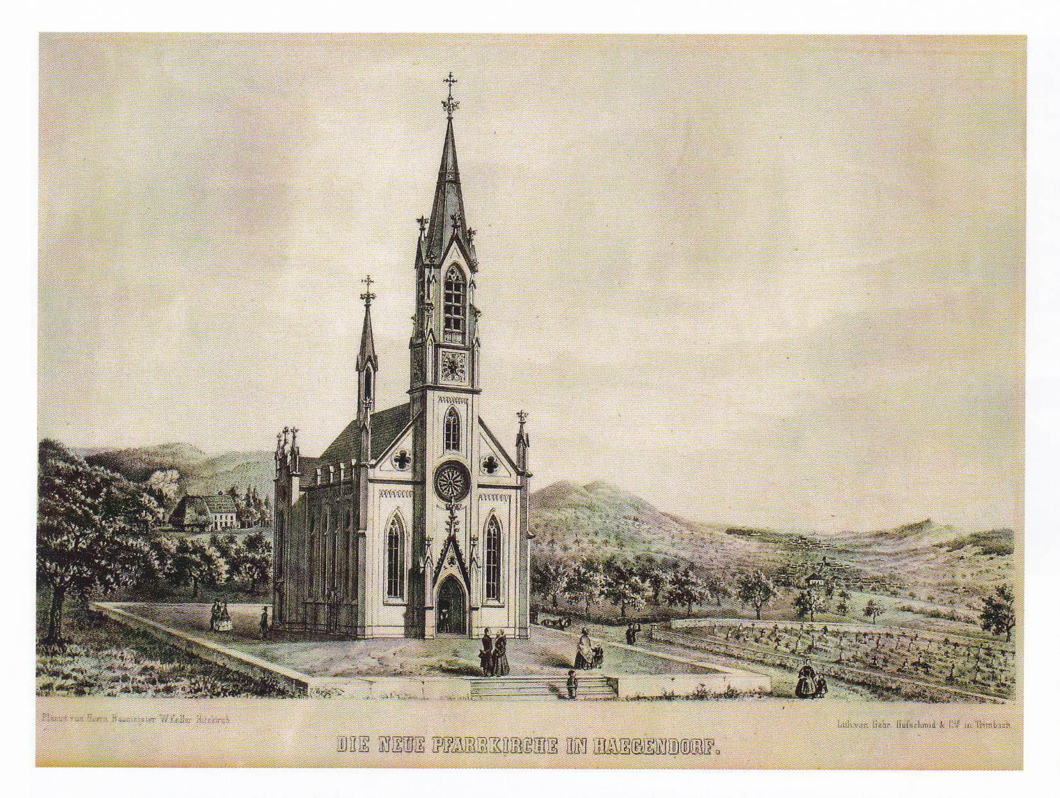
Die von einer Spezialkommission ausgearbeitete Ordnung des Leichenzuges fand einhellige Zustimmung und war wie folgt geplant:[3]

1. *Kreuz*
2. *Schuljugend und Sängerinnen*
3. *Vereine mit Fahnen*
4. *Musik*
5. *Sänger*
6. *Mädchen mit Kränzen*
7. *Sarg*
8. *Knaben mit Kränzen*
9. *Geistlichkeit*
10. *Engere Verwandtschaft*
11. *Abgeordnete des Bundes und Kantonsbehörden*
12. *Gemeindebehörden*
13. *Herren der weiteren Verwandtschaft*
14. *Mitglieder von Behörden und andere Teilnehmer*
15. *Damen der weiteren Verwandtschaft*
16. *Andere Teilnehmerinnen*



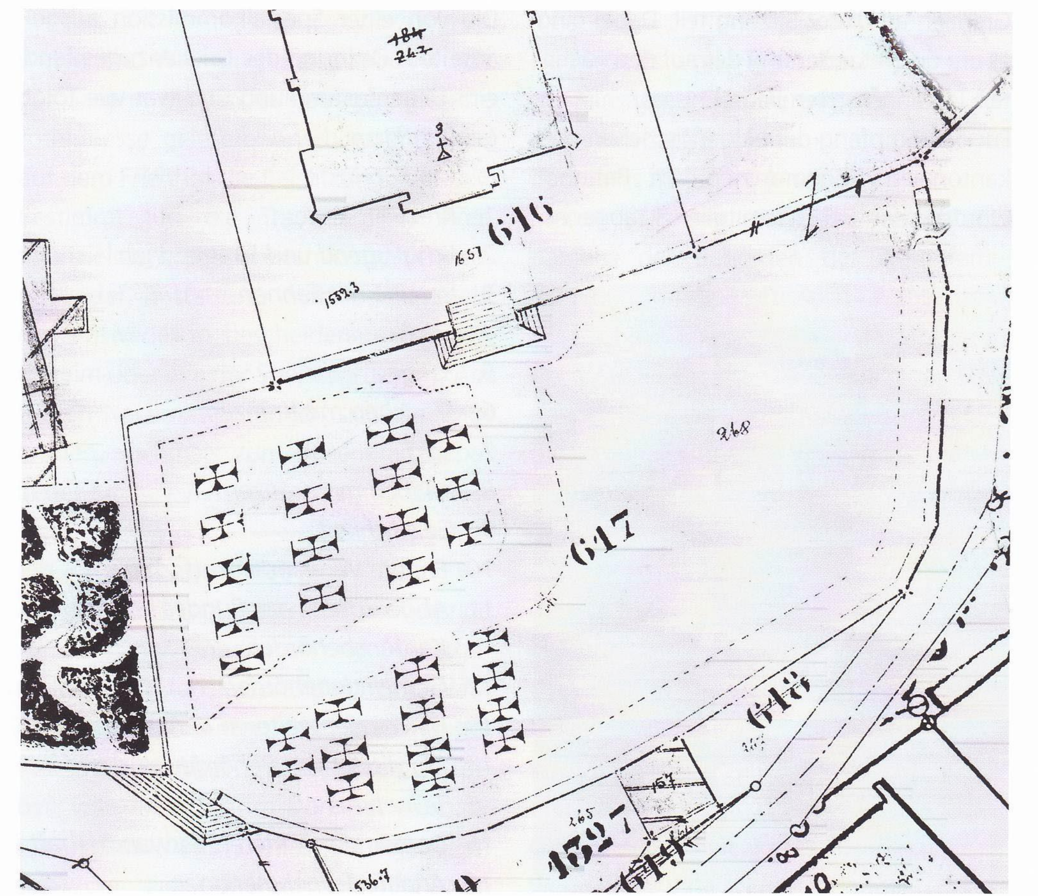
Joseph Anton Glutz (1844–1899) Schuhfabrikant, Gemeindeammann, Bürgerammann, Nationalrat, Kantonsratspräsident

Der Friedhof um 1875



Auf einer Lithographie:
Der Bildhintergrund ist frei erfunden und das Gräberfeld rechts unten gab es zu jener Zeit nicht.

Auf dem Übersichtsplan der Gemeinde:
Der südwestlich gelegene Friedhofeingang fehlt.



Auf dem Katasterplan:
Die Anlage ist korrekt dargestellt.

Zu wenig Platz auf dem Friedhof

Schon immer war es die Aufgabe der Gemeinde, Rahmenbedingungen für würdevolle Bestattungen zu schaffen. Dazu gehörte ein ausreichendes Friedhofareal. Wegen Platzmangel musste der Friedhof 1837/38 bei der alten Pfarrkirche gegen Osten erweitert werden und die Dorfbewohner hatten fronweise Steine für eine Ringmauer zu brechen und zum Friedhof zu transportieren.[4] Eine nächste Vergrösserung erfolgte 1863 nach dem Abbruch der teilweise eingestürzten alten Kirche.[5] Die so gewonnene neue Begräbnisfläche war bereits drei Jahrzehnte später vollständig belegt, so dass die sofortige Aufhebung von vorläufig zwei Grabreihen angeordnet werden musste.[6]

«Totensärge» anfänglich kostenlos

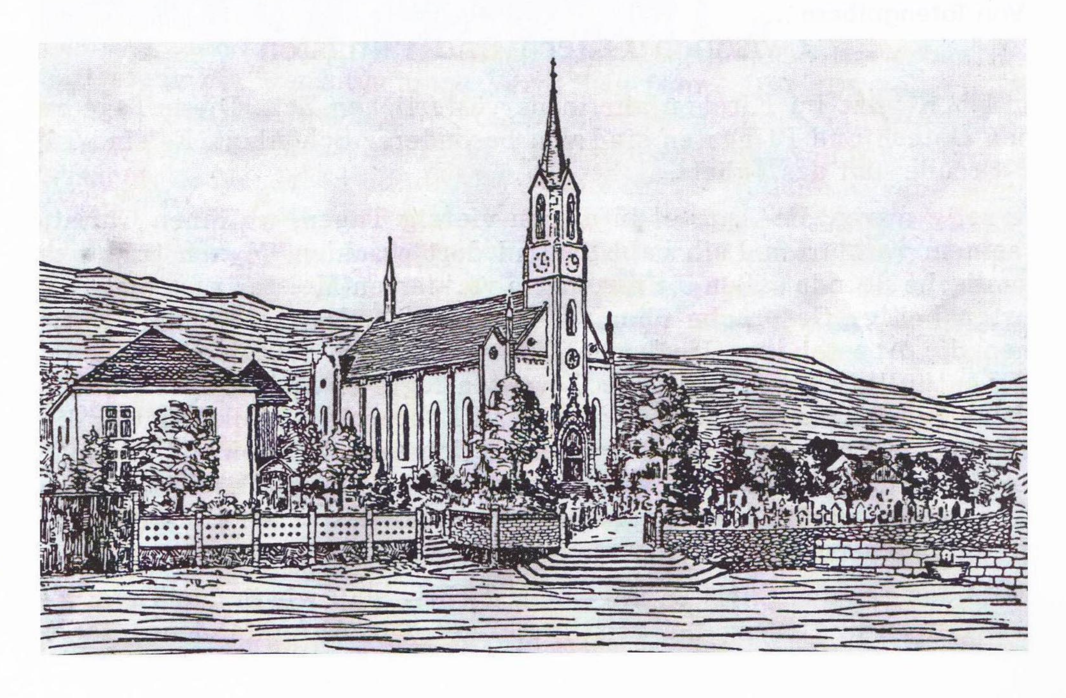
Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts übernahm die Gemeinde die Kosten für die Herstellung der «Totensärge». Der Gemeinderat betraute einen im Dorf ansässigen Zimmermann mit der Fabrikation aller benötigten Särge.[7] Wirtschaftlich

Hägendorf.

Bekanntmachung.

Die zwei vordern Reihen Grabsteine auf dem Friedhofschilde links beim Haupteingang sind innert 14 Tagen von den Angehörigen zu entfernen.
[JR31][1] **Der Gemeinderath.**

Inserat im Gäu-Anzeiger vom 6. Nov. 1891



Pfarrhof, Kirche und der südliche Teil des Friedhofs um 1950. Titelbild des Pfarrblattes

schlechte Zeiten zwangen die Gemeinde 1848 unter anderem dazu, die Kosten für die Sargherstellung auf die Hinterbliebenen zu überwälzen. Für einen Sarg normaler Grösse waren nun Fr. 1.50 zu bezahlen, für Kindersärge die Hälfte.[8] Um die Preise niedrig zu halten, liess der Gemeinderat die Sargherstellung alle zwei Jahre zur Konkurrenz ausschreiben. 1857 erhielt Urs Joseph Fluri, Ulrichs, Drechsler erstmals den Zuschlag.[9] Er blieb dann über viele Jahre im Sarggeschäft.
Das Sargholz stammte aus den Gemeindewaldungen und wurde im Ladenmagazin gelagert und kostenlos abgegeben. Als der Staat 1877 die Wälder an die Bürgergemeinden abtrat, gab die neue Waldbesitzerin das Sargholz weiterhin gratis ab, allerdings nur für Bürger. Bei Särgen für Ansassen wurden neben den Herstellungskosten neu auch die Materialkosten in Rechnung gestellt. 1889 korrigierte die Bürgergemeinde diese Ungleichbehandlung. Sie lieferte das Sargholz nun auch für Nichtbürger umsonst.[10]

Von Totengräbern …

Alljährlich wählte die Neujahrsgemeinde zwei Totengräber.[11] Bewerber gab es genug. 1835 erhielten die Männer, meist Tagelöhner, für das Öffnen und wieder Zuschütten eines Grabes für eine erwachsene Person aus der Gemeindekasse 1 Pfund, für ein Kindergrab 5 Batzen.[12] Jedes Grab musste 6 Schuh [etwa 180 cm] tief sein, so verlangte es das Gesetz. 1857 verwarnte der Gemeinderat die beiden Totengräber Urs Studer, Heiris und Joseph Kamber, Kambers, weil diese wiederholt Gräber nur 4 Schuh tief ausgehoben hatten.[13] Studer, der offenbar unbelehrbar war, schaffte die Wiederwahl für ein weiteres Jahr nicht. 1888 drohte der Kirchgemeinderat dem Totengräber mit Sperrung des Lohns, weil dieser wiederholt Gräber zu klein ausgehoben hatte, so dass der Sarg nur mit Mühe versenkt werden konnte.[14]
Für das Tragen des Sarges während des Leichenzuges stand eine gemeindeeigene Totenbahre zur Verfügung. Weil diese alt und morsch geworden war, musste sie 1848 durch eine neue ersetzt werden.[15] Die Totengräber brachten die Trage jeweils vor der Beerdigung zum Trauerhaus, wo die beiden Männer dann meist als Leichenträger engagiert wurden. Das war ihnen willkommen, konnten sie doch so einen Batzen dazu verdienen.

… und Tarifstreitereien

Zwischen den Totengräbern und dem Gemeindekassier kam es immer wieder zu Differenzen. Der Streitpunkt war die Entlöhnung für das Ausheben von Gräbern für Jugendliche. Während die Totengräber das Fixum für ein Erwachsenengrab forderten, wollte der Kassier lediglich den Kinderansatz ausbezahlen. 1873 unterbreiteten die bisherigen Totengräber dem Gemeinderat folgendes Angebot: «… für ein Grab von erwachsenen Personen zu machen Frk. 3 Rp. 50, für ein klein Kindergrab Frk. 1 Rp. 50 u. größere Kinder welche auf der Todtenbahre gebracht werden 2 Frk. …» Andreas Flury, Hächler, hingegen offerierte Fr. 3.– für Erwachsene sowie einen Durchschnittspreis von Fr. 1.50 für kleine und grössere Kinder.[16] Der Gemeinderat traute dem günstigeren Anbieter nicht und beschloss, die bisherigen Totengräber Johann Borner, Wisslis und Urs Jakob Flury auf weitere vier Jahre zu wählen. Den Tarif legte er wie folgt fest: « … für ein Grab einer erwachsenen Person, welcher mit der Endglocke geläu-

tet wird à 3 Frk. 50 Rp. u. für ein solches welches mit der kleinen Glocke geläutet wird à 1 Frk. 5 Rp.»[17] Damit hatte der Rat den Entscheid darüber, welcher Tarif im Zweifelsfall zur Anwendung kommt, dem Herrn Pfarrer weitergereicht, und der war die unangefochtene Autorität im Dorf.

Im 20. Jahrhundert

Ein Leichenwagen für Hägendorf und Rickenbach

Vermutlich war das Fehlen eines Leichenwagens schon bei der oben erwähnten Beerdigung von Joseph Anton Glutz sehr beklagt worden. 1905 hiess die Kirchgemeindeversammlung den Antrag von Ignaz Kellerhals gut, der den Rat beauftragte, von den beiden Einwohnergemeinden die Anschaffung eines solchen Gefährts zu fordern.[18] Die Einwohnerräte nahmen das Anliegen sofort auf. Eine fünfköpfige Kommission wurde mit der Abwicklung dieses Geschäfts betraut. Es dauerte allerdings drei Jahre, bis der Leichenwagen schliesslich bei der Firma Gisler und Rohr in Madiswil abgeholt werden konnte. Ammann Kamber stellte für die provisorische Unterbringung des Wagens den westlich an seinem Haus angebauten Schopf (heute Kamberhaus, Mühlerain 1, siehe Foto in diesem Heft Seite 62) unentgeltlich zur Verfügung.[19] Provisorien haben es in sich ... Das Gefährt blieb dort während seiner ganzen langen Dienstzeit stationiert. Was mit ihm danach geschah, ist nicht bekannt.

Im Friedhofmuseum Riehen BS lässt sich feststellen, dass Totenwagen aus dem schweizerischen Mittelland in der Regel weiss, himmelblau oder dunkelblau bemalt waren, jene aus den nördlich des Jura gelegenen Orten hingegen schwarz. Der in Schwarze gehaltene Hägendörfer Leichenwagen passt nicht in dieses Schema.



Der Leichenwagen von Hägendorf und Rickenbach

Leichenwagenfuhrleute: die Rötheli

Ab Mai 1907 stand der einspännige Leichenwagen zur Verfügung. Als erster Fuhrmann amtete der Posthalter Adolf Kissling.[20] Nach vier Jahren übernahm die Familie Rötheli, «Bührlis» am Mühlerain 10 diese Aufgabe, zuerst Vater Gottlieb, danach seine beiden Söhne Bernhard und Arnold. Anfänglich erhielt der Fuhrmann aus der Gemeindekasse pro Leichentransport Fr. 6.–, zuletzt Fr. 30.–.

Gemäss dem «Reglement über das Führen des Leichenwagens der Gemeinden Hägendorf u. Rickenbach»[21] war der Fuhrmann von beiden Gemeinden jeweils für vier Jahre zu wählen. Verstarb eine Person auf einem der Berghöfe, hatten die Angehörigen die Pflicht, die Leiche bis ins Gnöd zu bringen und sie dort dem Leichenwagenfuhrmann zum Weitertransport zu übergeben. Die Mehrkosten für Transporte ab dem Spital in Olten, ab dem Allerheiligenberg oder, was selten vorkam, ab Solothurn, mussten die Angehörigen übernehmen.

Zum letzten Mal war der Leichenwagen 1972 im Einsatz, als Arnold Rötheli seinen verstorbenen Bruder Bernhard zum Friedhof führte.

Erweiterung des Friedhofs

Eine 1897 erworbene östlich an die Kirche angrenzende Parzelle wurde ab 1908 in verschiedenen Etappen zum Friedhof umgestaltet,[22] was Anpassungsarbeiten an der Friedhofmauer und -treppe notwendig machte.[23] 1904 wurde eine Totenbahre für Kinder in Auftrag gegeben[24] und einige Jahre später übernahmen die Ingenbohler Gemeindeschwestern[25] das Ankleiden der Toten. Sonst gab es in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts keine Veränderungen im Bestattungswesen. Zwar verstaubte irgendwann die Versehlaterne in einem Schrank der Sakristei und bei der Totenwache liess man die Schnapsflasche nicht mehr herumreichen.

Bis zu seinem Tod im Jahre 1915 stellte Schreinermeister Gottlieb Wyss an der Solothurnerstrasse 6 die Särge her, dann Schreiner Eduard Kamber, «Bürlis», an der Hausmattstrasse 2. 1952 übernahm Vital Studer, Schreinerei und Zimmerei von Oberbuchsiten, diesen Betrieb und damit auch das Sarggeschäft. Letzteres wurde vom Mitarbeiter Jules Kamber, «Magnusse, Bürlis», betreut. In einer bescheidenen Ausstellung präsentierte er verschiedene Sarggrössen, Ausführungen, Ausstattungsvarianten und Beschläge. In den allermeisten Fällen wurde der «Gemeindesarg» gewählt, ein schlichtes, von der Gemeindekasse bezahltes Modell aus Tannenholz, das die Trauerfamilie auf eigene Kosten schmücken lassen konnte.[26] Die Särge wurden immer noch mit dem Handkarren geliefert.

«Totenbildli»

Mehr und mehr in Mode kamen bei den Katholiken die «Totenbildli», Kärtchen mit aufgedrucktem Foto, Geburts- und Todesdatum der verstorbenen Personen. Der rückseitige Text enthielt meist den Wunsch, «das fromme Andenken» an den «Heimgegangenen» zu bewahren und die Bitte, für sein Seelenheil zu beten. Wochen nach der Beerdigung liess die Trauerfamilie solche Kärtchen in ausreichender Zahl drucken und verschenkte sie an Verwandte, Freunde und Bekannte. Das Format der Kärtchen [ca. 95 x 65 mm] war so gewählt, dass sie gut ins Gebetbuch passten und zu den dort ebenfalls aufbewahrten bunten Herz-Jesu- und Heiligenbildchen gesteckt werden konnten.



Zum frommen Andenken
im Gebete, an unsere treu in Gott verstorbene Mutter und Grossmutter
Frau
Emilie Rötheli - Kissling
geb. 21. Mai 1856 — gest. 25. Mai 1937

Zum frommen Andenken
an unsern lieben Gatten und Vater
Ernst Kamber-Hänggi
Hägendorf
geb. 21. Febr. 1897
gest. 22. Juli 1943

«Totenbildli»



Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt. *(2 Tim. 4.)*

Zur frommen Erinnerung
an Hochwürden Herrn
Albert Stebler
Pfarrer in Hägendorf
geb. den 3. Aug. 1867, gest. den 6. Juli 1919.

✠

Verleihe, wir bitten Dich, o Herr, daß die Seele Deines Dieners und Priesters Albert, den Du während seines Erdenweilens mit heiligen Gnadengaben schmücktest, immerdar frohlocke in der Verklärung der himmlischen Heimat. Durch Christus, unsern Herrn. Amen.

R. I. P.

Süßes Herz Jesu, sei meine Liebe!
Süßes Herz Mariä, sei meine Rettung!
Barmherziger Jesus, gib ihm die ewige Ruhe!

Grosse Veränderungen

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollzogen sich in praktisch allen Lebensbereichen, Sterben und Tod eingeschlossen, grosse Veränderungen. Bestattungsunternehmen mit immer umfassenderen Dienstleistungsangeboten traten auf. Der Leichenwagen, der «Gemeindesarg» und die «Anlegerin» waren ab 1973 nicht mehr gefragt.

Mit dem Bau der Leichenhalle in Hägendorf im Jahre 1977 entfiel das Aufbahren der Verstorbenen in der Wohnung. Welch gewaltige Erleichterung dies für Trauerfamilien ist, kann nur ermessen, wer selbst noch das dreitägige «Leich-Liegen» eines Familienmitgliedes durchlitten hat.

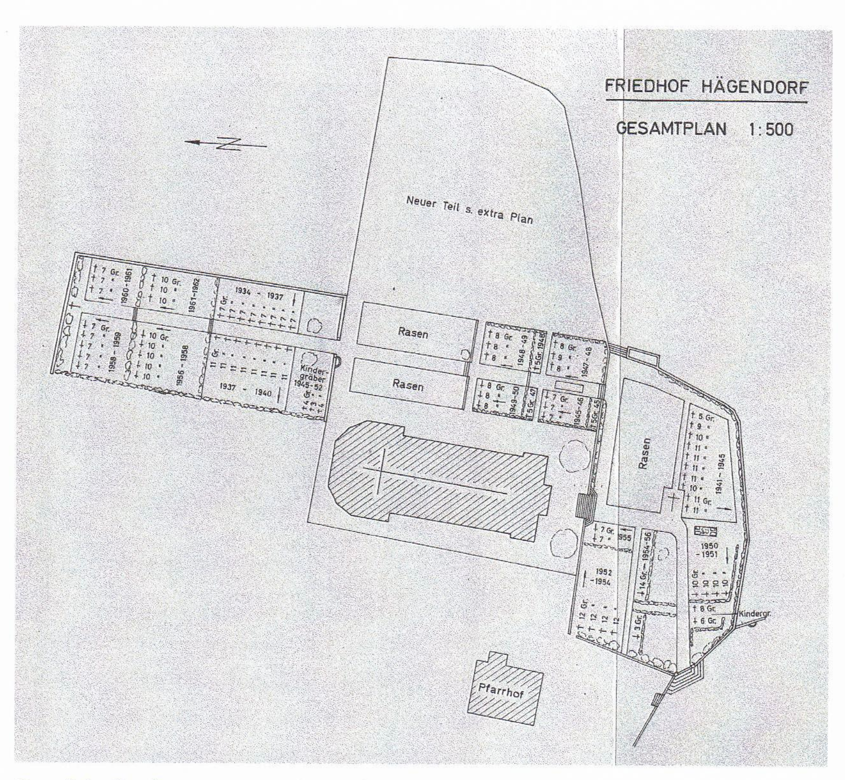
Infolge der rasanten Zunahme der Wohnbevölkerung musste der Friedhof 1965 vergrössert werden und 1986 erfolgte eine umfassende Neugestaltung des südlich der Kirche gelegenen Areals. So entstand nach Aufhebung der Gräber eine Grünfläche mit einem Begegnungsplatz, der so genannten Arena, die für liturgische Zwecke wie auch für gesellschaft-

liche Anlässe dient. Zudem wurde ein neuer, grosszügig gestalteter Treppenaufgang angelegt, der zum vergrösserten Kirchenvorplatz hinauf führt, in dessen Mitte der «Dreifaltigkeits-Brunnen» von Paul Wyss, Kappel, steht. Aus der Werkstatt des gleichen Künstlers stammt auch die Bronze-Skulptur «Auferstehung» beim Begegnungsplatz. Das Friedhof- oder Missionskreuz fand nach gründlicher Restaurierung – nur wenig von seinem ursprünglichen Standort entfernt – seinen neuen, auf die Kirche ausgerichteten Platz.

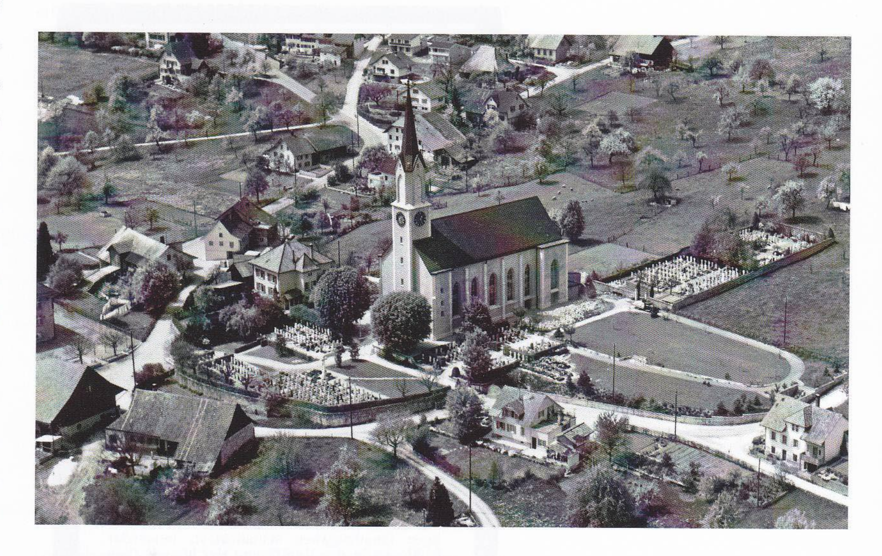
Feuerbestattung

Freidenkerkreise hatten 1906 den ‹Feuerbestattungsverein Olten› gegründet und 1916 den Bau des städtischen Krematoriums durchgesetzt. In dem damals katholisch-konservativ dominierten Hägendorf blieben Urnenbestattungen jedoch noch während Jahrzehnten die grosse Ausnahme. Erst als 1973 die [römisch-katholische] Synode 72 die Feuerbestattung erlaubte, wuchs deren Zahl von Jahr zu Jahr. Allerdings stockte der Zuwachs an Reihen-Urnengräbern bald, nachdem 1987 nördlich der Leichenhalle der erste Urnenhain eröffnet worden war. Längst sind Kremation und Urnenbeisetzung zur bevorzugten Bestattungsart geworden. Im Zuge der 1999 erfolgten Neugestaltung des Friedhofareals östlich der Kirche wurden neben einem neuen Urnenhain auch Familien-Urnengräber und das «Grab der Namenlosen», ein Gemeinschaftsgrab, angelegt.

Aus den Aufzeichnungen des Bestattungsamtes der Gemeinden Hägendorf und Rickenbach geht hervor, dass über den Zeitraum von 2005 bis 2009 durchschnittlich 57% aller Verstorbenen im Urnenhain oder im Gemeinschaftsgrab und 14% in einem Reihen-Urnengrab beigesetzt wurden. Nur gerade 8% waren Erdbestattungen und für 21% gab es nach der Kremation keine Beisetzung auf dem Kirchhof. Der Trend, die Asche von Toten im Wald, auf dem Wasser, auf einem Berg zu zerstreuen oder im Haus oder Garten aufzubewahren, hält zur Zeit an.



Der Friedhof um 1964 mit geplanter Osterweiterung


1965 wurde das Friedhofareal östlich der Kirche erweitert.

Totengeläut

Geblieben ist bis heute das End-Läuten. Ungeachtet ihrer Konfessionszugehörigkeit wird die Totenglocke für alle verstorbenen Einwohner geläutet: für Männer mit zweimaligem Unterbruch, für Frauen mit einem und für Kinder ohne Unterbruch. Mit Rücksicht auf die oft von weit her anreisenden Trauergäste finden Trauerfeiern und Bestattungen schon längst nachmittags statt. Aber wie eh und je ruft die Totenglocke eine halbe Stunde im Voraus zur Abschiedsfeier, die dann mit allen Glocken eingeläutet wird.

Jahrzeitenstiftung der Jungfrau Theresia Kellerhals anno 1881

Totengedenken

Der «Siebte» und der «Dreissigste» sind Gedenkgottesdienste für Verstorbene, an denen die nahen Angehörigen teilnehmen und die etwa sieben, beziehungsweise dreissig Tage nach der Bestattung gehalten werden. Während der erstere nicht mehr üblich ist, ist der «Dreissigste» in praktizierenden katholischen Familien weiterhin Brauch. Auch die Stiftung von «Jahrzeiten» ist ein Jahrhunderte alter Brauch. Gegen Bezahlung verpflichtet sich die Pfarrei, während zehn, zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren jährlich eine Messe für das Seelenheil des Verstorbenen lesen zu lassen. Üblicherweise nehmen die Verwandten an diesem Gottesdienst teil und gedenken der Toten.
Bis weit in die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts hinein war es üblich, dass nahe Angehörige einer verstorbenen Person «Leid» beziehungsweise «Trauer» trugen: Witwen kleideten sich während eines Jahres schwarz, Witwer steckten sich einen schwarzen Knopf ans Revers und banden sich eine schwarze Krawatte um.

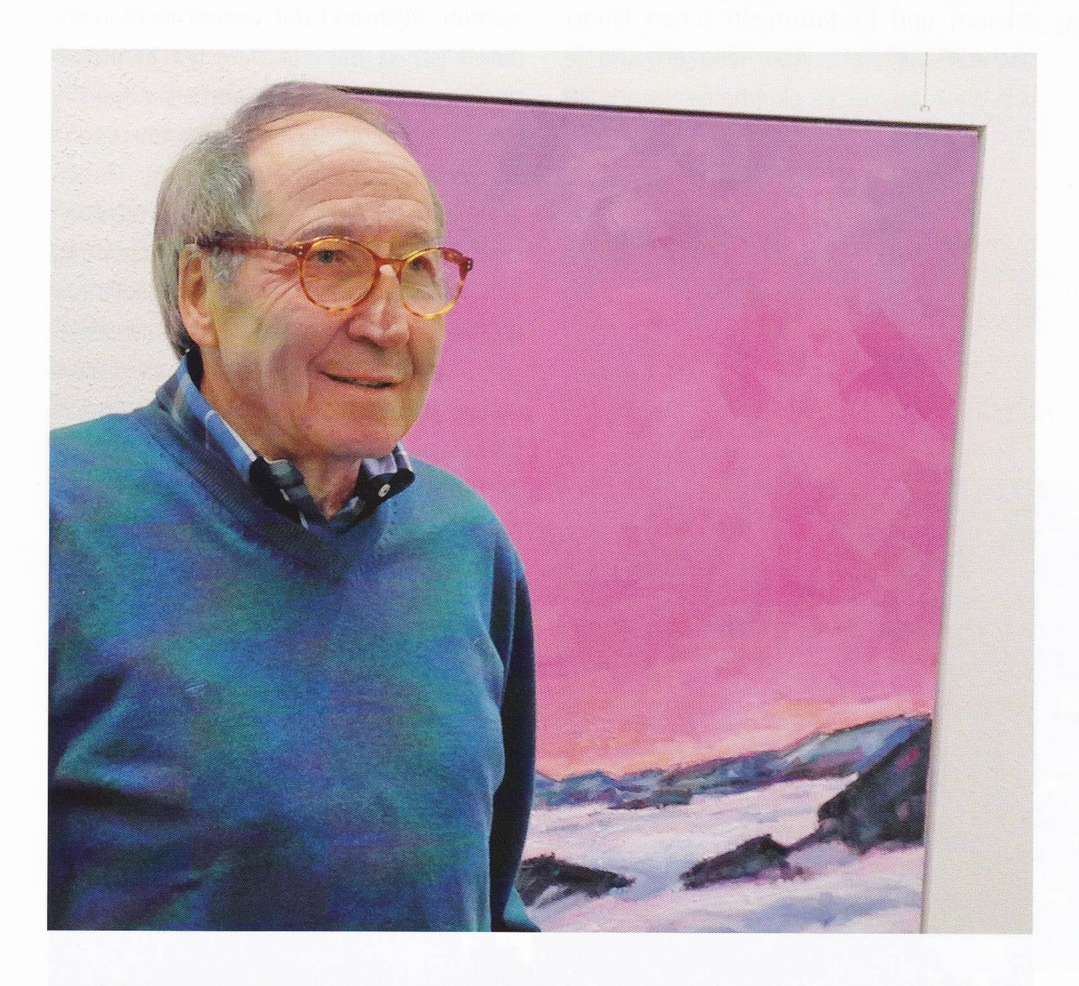


Eingang zu dem 1999 umgestalteten östlich der Kirche gelegenen Friedhofteil

Dorothea Almasy-Rötheli

Josef Brunner

Mit dem Kopf im Himmel der Ideen und Projekte, mit den Füssen auf dem Boden der Realität



Josef Brunner ist Forscher mit Leib und Seele. Schon in jungen Jahren interessierte ihn alles, was mit Chemie und Technik zu tun hat. Seine «Hausmischungen»* standen dem Schwarzpulver in nichts nach, und nicht selten knallte es auch am Breitenweg – glücklicherweise ohne ernsthafte Folgen. «Seine» Chemie hat ihn nie mehr losgelassen, auch wenn sie im späteren Berufsleben weit weniger spektakulär war. Bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2003 stand er praktisch jeden Tag am Labortisch, über längere Zeit als Leiter einer Forschungsgruppe an der ETH Zürich. Vor diesem Hintergrund mag sein Entscheid überraschen, sich nach dem Berufsleben der Malerei zuzuwenden. Im Grunde genommen aber ist es die logische Konse-

* Natriumchlorat – damals als Unkrautvertilger im Einsatz – war im Lagerhaus an der Bahnhofstrasse frei erhältlich, alle anderen Ingredienzien konnten in der Drogerie Ladrière bezogen werden – nota bene ohne Giftschein.



«Heile Welt», eines der ersten Ölbilder, gemalt mit sechzehn Jahren nach einer Kalendervorlage

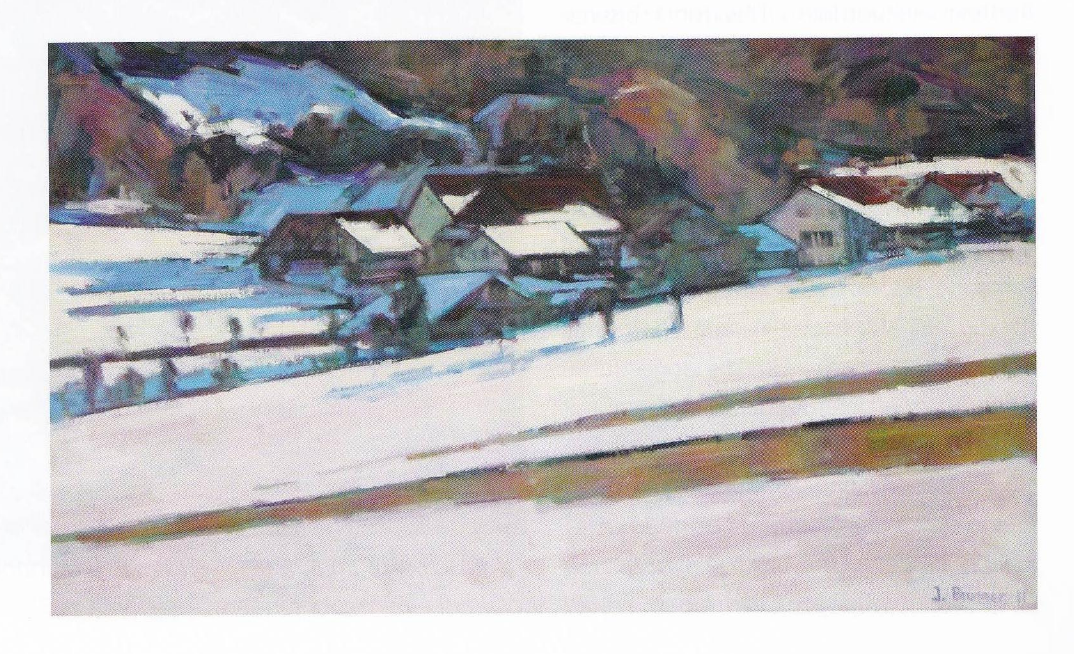
quenz einer in ihm tief verankerten Neugier für Phänomene der Natur sowie einer im frühen Kindesalter geweckten Freude am Zeichnen und handwerklichen Tüfteln.

Verbundenheit mit der Natur

Sepp wie ihn alle nennen – ist eng mit seiner Heimat verbunden. Schon als Knirps durfte er seinen Vater, den damaligen Briefträger Paul Brunner, auf seinen Posttouren durch Hägendorf und auf die Berghöfe begleiten – Kindheitserlebnisse, die prägend waren und ihm die Augen für die Schönheiten der Natur öffneten. Nie hat er seine Wurzeln verloren, weder in den Jahren der Ausbildung noch der späteren Berufstätigkeit. Beinahe jeden Tag ist er irgendwo im Jura unterwegs, sei es beim Wandern, Joggen oder Sammeln von Pilzen. Es sind dies die Stunden, während derer er beobachtet, reflektiert, sich mit Gott und der Welt auseinander setzt und natürlich über seine Malerei und die Kunst nachdenkt.

Jura-Landschaften im Fokus

Sepp ist Autodidakt aus Überzeugung und setzt sich seit seiner Pensionierung akribisch mit den Techniken der Ölmalerei auseinander. Themen für seine Malerei findet er vor allem im nahe gelegenen Jura: in der Tüfelsschlucht, in und um Bärenwil, auf der Schlosshöchi, im Asp oder Belchengebiet, um nur einige zu nennen. Es sind Motive, die er sich mit zunehmend maltechnischen Fertigkeiten immer wieder von Neuem vornimmt. Dabei geht



Bärenwil in der Winterabendsonne

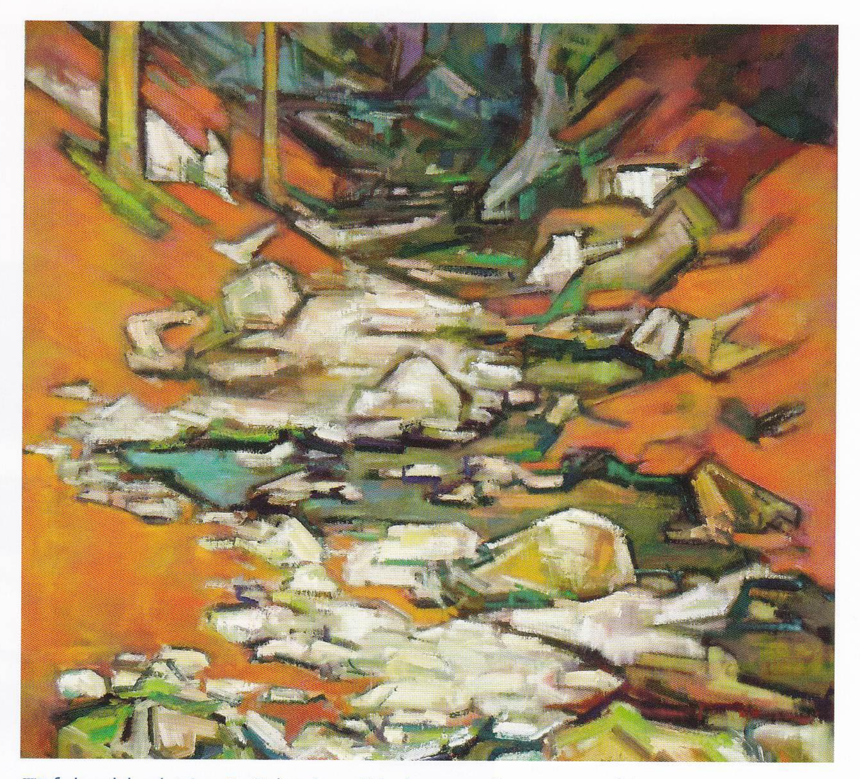
es ihm hauptsächlich darum, das Licht der Tages- und Jahreszeiten einzufangen. In der Besprechung zu seiner ersten Ausstellung 2010 in der Alten Kirche Härkingen schreibt Madeleine Schüpfer im Oltner Tagblatt von einem «ungemein malerischen Künstler, der ein feines, differenziertes Gespür für Farbenkontraste, Lichtbetonungen und zärtlich betonte Lichtschimmer hat...» und auch «von einer Malerei, die in ihrer Gegenständlichkeit nichts ausformuliert, vieles offen lässt und uns visuell auffängt, so dass wir uns mit Leichtigkeit in diesen gemalten Farbräumen zurecht finden können...»

Eigenständige Malerei

Während seine früheren Bilder noch ganz im traditionellen Stil gemalt sind und mitunter an Kompositionen von Hodler oder Amiet erinnern, wird seine Malerei zunehmend freier und experimentierfreudiger. Sepp ist ein Perfektionist; daher ist ein Bild für ihn nie etwas Endgültiges. Mit kritischem Auge und analytischem Verstand sucht er immer wieder seine Entwürfe und Bilder in einen grösseren Kontext einzuordnen. Das führt bisweilen dazu, dass ihn dasselbe gestalterische oder maltechnische Problem über Jahre nicht mehr los lässt – Aufwand hin oder her. Jeder Schritt, vom Aufziehen der Leinwand über das schichtweise Herausarbeiten der gewünschten Kontraste und Farbtöne bis hin zum fertigen Bild, hat für ihn beinahe etwas Wissenschaftliches und Voraussehbares. Um die angestrebte Wirkung zu erzielen, arbeitet er gerne mit neuen Materialien und unkonventionellen Techniken. Besonders augenfällig wird dies in den Bildern «Inferno» und «Nachtwald», in denen es um die Darstellung einer Waldpartie geht. Im einen finden



Kirschbaum in Herbstfarben



Tüfelsschlucht im Spätherbst. Die letzten Sonnenstrahlen versetzen den Wald in einen leuchtenden Ockerton.



Jurahöhen auf dem Weg vom Allerheiligenberg zum Asp



Erliflue, Froburg und Wisner Flue im Frühsommer

sich die Konturen der Bäume vor dem aus der Tiefe glühenden Abendhimmel, im andern vor den dezenten Blautönen des Nachthimmels. Ähnliches gilt für das Bild «Baumgarte», das den Blick übers Richewil auf den von der Abendsonne beleuchteten Homberg darstellt.

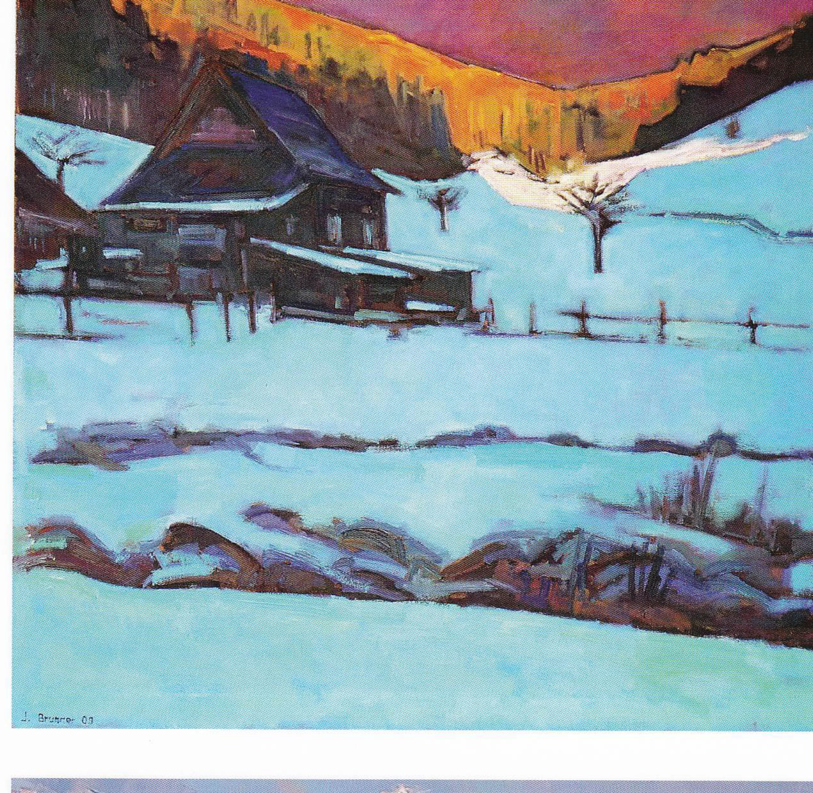
Auch wenn digitale Medien bei all seinen Arbeiten eine wesentliche Rolle spielen, sind es letztlich die Kreativität und ungebrochene Lust am Forschen, die ihn ständig herausfordern und ihm den Weg in eine zunehmend abstrakte Malerei öffnen.

Sinnerfüllung

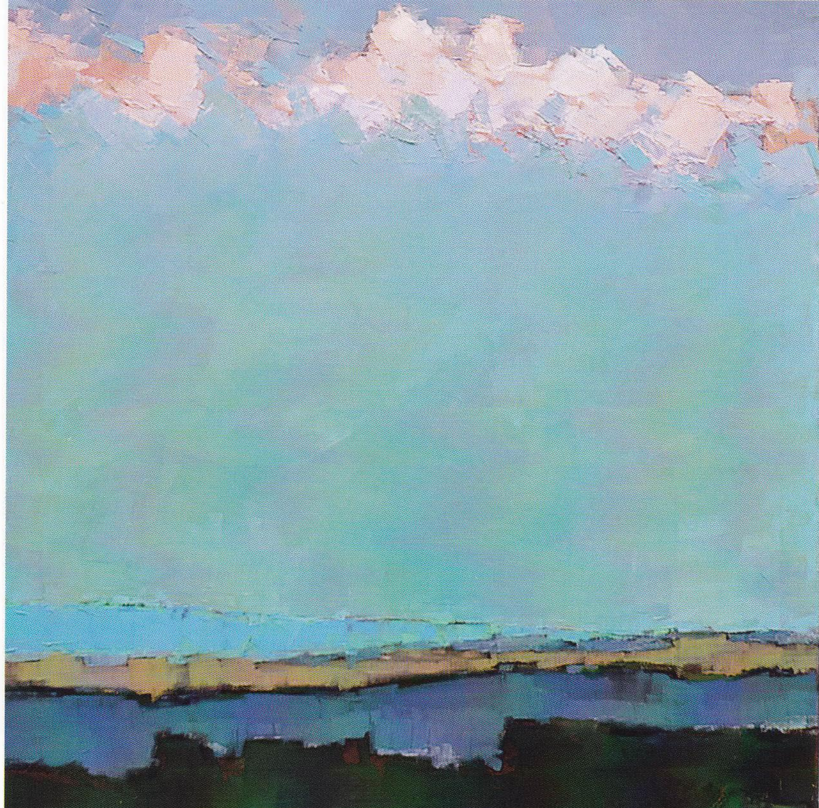
In den rund zwölf Jahren seit der Pensionierung ist sein Hobby zu einem zweiten Beruf, ja, einer Leidenschaft geworden, die ihn jeden Tag aufs Neue fordert und den Geist wach und offen hält für die Wunder der Natur. Malen als Freizeitbeschäftigung, wie sich das wohl viele mit dem Schritt in den Ruhestand vorstellen mögen, passt eben ganz und gar nicht zu seinem neugierigen und rastlosen Wesen. Malen ist und bleibt für ihn Forschen, Handwerk ja oft gar Schwerarbeit – zugleich aber auch ein reiches Mass an Sinnerfüllung.

Zur Person von Josef Brunner

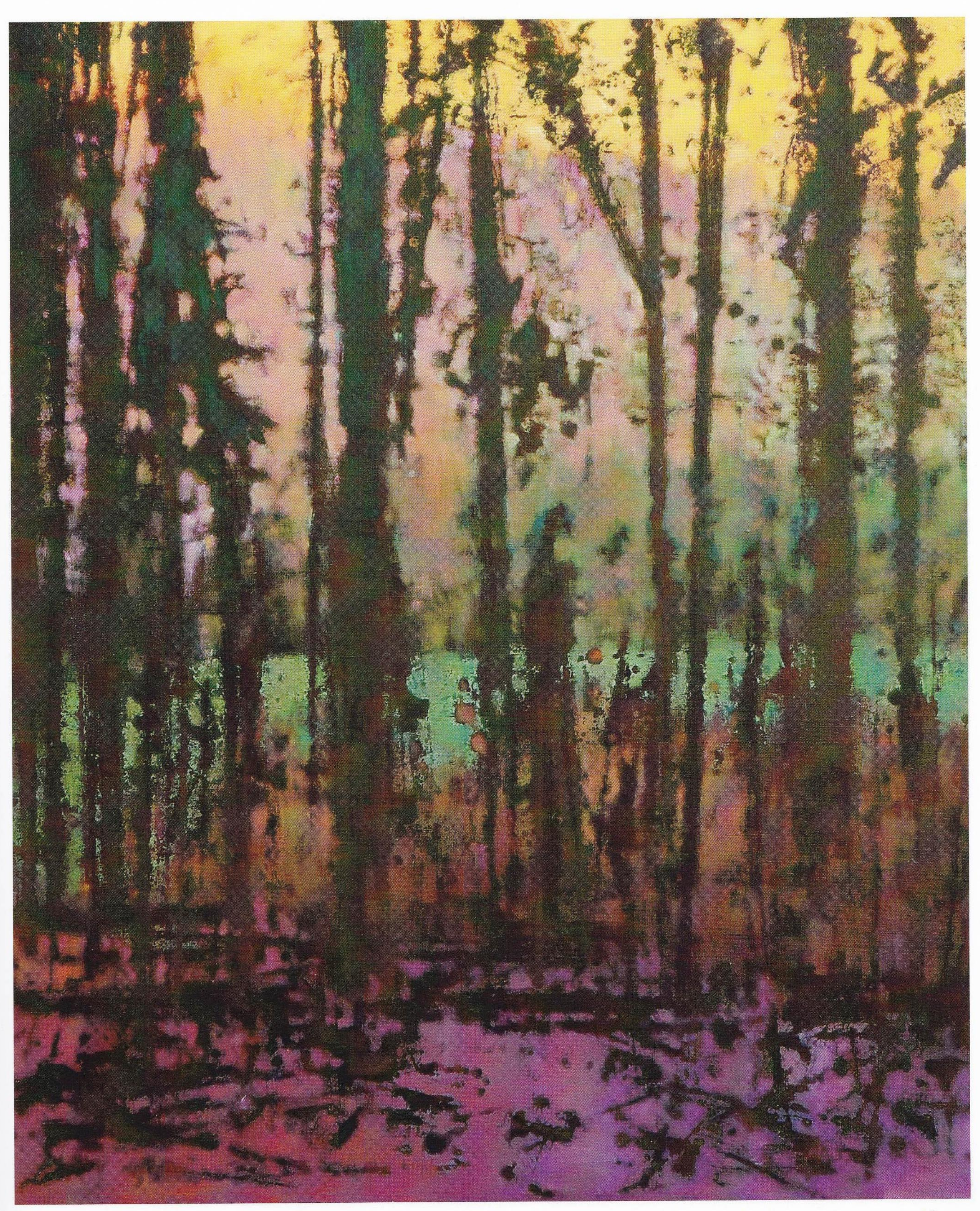
Geboren 1943,
aufgewachsen in Hägendorf.
Lehre als Chemielaborant (1959–1962).
HTL-Burgdorf (Chemie), (1964–1967).
Studium der Naturwissenschaften (Biochemie) und Promotion an der ETH Zürich (1970–1977).
Tätigkeit in Lehre und Forschung an der ETH Zürich (1979–2003).
Wohn- und Arbeitsort Hägendorf.



Kalter Winderabend im Asp mit letztem Sonnenlicht



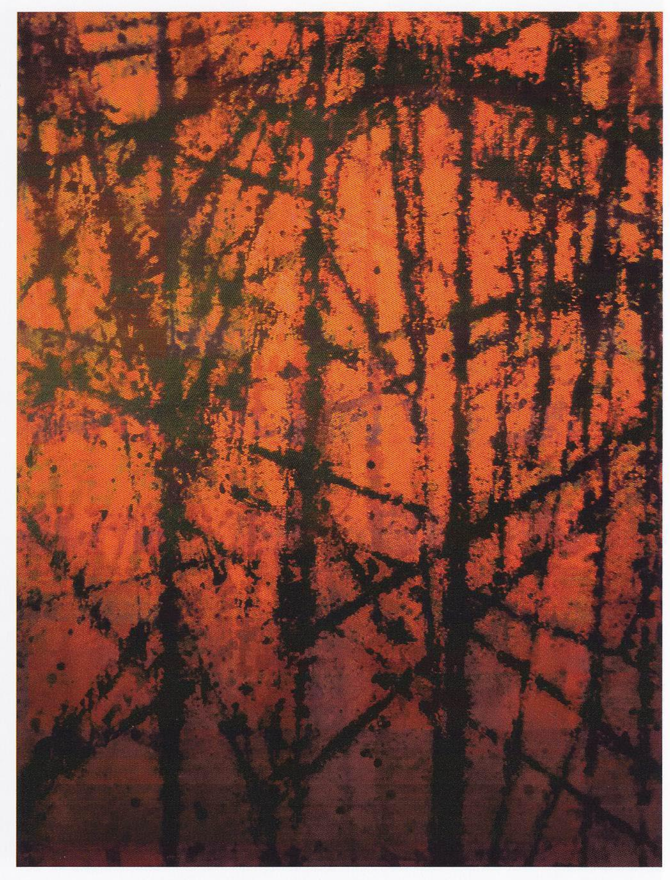
Aus der Serie «Wolkenbilder»



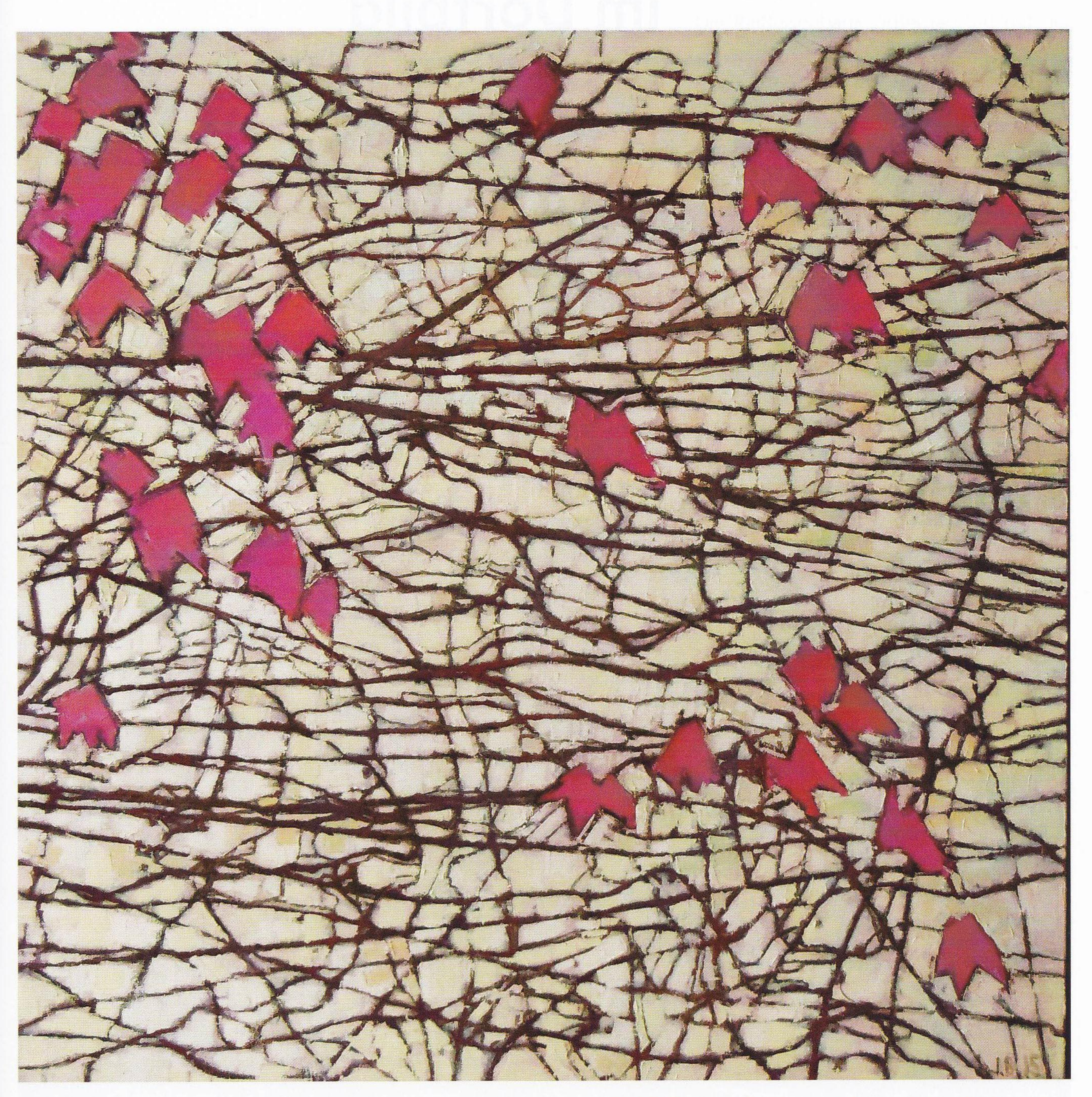
«Baumgarte»: Das «Richewil» liegt bereits im Schatten, dahinter leuchtet der Homberg in den letzten Sonnenstrahlen.



«Nachtwald»: Silhouette eines Waldausschnittes vor nachtblauem Himmel



«Inferno»: Silhouette eines Waldausschnittes vor glühendem Abendhimmel



Wildreben mit letzten spätherbstlichen Farbtupfern

Hans A. Sigrist

Veränderungen im Dorfbild

Zwischen 2000 und 2010 wurden in Hägendorf pro Jahr durchschnittlich elf Einfamilienhäuser erstellt. Die nachstehende Neubaustatistik zeigt, dass die Bautätigkeit in dieser Sparte trotz historisch tiefen Hypothekarzinsen in den vergangenen fünf Jahren stetig zurückgegangen ist. Die gleiche Entwicklung ist auch im Espace Mittelland zu beobachten. Bauland wird knapp und deshalb teurer. Der Ruf nach verdichtetem Bauen führt zwangsläufig zum Mehrfamilienhaus.

Neubauten

Jahr	EFH	MFH
2011	10	1
2012	8	3
2013	6	1
2014	4	2
2015	2	6



Einige Grossbaustellen haben in den letzten Jahren für Aufsehen und Baulärm gesorgt:

Raiffeisen-Arena

Das Sport- und Kulturzentrum neben dem Fussballplatz konnte am 14. November 2015 eingeweiht werden. Mehr als zwanzig Jahre war der Bau einer Mehrzweckhalle diskutiert worden. Nach langwierigen und intensiven Vorarbeiten (Landkauf und -abtausch, Planung) stimmte die Bevölkerung 2012 an der Urne einem Verpflichtungskredit von Fr. 13,7 Millionen zu. Die nun fertig gestellte Dreifach-Halle mit Zuschauergalerie, Office/Küche, fest installierter Bühne, grosszügigen Aussenanlagen und Autoabstellplätzen erlaubt eine vielfältige Nutzung. In einem unterirdischen Anbau hat die Holzenergie Untergäu eine Heizzentrale erstellt, welche das Sportzentrum und auch nahe gelegene Mehrfamilienhäuser mit Wärme versorgt. Die prognostizierte Heizleistung pro Jahr beträgt 2 Millionen kW.

Die Elektra Untergäu (eug) hat das Hallenflachdach gemietet und produziert mit einer darauf installierten 888 Quadratmeter grossen Photovoltaikanlage Oekostrom. Die Jahresproduktion dieser Anlage dürfte bei 126000 kW liegen. Die Raiffeisenbank Untergäu hat mit der Einwohnergemeinde Hägendorf einen Sponsoringvertrag abgeschlossen und wird als Gegenleistung zum Namensgeber der Halle. Die Bank plant, ihre künftigen Generalversammlungen in der Raiffeisen-Arena durchzuführen.

Schulhaus Thalacker



Schulhauserweiterung Späri

Weil ein Zusammenschluss der Primarschulen von Hägendorf und Rickenbach 2012 von der Gemeindeversammlung abgelehnt worden war, drängte sich für Hägendorf der Bau von neuem Schulraum auf. 2013 bewilligte der Souverän Fr. 3,2 Millionen zur Erstellung eines Holzleichtbaus mit sechs Klassenzimmern östlich des Schulhauses Späri. Als sich kurz darauf unerwartet die Möglichkeit bot, das südwestlich an das genannte Schulhaus angrenzende Land zu kaufen, stoppte der Gemeinderat das bewilligte Projekt und lancierte 2014 auf diesem Areal einen neuen Plan, die ‹Schulhauserweiterung Späri›. Diese umfasst fünf Klassenzimmer, einen Werkraum, Nebenräume sowie Büros für Schulleitung und Sekretariat. Noch im gleichen Jahr genehmigte die Gemeindeversammlung dafür einen Kredit von Fr. 5,7 Millionen und bald begannen die Bauarbeiten. Der neue Trakt kann ab Frühling 2016 bezogen werden.

Schulhaus Thalacker

Zur Umsetzung der Sek I-Reform war die Bildung eines Schulzentrums unumgänglich. Mit dem Bau eines neuen Schultraktes im Thalacker liessen sich die bis anhin an drei Standorten verteilten Oberstufenschulen in Hägendorf vereinen.

Das vier Millionen teure Projekt – sechs Klassenzimmer, eine Hauswirtschaftsküche mit Theorie- und Vorratsraum, ein Lehrerarbeitszimmer und ein Pausenraum – konnte 2011 in nur acht Monaten realisiert werden. 2015 folgte die längst überfällige Umgestaltung des Pausenareals und des Sportplatzes.

Seniorenzentrum Untergäu

Um den sich wandelnden Bedürfnissen seiner Bewohner Rechnung zu tragen, wurde seit 2010 im und um das Seniorenzentrum gebaut. Doppelzimmer wurden eliminiert und Nasszellen optimiert. Die zum Verweilen einladende Gartenanlage liess sich durch den Bau einer Tiefgarage und die Verlegung der Strassenführung verwirklichen. Im Erdgeschoss wurden der Speisesaal und das Restaurant erweitert und neu gestaltet. Dank des 2014 in Betrieb genommenen neuen Anbaus verfügt das Haus nun über 68 Betten (bisher 60) und im Untergeschoss über gut zugängliche Lagerräume.

A2 Sanierungstunnel Belchen

Die Vorarbeiten für den Bau einer dritten Röhre haben 2015 begonnen. Das Richenwil wurde zu diesem Zweck buchstäblich umgepflügt und dient als Installations- und Bauplatz. Siehe Seite 27.
Gebohrt wird seit dem 9. Februar 2016. Nach der auf 2022 geplanten Inbetriebnahme der dritten Röhre müssen die seit 1970 bestehenden Tunnelröhren saniert werden.

Schürmatt-Kreisel

Das Industriegebiet West ist seit August 2011 durch den Schürmatt-Kreisel (Murpf) erschlossen. Es ist dies die vierte solche Verkehrsanlage auf der T5 in Hägendorf. Im Zuge des Kreiselbaus musste das «Lischmatte-Chrüzli» von seinem Standort südlich der Strasse auf die Nordseite umplatziert werden.

Hausabbrüche

Fünf Häuser sind abgebrochen und damit endgültig aus dem Dorfbild verschwunden.

2011

Das Kleinbauernhaus am **Kohlholzweg 2** war vermutlich gegen Ende des 19. Jahrhunderts erstellt worden. 1947 liess der damalige Besitzer Paul Nünlist über dem ebenerdigen Wohnteil eine zweite Wohnung errichten und später in der Tenne eine Garage einbauen. Auf der Ostseite wurde ein Schopf angebaut.
Nach dem Abbruch entstand auf dem gleichen Grundstück ein modernes Einfamilienhaus.



Kohlholzweg 2

2012

Vom Bauernhof am **Kirchrain 27,** der einst zu den grösseren Landwirtschaftsbetrieben im Dorf zählte, erfahren wir erstmals durch eine Brandkatastrophe, die am 30. September 1723 das Haus des Joggi Wyss und dasjenige der Uebelhard zerstörte. Drei Kinder verbrannten und



Kirchrain 27

fünf Familien waren obdachlos. Nach dem Wiederaufbau des «Hügi-Sepp-Huus» bewirtschafteten viele weitere Generationen Uebelhard das Gut. Ab 1948 verpachteten die Besitzer, eine Erbgemeinschaft, den Hof anfänglich an Hans Wälti. Sechs Jahre später folgte das Pächterehepaar Josef und Elisabeth Barmettler, welches dort während 32 Jahren wirkte. 1986 musste es dem ledigen Emil Uebelhard Platz machen, der in seinem Elternhaus nun nebenher etwas Kälbermast betrieb, jedoch hauptberuflich bei einem Grossverteiler arbeitete.

2006 wurde die Liegenschaft an die Späri-Immo AG verkauft. Architekt Hanspeter Studer liess die Ökonomiebauten abbrechen, nicht aber die vermutlich aus dem frühen 20. Jahrhundert stammende Fassade des Wohnteils. Auf dem frei gewordenen Areal realisierte er einen Neubau mit acht Eigentumswohnungen, in den die alte Fassade geschickt integriert ist.

2014

Zweigeschossige Einfamilienhäuser mit annähernd quadratischem Grundriss, seitlich angebautem Schopf und steilem Satteldach gibt es in Hägendorf einige, zum Beispiel am Lehenweg 4 und 9, am Beginenweg 3 und 5, an der Hausmattstrasse 9 und 11 sowie an der Sandgrube 24 und 26. Dieser Haustyp wurde ab den 1920er-Jahren meist weit entfernt vom Dorfzentrum gebaut. Im Laufe der Jahre renovierte, modernisierte und erweiterte man diese Häuser. Allein die Liegenschaft **Beginenweg 3** blieb innen wie aussen unverändert und verwahrloste, so dass schliesslich der Abbruch unumgänglich wurde. Nun steht ein neues Einfamilienhaus an der aussichtsreichen Lage.



Beginenweg 3

2015

Charakteristisch für die bis etwa 1920 gebauten Arbeiterbauernhäuser ist der parallel zum Hang verlaufende First, unter dem Wohn- und Landwirtschaftsteil nebeneinander liegen. Bei dem nun abgebrochenen Gebäude am **Eichweg 14** handelt es sich um einen späteren Typ eines Arbeiterbauernhauses. Dieser ist um neunzig Grad gedreht und hat südseitig eine hohe Giebelfront. Über dem frei liegenden Kellergeschoss erhebt sich das Wohngeschoss und der Estrich. Unter dem gleichen First, in den Hang hinein gebaut, schliesst der Landwirtschaftsteil an. (Lässt man diesen weg, wird daraus der Typ Einfamilienhaus Beginenweg 3).

Jakob Bürgi-Müller (1899–1970), Werkmeister in der SBB-Werkstätte Olten, liess 1926 auf dem von seiner Frau eingebrachten Land das oben beschriebene Haus erstellen. Die Zufahrt erfolgte über die Fridgasse. Bürgi bewohnte den Neubau mit seiner Familie und betätigte sich nebenbei als Kleinbauer. Bald liess er den Estrich zu einer zweiten Wohnung ausbauen und vermietete diese.

Nach Abbruch der Liegenschaft ist auf dem gleichen Areal ein Einfamilienhaus erstellt worden.

2016

Das Haus **Solothurnerstrasse 1** wird im Grundbuch von 1826 als Speicher mit Keller aufgeführt, an dem drei Familien Anteil haben. Wann die Umnutzung zum Wohngebäude mit zwei ebenerdigen Logis erfolgte, ist nicht bekannt. 1946 liess Gottfried Studer das Obergeschoss seines Elternhauses zu einer dritten Wohnung für seine Familie erweitern und eröffnete zur gleichen Zeit in der westseitig angebauten Waschküche eine elektromechanische Werkstatt. Der Katasterplan von 1875 belegt, dass dieser kleine, nicht näher definierte Gebäudekörper (ein Waschhaus?) ursprünglich frei stand und erst im Zuge von Erweiterungen und Umbauten an den Wohntrakt angegliedert worden ist.

1962 verlegte Studer den Betrieb in den an die Waschküche angefügten Neubau, Solothurnerstrasse 2, der acht Jahre später gegen Norden erweitert wurde. Sein Schwiegersohn Alois Hodel übernahm 1961 das Geschäft und führte es mit zeitweise sechs Mitarbeitern und drei Lehrlingen bis 2000 weiter.

Nach Abbruch der Liegenschaft soll ein dreistöckiges Gebäude mit Laden- und Lagerfläche im Erdgeschoss und Wohnung in den darüber liegenden Etagen entstehen.



Eichweg 14



Solothurnerstrasse 1

Eigasse 19

Franz Flury-Horat (1897–1997) «Seppuschnyders» war im alten strohgedeckten Hochstudhaus an der **Eigasse 19** geboren und aufgewachsen. In den 1920er-Jahren brach er das baufällige Haus ab und realisierte auf dem gleichen Platz das dreistöckige Wohnhaus mit dem westseitig angebauten Landwirtschaftstrakt und der Wagnerei. (Vgl. HJ 1990 S. 55 ff) Später kam noch die Mosterei dazu. Im neuen Haus ging es lebhaft zu, wuchsen dort doch zehn Kinder auf.

Sohn Josef Flury-Salas übernahm später das weitläufige Anwesen und führte neben seiner hauptberuflichen Arbeit über Jahre die Mosterei weiter. Seine Frau Juanita war für den Verkauf des frisch gepressten Apfelsafts besorgt und betrieb in der Scheune einen kleinen, feinen Bauernladen. Haus und Vorplatz waren stets liebevoll geschmückt.

Aus Altersgründen mussten Sepp und Juanita ihre Liegenschaft verkaufen. Im Februar 2016 erfolgte der Abbruch.



Sr. Regula Scheidegger /
Hans A. Sigrist

Schwester Johanna Kamber

Ein Leben im Dienste der Kranken

Klara Kamber, die spätere Schwester Johanna, wurde am 14. Januar 1919 in Hägendorf geboren. Die Tochter des Oskar, und der Anna Kamber-Flury wuchs mit zwei Schwestern und einem Bruder im Doppeleinfamilienhaus an der Solothurnerstrasse 29 in für die damalige Zeit bevorzugten Verhältnissen auf. Die Kinder durften zwei Instrumente erlernen, und die Familie verbrachte jährlich Sommerferien in den Bergen. Klara war 1921 wie so viele im Gäu an Kinderlähmung erkrankt. Zwei später durchgeführte Operationen konnten eine eingetretene Gehbehinderung nicht mehr beheben.



Klara, 14-jährig

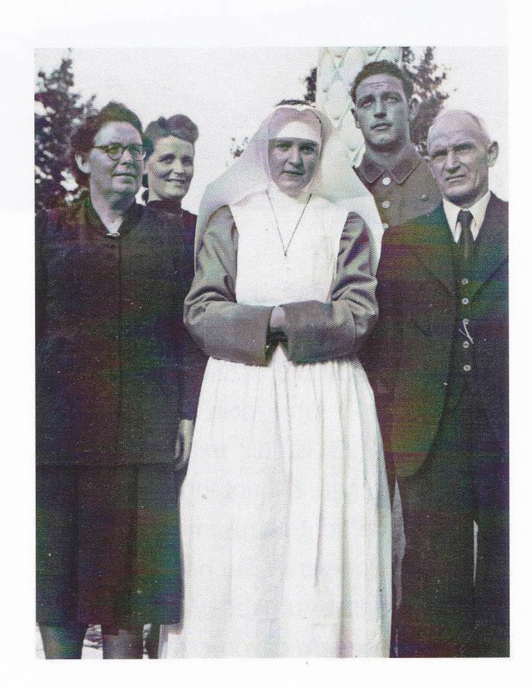
Nach der ordentlichen Schulzeit besuchte Klara die Handelsschule in Olten. Anschliessend arbeitete sie sechs Jahre als Büroangestellte in der Firma Kleider Frey in Wangen. Die aufgeweckte junge Frau spielte in Vereinstheatern mit, sang im Kirchenchor und war Mitglied des Samaritervereins.

Klaras weiteren Lebensweg hat die Mutter Oberin der Spitalschwestern-Gemeinschaft, Regula Scheidegger, in einem Nachruf anlässlich des Trauergottesdienstes für die am 26. April 2015 verstorbene Schwester Johanna nachgezeichnet. Nachstehend eine gekürzte Fassung:

« Liebe Schwester Johanna,
... wie aus heiterem Himmel wurdest du im September 1939 [Ausbruch des Zweiten Weltkrieges] mit zweiundzwanzig anderen Frauen aus deinem Dorf als Samariterin in den Militärdienst aufgeboten, zuerst nach Bern zu einer Blitzausbildung und dann nach Montreux-Territet. Man hatte dort etliche Hotels für kranke Soldaten und ihre Betreuerinnen eingerichtet. Der Samariter-Ausbildner in Hägendorf hatte kurzerhand all jene Frauen zum Militär angemeldet, die ihm physisch und geistig dazu geeignet schienen. Nachdem schon die meisten Männer ins Militär einrücken mussten, kam dieser Befehl dem Geschäftsinhaber Frey

sehr ungelegen. Doch Befehl blieb Befehl. Die vier mal vier Monate Dienst im Quartiermeisterbüro waren eine strenge, aber auch lehrreiche Zeit für dich – mit vielen Herausforderungen. Du warst dauernd für Material-Bestellungen und Einzahlungen nach Montreux hinunter unterwegs. Weil das beschwerlich wurde, nahmst du kurzerhand aus dem Urlaub dein Velo mit. Auch das Einlösen von grossen Checks wurde dir anvertraut. «Es war schon ein spezielles Gefühl für mich», schreibst du, «plötzlich mit 22 000 Franken in meiner Aktentasche unterwegs zu sein.» Als das Benzin selbst im Militär rar wurde, war dein Velo auch für die Offiziere noch das einzige Fortbewegungsmittel, das sie dankbar vor deiner Bürotüre abholten. Du selber hast dein Velo neben Dienstfahrten auch täglich benutzt, um morgens um sieben Uhr in Montreux in die Frühmesse zu fahren.

Unsere Gemeinschaft hast du mitten im Zweiten Weltkrieg kennen gelernt. Du bist im September 1941 eingetreten und hast drei Jahre später deine Profess abgelegt. Es war die Zeit, in der die Schwestern dort eingesetzt wurden, wo gerade jemand fehlte – nach Neigungen wurde kaum gefragt. So hast du gleich zu Beginn auf verschiedenen Stationen tagsüber Kranke gepflegt und wurdest regelmässig jede Woche zusätzlich von 21.00–01.30 Uhr zur Nachtwache für drei Stationen eingeteilt. Die paar Stunden Schlaf bis zur Frühmesse hätten aber gereicht, meinst du in deinen Aufzeichnungen. Ein Ausgleich war für dich die frohe mittägliche Frei-zeit-Stunde mit den Novizinnen und den vielen jungen Profess-Schwestern. Dass man dich anfänglich noch Jungfer Kamber nannte, störte dich wenig. Der Krankendienst erfüllte dich ganz und ihr jungen, wissbegierigen Schwestern wurdet in das Ausführen von vielen ärztlichen Verordnungen in allen Fachgebieten eingeführt. Nach zehn Jahren durftet ihr die Gründung einer hauseigenen eidgenössisch anerkannten Krankenpflegeschule miterleben. Zusammen mit zwei Mitschwestern und einem Pfleger konntet ihr das 1951 erstmals ausgegebene Diplom in Empfang nehmen, schreibst du stolz. Doch kurz nach deiner Diplomierung wurdest du, von Tbc-Patienten angesteckt, selber krank. Nach einem monatelangen Kuraufenthalt übertrug man dir eine leichtere Tätigkeit im Labor. Den geliebten Pflegeberuf am Krankenbett musstest du aufgeben.
Aber lange dauerte die Schonung nicht. Mit einem neuen Chefchirurgen gab es plötzlich grössere Operationen. Du wurdest für sieben Jahre in die Operationsabteilung gerufen, hast im Tag- und Nachtdienst im OP und in der Anästhesie mitgearbeitet und daneben geholfen, einen Blutspendedienst aufzubauen. Es war ein Pensum, das dir viel Kraft abver-



Am Tag der Profess, 19.9.1944: v. l. Mutter Anna Kamber; Schwester Erika; Sr. Johanna; Bruder Eugen; Vater Oskar Kamber, bekannt als «Schlüssel-Oski». Er war der Sohn des ersten Schlüssel-Wirts Urs Josef Kamber.

langte, schreibst du. Aber der vielseitige Einsatz war dir auf den Leib geschrieben und machte dir grosse Freude.
Mit zunehmenden Patientenzahlen wuchsen auch die Aufgaben im Pflegedienst. Ab 1958 warst du während dreieinhalb Jahren Personalverantwortliche dieses Dienstes. Nebenbei musstest du dir eigenständig eine Personalkartei aufbauen. Fehlte dir krankheitshalber eine Nachtwache, hast du den Dienst kurzerhand selber übernommen, schreibst du. Aber auch das war nicht von Dauer. Bis eine junge Mitschwester ihre Zusatzausbildung als Lehrerin erworben hatte musste jemand mithelfen, die grösser werdenden Klassen in der Krankenpflegeschule zu unterrichten. Da ging der Ruf an dich. Du hast unterrichtet und hast geholfen, ein Sekretariat aufzubauen. Nebenbei warst du zuständig für die Gesundheitskontrollen der Lernenden und des Spitalpersonals.
Mit der Erweiterung des Spitals mussten immer wieder neue Aufgaben übernommen werden. 1966 wurde eine Stelle Sozialdienst geschaffen. Deine vielseitigen Berufs- und Lebenserfahrungen bewogen deine Vorgesetzten, dir diese Stelle als Fürsorgerin anzuvertrauen. Um der Aufgabe gewachsen zu sein, hast du im Seraphischen Liebeswerk Solothurn berufsbegleitend die Sozialschule besucht. «So marschierte ich vier Mal die Woche durch die Stadt zur Schule. Daneben aber begann ich die Aufträge der Ärzte für die Nachsorge der Patientinnen und Patienten entgegenzunehmen.» Rückblickend meinst du: «Das Jahr Sozialschule mit soviel frischer Luft war das gesündeste, das ich in den 56 Dienstjahren im Spital erleben durfte.» Mit Begeisterung hast du während neunzehn Jahren im Sozialdienst gewirkt. Unermüdlich hast du die Kranken aufgesucht um den vielen Ratsuchenden beizustehen.
Ab 1985 wurde die ärztliche Fachbibliothek für zwölf Jahre dein Wirkungsfeld, dein letztes. Es ist dir mit der nötigen Akribie gelungen, die anfänglich zerstreuten Bestände zentral zusammenzuführen und zu katalogisieren. Du hattest sehr viel Freude an dieser Aufgabe und hast jeweils gestrahlt, wenn du davon erzählt hast.



Schwester Johanna Kamber



Im Klostergarten

Mit 78 Jahren tratest du in den wohlverdienten Ruhestand. Die abnehmenden Kräfte und Möglichkeiten, das stiller und gebrechlicher Werden, die Abhängigkeiten in den letzten Lebensjahren waren eine grosse Herausforderung für dich. Aber du warst sehr dankbar für jede Unterstützung und für jeden Besuch. Gott hat dir eine reiche Fülle, eine Lebensspanne von fast einem Jahrhundert gewährt – aber auch eine Zeit des Leidens und des Stillhaltens. Du hast beides mit seiner Kraft und deinem festen Willen bestanden. Deine ganz unterschiedlichen Lebenszeiten waren in seiner Hand.

Du hast die Gemeinschaft geliebt und ein langes Stück ihrer Geschichte mitgeschrieben. Wir werden dich vermissen. Aber viele kostbare Augenblicke, deine Verlässlichkeit und dein Schalk, werden uns an dich erinnern. Danke für alles!»

Spitalschwestern-Gemeinschaft

Der Orden, der sich die Pflege bedürftiger und kranker Menschen zur Aufgabe macht, wurde 1443 in der Stadt Beaune im Burgund (Hôtel-Dieu) gegründet. Bald entstanden weitere Niederlassungen im französischen Sprachraum.

Mit dem Ziel, die unbefriedigende Führung des Spitals in Solothurn zu verbessern, beriefen die Stadtherren 1787 fünf Frauen aus der Aarestadt. Sie wurden bei den Soeurs Hospitalières in Pruntrut ausgebildet ein Spital zu führen und nach der Regel von Beaune eine Gemeinschaft zu bilden. Sie legten dort nach einem Jahr ihre Profess ab und kehrten am 1. März 1788 ins Spital an der Aare nach Solothurn zurück. Seither wirken die Spitalschwestern auch hier segensreich. Weitere Gemeinschaften in der Schweiz sind in Fribourg, Sion, Delémont und Luzern tätig.

Hans A. Sigrist

Wald und Holz II

Seit jeher ist der Wald für die Menschen lebenswichtig. Deren Bedürfnisse und die Ansprüche an das komplexe Ökosystem haben sich im Laufe der Zeit gewandelt. Wir gehen hier der Frage nach, wie und wozu unsere Vorfahren Wald und Holz genutzt haben.[1]

Teil 1 und 2 wurden in den Hägendörfer Jahrringen 2011, Heft 6 publiziert.

3. Teil: Wälder im Besitz der Bürgergemeinde

Auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts blieb der Wald für die Dorfgemeinschaft überlebenswichtig und die bekannten Probleme um Wald und Holz bestanden weiterhin. Daran änderte auch die 1877 vollzogene Aufteilung der Kommune in Einwohner- und Bürgergemeinde nichts. Letztere erhielt dabei sämtliche Allmenden und Gemeindewaldungen zugesprochen.

Waldbewachung: teuer und gefährlich

Gefrevelt wurde mehr denn je, von Hägendörfern und von «Fremden». Als 1857 der Bannwart acht Tage Militärdienst leisten musste, ernannte die Forstkommission für diese Zeit einen Vize-Bannwart damit der Wald nicht unbeaufsichtigt blieb,[2] und das wohl mit gutem Grund. Wenig später beantragte der Forstpräsident, dem Bannwart auf Gemeindekosten eine Pistole zu kaufen, «weil derselbe vielmahl auf Jagdfrevler losgeht».[3]

Im Januar 1864 meldete der Bannwart, Egerkinger würden nachts rottenweise im äusseren Santel und im Unterwald freveln. Er hielt zusammen mit zwei Männern während drei Nächten im Santel Wache und konnte dabei zweimal Frevler stellen. Um Kosten zu sparen organisierte man dann die Wache fronweise. Dabei wurden mindestens sechs Mann pro Nacht eingesetzt, an Sonn- und Feiertagen zwei.[4] Wie lange diese aufwändige Aktion aufrechterhalten wurde, ist nicht klar.

Als sechs Jahre später im Möösli viel gefälltes Holz und massenhaft Reiswellen gestohlen wurden, ordnete die Forstkommission statt kostspieliger Bewachungsmassnahmen kurzerhand die sofortige Versteigerung der Restbestände an.[5]

Ausbildung und Wirtschaftsplanung

Eine fachliche Ausbildung der Bannwarte war längst überfällig. Am ersten einwöchigen Kurs in Solothurn im Jahre 1859 nahm der Gemeindebannwart Benedikt Flury teil. Die Waldaufsicht übertrug man während dieser Zeit dem Staatsbannwart Johann Josef Kamber.[6] Weitere länger dauernde Bannwart-Kurse folgten. Allerdings fruchteten die staatlichen Ausbildungsanstrengungen anfänglich wenig, weil die Gemeindebannwartstelle in Hägendorf in kurzen Abständen immer wieder neu besetzt werden musste. Erst ab 1880 stellte sich Kontinuität ein.

Die Anforderungen an den Bannwart von Seiten des Kreisförsters und der Forstkommission stiegen stetig. Neben praxisbezogenen Kenntnissen erwartete man von ihm auch organisatorische Fähigkeiten und Führungsqualitäten. Holzerei-



Wirthschaftsplan
über
die Waldungen der Bürgergemeinde
Hägendorf.
Aufgenommen im Jahre 1887 durch T. Kocher, Förster.



Dem gegenwärtigen Wirthschaftsplan über die Waldungen der Gemeinde Hägendorf wird vom Regierungsrath die Genehmigung ertheilt.

Solothurn d. 15. Mai 1888.
R.R.P. Nr. 1084.

Der Stellvertreter
des Staatsschreibers:
[illegible]

STAATSKANZLEI SOLOTHURN

Der erste Waldwirtschaftsplan der Bürgergemeinde Hägendorf wurde 1887 aufgenommen und im darauf folgenden Jahr vom Regierungsrat genehmigt.

und Kulturarbeiten hatte er vermehrt mit Akkordanten durchzuführen, für Wegreparaturen und Neuanlagen war die Fronarbeit zu organisieren und zu leiten.

Auch die Anstrengungen der kantonalen Forstbehörden, mittels detaillierten Bestandesaufnahmen die Wälder nachhaltig zu bewirtschaften, trugen allmählich Früchte. Die Verpflichtung zum Erstellen von Waldwirtschaftsplänen wurde 1886 gesetzlich verankert. Darauf beauftragte die Bürgergemeinde Hägendorf sofort einen «Forsttaxator» mit der Ausarbeitung eines solchen Planes.[7]

Der erste Waldwirtschaftsplan

Vor Jahresfrist ist der verloren geglaubte, 1887 aufgenommene erste Wirtschaftsplan[8] der Bürgergemeinde Hägendorf in einem seit langer Zeit leer stehenden Haus[9] gefunden worden, das wenig später abgebrochen wurde. Das grossformatige, zwischen zwei Kartondeckel gebundene Dokument gibt uns einen detaillierten Einblick in den Zustand, in die Bewirtschaftung und die Ertragslage des Waldes vor rund 125 Jahren.

In einem ersten allgemeinen Teil beschreibt der Verfasser T. Kocher, Förster, die geografische Lage der Waldungen, deren Boden, Vegetation und Gesamtfläche. Nach einer umfassenden Analyse des gegenwärtigen Zustandes der Wälder taxiert er auf Grund von akribisch erhobenen Daten den Holzvorrat und den jährlichen Zuwachs. Daraus errechnet er die Holzmenge (Etat), die im nächsten Jahrzehnt jährlich geschlagen werden darf. Schliesslich folgen allgemeine Richtlinien für die zukünftige Bewirtschaftung und detaillierte Anweisungen für Verbesserungsarbeiten in einzelnen problematischen Waldabteilungen. Der Regierungsrat genehmigte diesen Waldwirtschaftsplan am 15. Mai 1888.

Im zweiten Teil werden die Flächen der einzelnen Abteilungen und Unterabteilungen tabellarisch aufgelistet. Gesamthaft verfügte Hägendorf über Waldungen von 506,01 ha. Davon waren 468,56 ha bestockter Waldboden, 6,93 ha Weideland (Wuestweide) und 30,52 ha ertraglose Flächen (Felsen). Am Schluss sind in einer Bestandestabelle die für die Ausarbeitung des Wirtschaftsplans erhobenen Fakten wie Altersstruktur, jährlicher Zuwachs, Lage, Boden und die vorhandene Baumarten festgehalten. Die Bestandestabelle ist nicht mehr vollständig. Die letzten fünf Seiten sind offensichtlich herausgeschnitten worden.

Akkordarbeit im Wald

Ab 1860 fanden immer mehr Dorfbewohner Arbeit bei der Eisenbahn und in Oltner Industriebetrieben. Diesen Leute war es aus zeitlichen Gründen unmöglich, ihr Gabenholz selbst zu rüsten oder Fronarbeit zu leisten. Die Gemeindeversammlung vom 26. Dezember 1859 beauftragte deshalb die Forstkommission, die Herstellung von Reiswellen im Akkord zu vergeben. Der erste Versuch scheiterte, bewarben sich doch nur zwei Akkordanten für je 1000 Wellen. Vermutlich war der Taglohn von 15 Batzen zu niedrig angesetzt. Die Kommission bestimmte darauf, die Bürger sollen wie bisher in Rotten zu je 50 Männern Äste schneiden und zu Wellen binden.[10]

Ein Jahrzehnt später folgte ein weiterer Versuch. Dabei erhielten die Akkordanten einen Leistungslohn. Für das Machen von einem Klafter Gabenholz waren 34 Batzen vereinbart, für 100 Wellen 2 Franken.[11]

1872 wurde erstmals alles Gabenholz und alle Wellen im Akkord vergeben. Die vier Bewerber hatten insgesamt 215 Klafter à Fr. 4.– und 22 000 Auslichtwellen à Fr. 3.50 pro 100 Wellen zu rüsten. Zweifelsohne mussten die Akkordanten Hilfskräfte zuziehen – Söhne, Nachbarn – um den angenommenen Auftrag fristgerecht erledigen zu können. Baptist Kamber, «Mändlibeths» und Josef Sigrist, «Ursen», hatten sich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen und verpflichteten sich, gemeinsam 100 Klafter zu rüsten.

Die Akkordanten erhielten ihren Lohn erst bei der Gabenholzverlosung, und zwar direkt von den Holzbezügern, welche die Akkordkosten anteilmässig bezahlen mussten.[12] Auf diese Weise konnte die Gemeinde ihr finanzielles Risiko minimieren, zahlten doch schon damals nicht alle «Kunden» fristgerecht.

Waldfronen im Taglohn

Spätestens seit Beginn des 19. Jahrhunderts, als eine systematische Waldpflege unumgänglich wurde, gibt es das Waldfronen. Jeder Holzberechtigte konnte jährlich wiederkehrend zur Waldarbeit aufgeboten werden wie Dornen schneiden, Jungpflanzen setzen, Wegunterhalt etc. Die 1878 von der Gemeindeversammlung beschlossene Regelung des Waldfronens schreibt wahrscheinlich nur fest, was schon früher galt. «Die Forstkommission soll alljährlich einen Voranschlag über die im Walde vorzunehmenden Frohnarbeiten vorlegen; jeder Holzberechtigte hat alsdann die im Voranschlag bestimmte Anzahl von Tagen/ je nach Leistung à 1 Frk., 1 Frk. 50 Rp. u. 2 Frk. taxiert/im Walde zu arbeiten. Diejenigen, die ihr Betreffnis nicht od. nur theilweise leisten, ist das Fehlende/à 2 Frk. per Tag / beim Holzloosen abzufordern.»[13]

In der Regel hatte ein ganz Holzberechtigter jährlich zwei Tage im Wald zu fronen, ein Halbberechtigter die Hälfte. Die Waldfronarbeit wurde mit einem Leistungslohn abgegolten. Für ärmere Leute ergab sich dadurch eine willkommene Verdienstmöglichkeit, konnten sie doch über ihr «Betreffnis» hinaus zu einem angemessenen Taglohn arbeiten.

Gabenholz machen

Alljährlich stellte die Forstkommission die Zahl der Bezugsberechtigten fest und konnte so berechnen, wie viele Holzgaben angefertigt werden mussten. Die Grösse und Qualität der Gaben bestimmte der Bezirksförster auf Grund der Vorgaben im Waldwirtschaftsplan.

Auf die im Gäuer-Anzeiger publizierte Holzerei-Konkurrenzausschreibung reichten Interessierte ihr Angebot der Kommission ein, die dann den Auftrag auf

mehrere Akkordanten verteilte. Nachdem das Gabenholz geschlagen, in Stücke gleicher Länge gesägt und gespaltet war, wurde es im Schlag zu möglichst gleichwertigen Holzgaben aufgeschichtet. Diese bestanden 1867 aus einem einzigen Klafter Tannenholz.[14] Dieses mass 6 Fuss in der Höhe und Breite und 4 Fuss in der Länge (ca. 1,82 x 1,82 x 1,22 m, umgerechnet etwa 4 Ster). Das Buchenholz-Klafter war kleiner bemessen: 6 x 6 x 3 Fuss.[15] Im Beisein von drei Kommissionsmitgliedern versah der Bannwart jede Holz- und jede Reiswellengabe mit einer Los-Nummer.



Gabenholz verlosen

Wer Gabenholz und Wellen beziehen wollte, musste zur Verlosung im Schulhaus erscheinen und dort zuerst eine Losgebühr entrichten. Dann erhielten die Berechtigten ihre Holzgaben durch das Los zugeteilt und hatten gemäss Forstreglement von 1868 die Gabenholztaxe von einem Franken pro Gabe samt Wellen zu entrichten sowie die Akkordanten zu bezahlen. Den Holztransport hatten alle Bezüger selbst zu organisieren. Natürlich frohlockten jene, deren ausgeloster Haufen in der Nähe eines Abfuhrweges lag, während andere schimpften, weil sie ihr Holz zum Beispiel aus einem Bachtobel herauf tragen mussten.
Nach wie vor war das Tauschen oder Verkaufen von Gabenholz strafbar. Wer hingegen auf seine Jahresgabe verzichtete, erhielt aus der Forstkasse eine angemessene Vergütung.[16]

Bau- und Nutzholzverkauf

Wer ein neues Haus bauen oder ein Gebäude reparieren wollte, musste das dazu benötigte Holz im Herbst bei der Forstkommission anfordern. Wenn diese die Notwendigkeit des Bauvorhabens überprüft hatte und die bestellten Mengen dem Projekt entsprachen, konnte das Holz gehauen werden. In gleicher Weise verlief die Nutzholzbeschaffung für die Handwerker wie Rechenmacher, Küfer, Holzschuhmacher usw. Forstkommission und Bezirksförster legten gemeinsam die Taxe, die Preise für die verschiedenen Sortimente fest.





Zahlenstempel-Satz zum Nummerieren der Holzgaben aus dem Besitz von Adolf Flury, Bannwart von 1932 bis 1960. Die neun Stahlguss-Stempel stecken griffbereit in einem Holzkästchen mit Tragriemen. Ein Fach enthält eine zähflüssige schwarze Masse, die Stempelfarbe, vermutlich mit Russ vermengtes Baumharz. Mit dem Holzhammer wurde der eingefärbte Stempel auf das Stirnholz geklopft.

Die Gemeinde liess jedes Jahr einige Stämme zu Brettern aufsagen und im Spritzenhaus bei der «Dorfbrugg» (Kreisel Bachstrasse) einlagern. In diesem Ladenmagazin konnte jedermann Holz für kleinere Reparaturen kaufen. Laden für Särge verstorbener Bürger wurden gratis abgegeben. Ab 1889 galt dies auch für Nichtbürger.[17]

Mit der fortschreitenden Gesundung der Wälder und den wachsenden Holzvorräten konnten die Waldbesitzer neben der obligaten Abgabe von Brenn-, Nutz- und Bauholz zu moderaten Preisen zusätzlich Holz versteigern. Den Zuschlag erhielt, wer bar bezahlte oder potente Bürgen stellen konnte.

Forstkommission nimmt Rücksicht

Menschen in schwieriger Lebenssituation durften auf ein Entgegenkommen der Forstkommission hoffen. So erhielt der an einem Bein gelähmte Ludwig Kellerhals und der wegen eines Beinbruchs gehbehinderte Eduard Flury ihr Holz an einem für sie günstig gelegenen Ort zugewiesen.[18]

In Anbetracht der vielen Krankheitsfälle in seiner Familie wurde dem Victor Vögeli im Gnöd das Brennholz kostenlos angeliefert.[19]

Als im Februar 1880, nach einem ungewöhnlich strengen Winter, die Brennholzvorräte knapp wurden, beschloss die Kommission, den Bürgern einen zusätzlichen Ster Holz zu den üblichen Bedingungen abzugeben.[20]

Wenn immer möglich liess die Kommission Holzgaben auf beiden Seiten des durch die Tüfelsschlucht geteilten Dorfes anfertigen und so verlosen, dass die auf dem Kirchberg (östlich der Schlucht) wohnhaften Leute ihr Brennholz nicht im Eggberg holen mussten und umgekehrt.

Grundsätzlich hatten nur Bürger, die einem eigenen Haushalt vorstanden, Anrecht auf den Bezug einer ganzen Holzgabe. Alleinstehende Haushalt führende «Weibspersonen» hingegen erhielten wie ansässige Kantonsbürger (ab 1877) nur eine halbe Gabe.[21]

Forstkommission in der Kritik

Die Arbeit der Forstkommission, insbesondere ihre häufigen Frevelanzeigen, wurden immer wieder kritisiert. Mit ihrer restriktiven Bewilligungspraxis bei Bauholzbegehren stiess sie meist auf Unverständnis und das wiederholt ausgesprochene Verbot des Sammelns von Laub und des Rupfens von Gras[22] machte sie bei der ärmeren Bevölkerung unbeliebt. Dass aber ein erboster Hägendörfer «Correspondent» in der Zeitung die Forstkommission kritisierte und des Holzdiebstahls bezichtigte, war schon ausserordentlich. Die Kommission beschloss tags darauf, wegen «Injurie» (Beleidigung) zu klagen und «Satisfaction» (Genugtuung) zu fordern.[23] Nach der ersten Aufregung konnte die Angelegenheit schliesslich gütlich geregelt werden.

— Hägendorf. (Corr.) Vor nicht langer Zeit wurde eine der Forstkommission mißbeliebige Persönlichkeit wegen einem unbedeutenden Frevel mit 8 Tagen Gefängniß bestraft, ein anderer mit Fr. 80. Was geschieht den Mitgliedern der Forstkommission, welche letztes Frühjahr ganze Wagenladungen Buchenholz und Tannen bis 15 Cm. Durchmesser unbefugt aus dem Walde führten? Gleiche Elle für Alle. Oberster unserer Berge und Wälder vor!

Die Forstkommission wird im Oltner Tagblatt vom 8. August 1879 heftig kritisiert.

Saatschulen

Seit Beginn des 19. Jahrhunderts setzte man auf Naturverjüngung durch Samenbäume. Das funktioniert allerdings nur auf frisch abgeholzten Flächen. Harte Böden mussten zuerst aufgebrochen werden. Jahrzehnte später konzentrierte

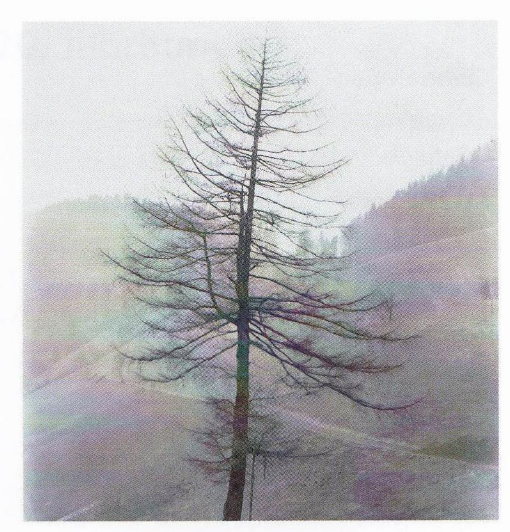
man die Aussaat in Saatschulen. Mit den dort tausendfach gezogenen Jungpflanzen, anfänglich meist Rottannen, gelang die Aufforstung grosser Flächen. Dabei pflanzte man auf steinigen Böden bald auch Setzlinge mit Ballen.[24]

1857 verlangte das Forstdepartement, jede Gemeinde im Kanton müsse Rottannensamen zum Anlegen von Saatschulen sammeln. Im Auftrag der Hägendörfer Forstkommission gab der Pfarrer von der Kanzel folgende Weisung bekannt: Alle Haushalt führenden Bürger und Ansassen müssten einen Viertel (15 Liter) geschlossene Rottannenzapfen sammeln und dem Forstpräsidenten im Kornhaus abliefern.[25]

Offenbar existierte bereits 1861 ein Samen- und Pflanzenhandel, wurde doch der Forstpräsident beauftragt, 14 Pfund Föhren- und Rottannensamen zu kaufen und im Jahr darauf beim Oberförster in Solothurn 5000 Tannensetzlinge zu bestellen.[26] Jahrzehnte später war die Gemeinde in der Lage, Pflanzen aus den eigenen Saatschulen an Private zu verkaufen.[27]

Für die Arbeit in den Saatschulen setzte der Bannwart Tagelöhner ein, meist Frauen und Kinder. Weil sich 1859 niemand fand, der «Forstverrichtungen» für einen Franken Taglohn leisten wollte, sah sich die Forstkommission gezwungen, 50 Rappen mehr zu bezahlen.[28]

Neben dem Wald blieben auch Saatschulen vor Übergriffen nicht verschont. 1868 wurden 6000 Weisstannensetzlinge aus der Anlage in den Finsterrütenen gestohlen,[29] und 1879 hatten die Hühner des Lehenmannes im Richenwil eine nahe gelegene Anlage zerstört sowie Rottannen- und Föhrensämereien gefressen. Der Bauer wurde auf die Frevlerliste gesetzt und mit 20 Franken gebüsst.[30]



Baumschulen beziehen ihr Saatgut von gesunden und schön gewachsenen Samenbäumen. 1910 weckte diese stattliche Lärche östlich des Gwidemhofes auf beinahe 1000 m. ü. M. das Interesse des eidgenössischen Forstinspektorates.

Waldwegbau

Die Eröffnung der durch den Kanton gebauten Strasse von Hägendorf nach Bärenwil-Langenbruck im Jahre 1864 vereinfachte den Abtransport des Holzes aus dem Unterwald, Möösli und dem Eichhölzli. Nun war für die Gemeinde der Zeitpunkt gekommen, die umliegenden Waldgebiete besser zu erschliessen. 1866 wurde ein neuer Weg vom Asp über Langenbrucker Territorium in den Spalen in Angriff genommen und 1870/71 Wege im Eihölzli in Fronarbeit gebaut.[31] Auch Olten, seit 1867 im Besitz des Allerheiligenberges[32] begann mit der Erschliessung des dazu gehörenden Müllersbergli. Vergleiche dazu unten das Kapitel «Heutige Waldbesitzer in Hägendorf».

Auf der Eggbergseite steckte Bezirksförster Meyer 1878 einen Waldweg vom Brunnen im Heiligacker auf den Santelkopf aus. Die Ausführung erfolgte zwei Jahre später wie üblich in Fronarbeit.[33]

Voranschlag 1882 des Forstfonds

Einnahmen		**Ausgaben**	
Kapitalzinse[1]	*810.–*	*Kapitalzinse*[1]	*315.–*
Gabenholztaxen[2]	*220.–*		
Wellentaxen[2]	*100.–*	*Gehälter:*	
Bau-& Nutzholztaxe[3]	*1200.–*	*Forstschreiber*	*15.–*
Verschiedenes	*200.–*	*Bannwart*	*600.–*
		Verwalter[4]	*90.–*
		Kulturkosten[5]	*500.–*
		Holzerlöhne[6]	*70.–*
		Auslichtarbeit[7]	*60.–*
		Waldarbeit[8]	*200.–*
		Holzvergütungen[9]	*90.–*
		Weganlagen[10]	*100.–*
	2530.–		*2630.–*

Erläuterungen:

1 Der Forstfonds verfügt über ein Kapital von Fr. 16300.–, das zu 5 % verzinst wird und hat Schulden von Fr. 7000.–
2 Obligatorischer Kulturkostenbeitrag (Waldpflege) der Gabenholzbezüger
3 Erlös aus Verkauf und Versteigerung
4 Er erhält 3 % der Forsteinnahmen als Lohn
5 Pflege der Saatschulen, Samen- und Pflanzenankauf, Pflanzen setzen etc.
6 Nur für Kompetenz-, Bau- und Nutzholz
7 Löhne
8 Taggelder für Einsätze der Kommissionsmitglieder
9 Für nicht bezogenes Gabenholz
10 Fuhr- und Materialkosten. Bau und Unterhalt in Fronarbeit

War ein grosser Holzschlag in unerschlossenem Gelände geplant, baute man dort oft vorgängig einen Weg für den Abtransport, an steilen Lagen meist nur einen «Schlittliweg», eine Art Transportschneise. Auf diese Weise entstanden ohne Gesamtkonzept viele kürzere Wegstücke, so beispielsweise der Weg von der Öli in den untersten Teil der Tüfelsschlucht und derjenige von der Bärenwilstrasse zum Springbrunnen.[34]

Der Wald ist kein Goldesel

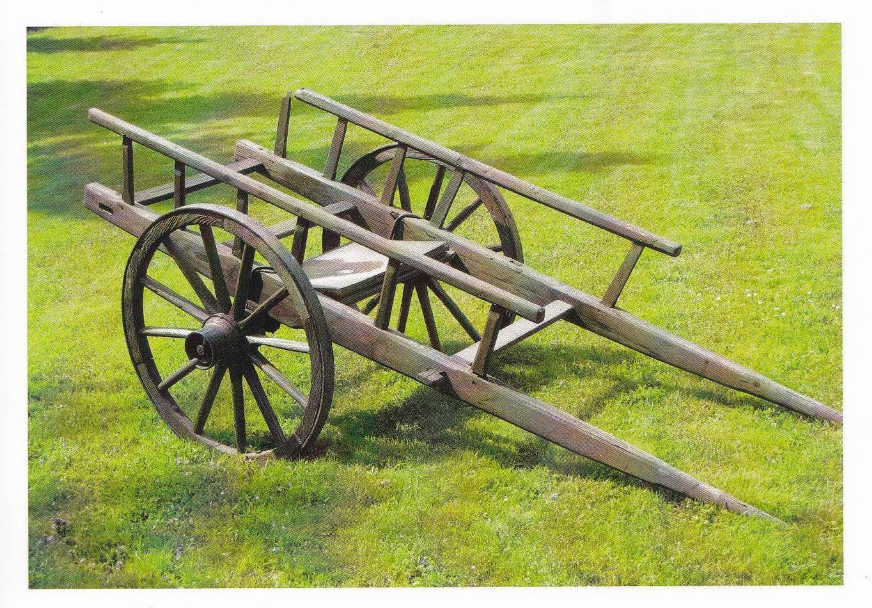
Der Voranschlag 1882 des Forstfonds beweist, dass mit der damaligen Bewirtschaftung des Waldes kaum grosse Gewinne erarbeitet werden konnten. Durch den haushälterischen Umgang mit den Ressourcen gelang es den Verantwortlichen aber, im Laufe von Jahrzehnten, den Forstfonds zu äufnen und Reserven für kommende Unterstützungs- und Infrastrukturaufgaben zu schaffen.

4. Teil: Waldwirtschaft im 20. Jahrhundert

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts änderte sich bei der Waldarbeit wenig. Immerhin durfte die Forstkommission ab 1899 für heiklere Aufgaben statt der Waldfronarbeiter geübte Arbeitskräfte einstellen[35] und 1918 konnte das Waldfronen dank vermehrtem Holzverkauf gänzlich aufgehoben werden.[36]

Leseholz sammeln

Das Sammeln von Leseholz war seit jeher für viele Dorfbewohner eine Notwendigkeit. Während der Holzerei war es verboten,[37] sonst jedoch an je einem bestimmten Wochentag von den Behörden geduldet. Die Sammler benötigten dazu einen «Bärgchaare» und einen eisernen Haken, der an einer langen Stange befestigt war. Damit liessen sich dürre Äste herunterreissen, die in den Bäumen hängen geblieben waren. Weil ausser einem Gertel und dem Haken keine weiteren Werkzeuge in den Wald mitgenommen werden durften, versteckte man Axt und Säge mit Vorteil in einem Jutesack …



Für den Abtransport des gesammelten Leseholzes kam der «Bärgchaare» zum Einsatz.

Das Beladen des Karrens verlangte viel Geschick. Die Ladung wurde mit Stricken oder Ketten «gereitelt», festgezurrt. Um das Fuder auf den steilen Wegstücken bremsen zu können, bedurfte es mindestens zweier «Schwänze», Stangenhölzer, die direkt auf der Ladefläche lagen und hinten weit über dieselbe hinausragten. Der Mann zwischen den beiden Deichseln lenkte das Gefährt und ein Helfer stellte sich zum Bremsen hinten auf die «Schwänze». Weil sich meist keine geeigneten dürren Stangen finden liessen, fällte man kurzerhand die nötigen Stämmchen und rieb die verräterischen frischen Schnittflächen mit feuchter Erde ein.

Huppererde und Grien

Auch noch im 20. Jahrhundert beutete man im Wald einzelne Materialvorkommen aus, so zum Beispiel Huppererde. Baumeister Arnold Kamber hatte im Ban ein Vorkommen entdeckt[38] und schloss 1916 mit der Bürgergemeinde einen Pachtvertrag ab.[39] Aus nicht bekannten Gründen erfolgte jedoch kein Abbau.

Bis weit ins letzte Jahrhundert wurden Strassen, Wege und Hausplätze regelmässig übergrient. Überall in den Waldungen gab und gibt es Griengruben, deren Material (Mergel) bis etwa 1990 für den Waldwegbau und -unterhalt genutzt wurde. Bis 1936 erhielt die Einwohnergemeinde das benötigte Grien gratis.[40] Einzelne Gruben wurden auch an Private verpachtet.

Steine und Weihnachtsbäume

Seit jeher wurden im Wald Steine gebrochen, unter anderem die als Baumaterial geschätzten Tuffsteine beim Tuffbrunnen in der Schlucht.[41] Die Steine für den Kir-

chenbau von 1868 hatte man im Katzenstrick nördlich des Scheibenstandes gebrochen.[42] Die vielen Arbeiterbauernhäuser, die um die Jahrhundertwende ausserhalb des Dorfkerns entstanden, wurden allesamt mit Bruchsteinen aus hiesigen Steingruben aufgemauert.[43] 1910 lieferte Staatsbannwart Vögeli aus dem Unterwaldrain ein Fuder «Findlingssteine» für Fr. 5.– nach Egerkingen.[44]
Auf das im November 1884 eingereichte Gesuch des J. Schürmann «um Verabfolgung einer Anzahl junger Tännchen für Weihnachtsbäumchen» trat die Forstkommission «aus mehrfachen Gründen» nicht ein.[45] Irgendwann gab es auch für die Bürgergemeinde keinen Grund mehr, sich dem Geschäft mit Weihnachtsbäumen zu verschliessen und 1911 registrierten die Forstleute eine grosse Nachfrage nach Weihnachtsbäumen.[46] 1928 legte man zur Schonung des Waldes auf einer Rinderweid-Parzelle erstmals eine Weihnachtsbaumplantage an.[47]

Verpflichtungen des Forstfonds

1883 hatte die Gemeindeversammlung beschlossen, dem drei Jahre zuvor eröffneten Kantonsspital Olten als einmalige Unterstützung zwei Klafter Holz zu liefern.[48] Dabei blieb es nicht. Ab 1887 erhielten das Kantonsspital und die Kapuziner in Olten jedes zweite Jahr kostenlos zwei Klafter Holz.[49] Neben den Holzgaben für den Pfarrer und die Lehrer musste seit dem Bau des ersten Schulhauses[50] im Jahre 1830 das Holz für die Beheizung der Klassenzimmer geliefert werden. Mit der Umstellung auf Kohlezentralheizung fielen die Holzlieferungen weg, dafür zahlte der Forstfonds ab 1907 jährlich Fr. 250.– an die Heizkosten. Teuerungsbedingt erhöhte sich dieser Beitrag stetig. Selbstverständlich belieferte der Forst auch die 1909 eröffnete Kleinkinderschule im Gässli gratis mit Brennholz.[51] 1954 kaufte sich die Bürgergemeinde von allen Schulholz-Pflichten los. Sie zahlte der Einwohnergemeinde dafür einmalig Fr. 15 000.–[52]
Der wachsende Holzvorrat in den Wäldern erlaubte es, allen Bezügern grössere Holzgaben abzugeben, so dass schliesslich kein Bedarf nach einem zusätzlichen Bürger-Ster aus dem Burgerrain mehr bestand. Deshalb verkaufte die Kommission pro ganzberechtigtem Bürger 0,8 Kubikmeter Langholz und zahlte den Erlös nach Abzug der Unkosten anteilmässig an die Bürger aus. Dieser Holznutzen betrug 1913 für jeden Berechtigten bis gegen Fr. 20.–,[53] schrumpfte dann in den Kriegsjahren und wurde zeitweilig ganz aufgehoben.



Ausgegrabene Wurzelstöcke wurden mit Schwarzpulver gesprengt. Dazu mussten zuerst Löcher ins Holz gebohrt werden. Holzbohrer, 53 cm

Bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus wurden die Bäume mit Hilfe von Axt, Waldsäge und Keilen gefällt.
a Zweihand-Waldsäge mit Stockzahnung, 180 cm
b Dreieckzahnung, 170 cm
c Hobelzahnung, 165 cm
d Einmannsäge mit Hobelzahnung, 105 cm



Krieg und Krise

Während den beiden Weltkriegen und der dazwischen liegenden Wirtschaftskrise spielte der Wald eine wichtige Rolle. Im ersten Weltkrieg nahm der Holzverbrauch in der Region infolge des Baus von Verteidigungsanlagen (Fortifikation Hauenstein) und von Truppenstationierung[54] stark zu. Zudem wurde die Kohle, das in Mode gekommene Heizmaterial, bald knapp und teuer, zu teuer. Brennholz war wieder sehr begehrt, die Preise stiegen. Darauf entschied die Bürgergemeindeversammlung, es müsse zusätzlich Holz abgegeben werden und für Nichtbürger sollen verbilligte Holzpreise gelten. Damit hatte die Versammlung vorweggenommen, was die Regierung fünf Monate später von allen Gemeinden forderte, nämlich alle Einwohner ausreichend mit Holz zu versorgen.[55] Seit den Kriegsjahren hatte sich im Dorf Armut breit gemacht. Um die Erhebung einer Armensteuer abzuwenden, entschieden die Bürger, einen Drittel der ihnen zustehenden Barvergütung aus Holzverkäufen in die Armenkasse zu geben.[56] Zudem finanzierte und organisierte die Forstkommission Notstandsarbeiten im Wald, dies speziell im Wegbau.[57]

2. Weltkrieg: Behördlich befohlener Raubbau

Auch während des zweiten Weltkrieges erwiesen sich Wald und Holz als wertvoll. Bereits zwei Monate nach Kriegsausbruch konstatierte die Forstkommission steigende Holzpreise. Wieder stiegen die Armenlasten und es wurden 1940 Fr. 5000.– aus dem Forst- in den Armenfonds überwiesen um eine Erhöhung der Armensteuer zu verhindern. Ein Jahr später verzichtete die Bürgerschaft zu Gunsten des Armenfonds auf die Auszahlung ihres Holznutzens und auf ihre Parzelle Allmendland. Letzteres konnte nun in grossen Flächen verpachtet und effizient für die Anbauschlacht genutzt werden. Auf behördliche Verfügung hin hatte auch Hägendorf beträchtliche Mengen an Fürsorge-, Gas- und Papierholz zur Landesversorgung bereitzustellen. 1940/41 musste deswegen 55 % mehr Holz gefällt werden als die Plangrösse (Etat) vorgab. 1942 waren

es über 4000 Ster. Das verschaffte vielen in der Landwirtschaft tätigen Einwohnern während des Winterhalbjahres willkommene Arbeit und Verdienst im Wald. Die Mehreinnahmen des Forstfonds wurden hauptsächlich in Wegbauten investiert und 1944 erstellte man den Holzschopf an der Allerheiligenstrasse. Dessen Baukosten beliefen sich auf Fr. 13 249.55. Nach Kriegsende bilanzierte die Forstkommission, in den vergangenen fünf Jahren seien 5371 m³ Nutzholz, 17 000 Ster Fürsorgeholz sowie für die Berechtigten 7200 Ster Brennholz und 110 000 Wellen aus dem Wald abgeführt worden. Der «behördlich befohlene Raubbau» habe sich auf den Holzbestand empfindlich ausgewirkt. Nun seien einschneidende Massnahmen notwendig.[58]

Weideland wird aufgeforstet

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts setzte sich in der Grossviehhaltung die Stallfütterung durch. Die frei gewordenen Weideflächen auf den Allmenden konnten, in kleine Stücke parzelliert und mit einem Obstbaum bepflanzt, den Bürgern zur Nutzung abgegeben werden. Natürlich waren nicht alle Parzellen gleichermassen fruchtbar. Der 1905 getroffene Entscheid der Bürgerschaft, die «bösen» Allmendplätze auf der Rinderweid aufzuforsten, fiel angesichts der zu erwartenden Subventionen (Bund 40 %, Kanton 10 %) leicht.[59] Dieses erste grossflächige Aufforstungsprojekt wollte allerdings nicht gelingen. Während einer langen Trockenperiode im Sommer 1911 verdorrten die meisten der 20 000 kleinen Weisstannen, Rottannen und Buchen. Durch den grossen Schaden klug geworden, pflanzte man bei der Neuaufforstung des gleichen Areals in einer ersten Phase widerstandsfähige Weisserlen, Akazien und Föhren.[60] Während und nach dem ersten Weltkrieg mussten grössere Waldflächen, die aus militärischen Gründen abgeholzte worden waren, wieder aufgeforstet werden.[61]



Wegbauequipe um 1940 mit Bannwart Adolf Flury (2. v. r.)

Zwischen 1876 und 1934 wurden insgesamt 17,91 Hektaren Allmendland aufgeforstet, unter anderem die Homberg-Allmend und der östlich und südlich des Bankreuzes gelegene Teil der Eggberger Allmend. Dabei wurde ein Bauerngütlein im Heiligacher zur eigentlichen Insel im Wald. Das Anwesen heisst denn auch das Inseli.

Umfassendes Waldwegnetz

Nach dem Bau der Zufahrtsstrasse ab dem Allerheiligenrank zum Allerheiligenberg[62] im Jahre 1907, wozu die Bürgergemeinde das notwendige Land kostenlos abtrat, liess sich der Burgerrain durch zwei Anschlussstücke optimal erschliessen. Während den beiden Weltkriegen fehlten die Mittel und Arbeitskräfte für den Waldwegbau. Danach verbesserte sich die Ertragslage rasch und die durch den Holzverkauf erzielten Gewinne wurden in die Infrastruktur investiert.

In nur vier Jahrzehnten entstand ein über 32 km langes Wegnetz. Die Linienführung durch das meist schwierige Gelände legte der Kreisförster zusammen mit dem Bannwart und der Forstkommission fest. Erste Projekte führte der Bannwart mit Waldarbeitern in eigener Regie aus. Ab 1951 kamen spezialisierte Strassenbaufirmen zum Zug. Kofferung, Steigung und Kurvenradien der Wege wurden auf die motorisierten Langholztransporte ausgelegt. Ab 1976, als das generelle Waldwegnetz fertig gestellt war, folgte die Feinerschliessung mittels so genannten Maschinenwegen. Deren Gesamtlänge beträgt über 12 km. Sämtliche Waldungen in der Einung Hägendorf sind nun erschlossen, zudem gibt es Wegverbindungen in die Wälder der Nachbargemeinden Rickenbach, Egerkingen und Langenbruck. Bund und Kanton subventionierten den Wegbau grosszügig.

Ausgeführte Wegprojekte

1949	Oberer Burgerrain
1951	Unterer Burgerrain
1954	Baumgarten, Spalen, Unterwald
1955	Allerheiligenberg – Wuest
1956	Eichhölzli (mit Forstverwaltung Olten)



Ab Mitte des 20. Jahrhunderts wurde beim Waldwegbau schweres Gerät eingesetzt.

1958	Bankreuz – Zoll
1961	Homberg/Wegbau Sammelprojekt
1964/65	Zoll, Schlatt, Neu Wäg
1967/70	Mittlerer Burgerrain, Höferbächli, Fridau, Sandloch
1971/73	Promenadenweg, Chatzenstrick
1974/75	Wuest
1976	Maschinenwege Spalen
1977	Maschinenwege Jägerbänkli
1978	Wuest
1979	Maschinenwege Wuest
1980	Maschinenwege Burgerrain, Balm
1981/83	Maschinenweg Homberg – Richenwil
1984	Maschinenweg Bachrain

Technische Neuerungen

Ursprünglich hatte jeder Waldarbeiter sein eigenes Werkgeschirr mitzubringen. Ab 1945 wurde dafür immerhin eine monatliche Vergütung ausbezahlt[63] bis dann fünfzehn Jahre später der Forstfonds die persönliche Ausrüstung beschaffte. Die nachstehende Liste beweist, dass technische Neuerungen auch im Forstbetrieb Einzug hielten und diesen stark veränderten.

1877	6 Rebmesser zum Dornen hauen
1880	1 Messschnur, 200 Fuss, samt Haspel
1884	1 Baumschere, 1 Spaltmesser, 1 Baumkratzer
1939	Brennholzabfuhr mehrheitlich mittels Traktoren
1944	Bau des Holzschopfs
1946	1 Steinbrecher (für den Wegbau)
1949	1 Kompressor (für den Wegbau)
1950	1 Seilwinde
1956	1 Waldsäge, Regenmäntel
1960	erste Motorsäge im Forstbetrieb
1961	2 Schutzhütten,
1962	1 Seilwinde
1965	1 Rapid mit Zapfwellen-Anhänger
1970	1 Mehrzweckfahrzeug Schilter
1982	Bau des Forst-Werkgebäudes
1984	1 Forstfahrzeug Forst Muli



1970 kam das erste Mehrzweckfahrzeug zum Einsatz.

Schwierige Ersatzaufforstung Wuestweide

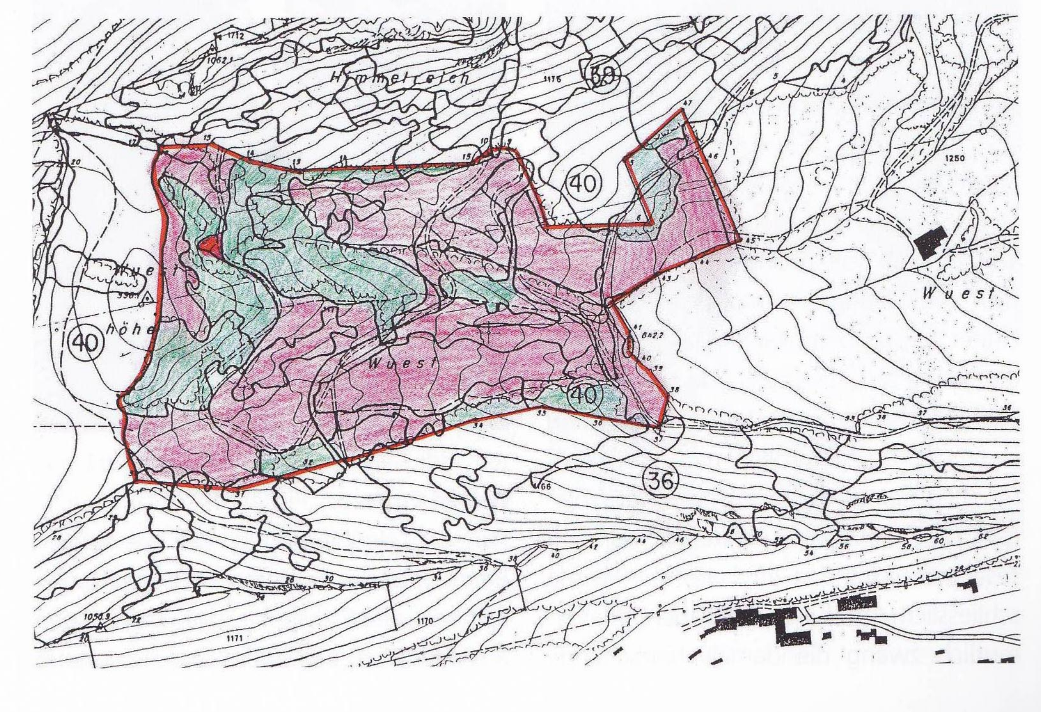
Das grösste und teuerste Aufforstungsprojekt war die Bestockung der nördlich des Allerheiligenberges gelegenen Wuestweide.[64] Dabei handelt es sich zum grösseren Teil um eine Ersatzaufforstung für die beim Bau der Autobahn geopferten Waldflächen (7 Hektaren). Bevor mit den Anpflanzungen begonnen werden konnte, musste das steile und teils sumpfige Gelände erschlossen werden. 1973 erstellt man den 1,4 Kilometer langen, bis unter die Wuesthöchi führenden Weg. Trotz aufwändiger Hangbefestigungen und Entwässerungsmassnahmen blieben einige Wegabschnitte instabil, so dass umfangreiche, teure Rutschsanierungen notwendig wurden. Gleichzeitig erweiterte man das Wegnetz um vier Maschinenwege von insgesamt 850 Metern Länge. Der Wegbau und das Setzen von 46 805 Pflanzen auf der 12 Hektaren grossen Fläche nahmen 17 Jahre in Anspruch. Die Gesamtkosten beliefen sich auf Fr. 230 000.–.[65]

So wandelte sich die «löcherige» und schlecht bestockte Waldfläche innerhalb von rund hundert Jahren zu einem grossräumigen und weitgehend geschlossenen Bestand. Kurioses Relikt aus der guten (?) alten Zeit ist das im westlichen Teil des Eihölzli gelegene, gut erschlossene Schnäggemätteli, ein von prächtigem Wald umgebenes Weidli von nur 16,5 Aren. Im nördlichen Gemeindegebiet blieben die ausgedehnten Weideflächen der auf Weidewirtschaft ausgerichteten Berghöfe erhalten.

Das Forstpersonal

Christian Vögeli

1896 bewarben sich sechs Männer für die frei gewordene Stelle des Gemeindebannwarts. Der 35-jährige Christian Vögeli im Gnöd wurde vom Bürgerrat in geheimer Abstimmung gewählt.[66] Zur gleichen Zeit verabschiedete die Gemeindeversammlung ein Bannwart-Pflichtenheft, welches unter anderem die Besoldung regelte: bis zur Patenterteilung jährlich Fr. 800.–, dann Fr. 900.–. In Paragraph 3 wurde verlangt:



Ersatzaufforstung Wuestweide Grüne Flächen: alte Bestockung; lila Flächen: Aufforstung; rot ausgezogene Linie: Arealgrenze Wuestweid und Wuesthöchi

«Die tägliche Thätigkeit im Wald soll im Sommer eine Zeitdauer von wenigstens 10 Stunden, im Winter eine solche von wenigstens 8 Stunden betragen.»[67]
Vögeli übernahm später auch die Aufsicht über die Staatswälder Unterwald und Möösli. 1930 verunfallte er schwer, so dass der 70-jährige gezwungen war zu demissionieren.[68]



Christian Vögeli (1861–1937), Gemeinde- und Staatsbannwart von 1896 bis 1931

Adolf Flury

Neun Männer aus dem Dorf bewarben sich um die vakante Bannwartstelle. An der Gemeindeversammlung erreichte keiner das absolute Mehr. Das Oberforstamt stellte fest, dass zwei Anwärter wegen zu hohem Alter nicht wählbar seien und verlangte, die verbliebenen Bewerber müssten eine Fähigkeitsprüfung ablegen. Fünf Kandidaten stellten sich diesem Test und bestanden ihn. Gewählt wurde schliesslich Adolf Flury, «Wäbers».[69] Vermutlich zwang die damals herrschende Wirtschaftskrise die Forstbehörde zu Sparmassnahmen, die darin bestanden, die Bannwartstelle auf 50 Prozent zu kürzen. Flurys Jahresgehalt betrug nach Abschluss der halbjährigen Ausbildung Fr. 2600.–.[70] Erst 1948 wurde das Vollamt wieder eingeführt.[71]
Wie sein Vorgänger beschäftigte er für die Holzerei, die Saatschulen, die Waldpflege und den Wegbau Hilfskräfte aus dem Dorf. Das Rücken (Stämme an den Waldweg schleppen) der mit Axt und Waldsäge gefällten Bäume besorgten Bauern mit ihren Pferden im Taglohn. Ohne Fachkräfte und mit bescheidenen technischen Hilfsmitteln realisierte er während seiner Amtszeit grosse Waldwegprojekte (siehe oben). Im März 1960 starb Adolf Flury nach längerer Krankheit.



Adolf Flury (1906–1960), Gemeindebannwart von 1932 bis 1960

Alfred Fuchs

Für die Neubesetzung der verwaisten Bannwartstelle suchten die Behörden erstmals nicht ausschliesslich Kandidaten aus dem Dorf, denn der Kreisförster hatte

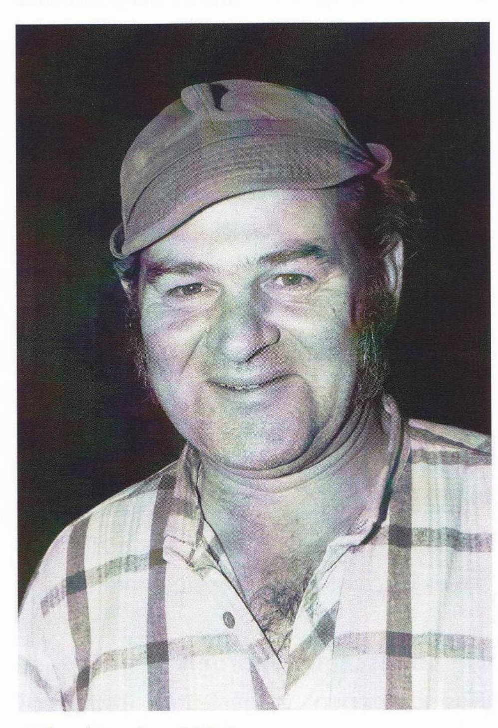
ihnen eingeschärft: «Nur der Beste ist gut genug!»[72] Sie schalteten ein Inserat in der Schweizerischen Försterzeitung und wählten im November 1960 aus mehreren Bewerbern den 26-jährigen Alfred Fuchs aus Appenzell, der seine Ausbildung in einem interkantonalen Försterkurs im Kanton Graubünden absolviert hatte und Berufserfahrung im Bau von Lawinenverbauungen und Waldstrassen vorweisen konnte.

Die Infrastruktur, die der Gewählte im hiesigen Forstbetrieb vorfand war äusserst bescheiden: ein Holzschopf an der Bärenwilstrasse, ein Steinbrecher und ein Kompressor. Holzerwerkzeug fehlte. Immerhin konnte Fuchs mit Albert Kamber «Brandelibärt», Ludwig Borner und Hans Baumann eine eingespielte Arbeitsgruppe übernehmen. Bürgerammann Alois Kellerhals, Forstpräsident Josef Rötheli und Kreisförster Edwin Neher unterstützten die Anstrengungen des Försters zur Modernisierung des Betriebs, denn sie alle verfolgten ein ehrgeiziges Ziel: den vollständigen Ausbau des Waldwegnetzes in kurzer Zeit (siehe oben) und dadurch eine Effizienzsteigerung.

Mit dem Kauf der ersten Motorsäge hielt 1960 die Motorisierung auch in den Waldungen von Hägendorf Einzug. Neben der Bewirtschaftung des Bürger- und Staatswaldes verlangten der forcierte Wegbau, die Auswirkungen des Autobahnbaus mit der Ersatzaufforstung im Wuest, der Bau des Werkgebäudes und das Waldsterben in den Achtzigerjahren vom Förster grossen Einsatz. Über Jahre standen ihm der Maschinist Hans Hafner, Lostorf, und die Brüder Gerardo und Alessandro Trozzo, italienische Saisonniers, zur Seite. Daneben beschäftigte er nach Bedarf weitere Berufsleute und Hilfskräfte.

Viel Zeit und Kraft setzte Fuchs für die Ausbildung von Forstwarten ein. Diese Berufslehre war neu geschaffen worden. Er und zwei weitere Berufskollegen bildeten die ersten Lehrlinge im Kanton Solothurn aus. Während seiner Berufslaufbahn war er 24 jungen Leuten ein strenger aber gerechter Lehrmeister.

Auf Anfrage der Bürgergemeinde Wangen b.O. übernahm Fuchs 1987 zusätzlich die dortige verwaiste Försterstelle. Das war der erste Schritt zum Forstrevier Untergäu, zu dem sich die Forstbetriebe der Bürgergemeinden von Hägendorf, Rickenbach, Wangen und Kappel 1994 zusammenschlossen und dessen betriebliche Leitung sie den beiden Förstern Alfred Fuchs und Jürg von Büren übertrugen.[73] Jahre später kündigte Kappel den Reviervertrag. Aus gesundheitlichen Gründen musste Fuchs 1996 von seinem Amt zurücktreten. Seither leitet Jürg von Büren das Revier.



Alfred Fuchs, 1934,
Förster von 1960–1996

Edwin Neher

Von 1955 bis 1989 stand Edwin Neher, Forstingenieur ETH, als Kreisförster dem Forstamt VI vor. In dieser Zeit enormer Bautätigkeit war man oft schnell bereit, grosse Waldflächen bedenkenlos zu opfern. Unermüdlich und konsequent setzte sich Neher für die Erhaltung des Waldes ein und, wo Rodungen unumgänglich waren, bestand er auf Ersatzaufforstungen. Dabei war er den Hägendörfer Waldbesitzern ein guter und geschätzter Anwalt, gleichzeitig aber verteidigte er vehement die Einhaltung des gesetzlich festgelegten Waldabstandes gegen Näherbaugesuche. Bei der Erschliessung der Wälder mit Fahrwegen war er die treibende Kraft. Nur Dank seiner fachmännischen Unterstützung bei Planung, Ausführung und Finanzierung (Subventionen!) konnten die örtlichen Behörden in so kurzer Zeit das heute bestehende Wegnetz realisieren.

Das Wohlergehen des Forstpersonals war Edwin Neher äusserst wichtig. Wenn immer nötig setzte er sich bei den Behörden für die finanzielle und soziale Besserstellung «seiner Mitarbeiter» ein. Ebenso lag ihm die Ausbildung der Forstwartlehrlinge am Herzen, welche er mit Freude und mit grossem Einsatz während 25 Jahren als Fachlehrer an der Berufsschule Solothurn unterrichtete.

Unvergessen bleiben die von ihm geleiteten und stets gut besuchten Banntage. Dabei gelang es ihm, die Teilnehmer für Probleme und Chancen des Wirtschaftswaldes aber auch für die Verletzlichkeit dieses Ökosystems zu sensibilisieren.



Edwin Neher (1924–2008), Kreisförster von 1955–1989

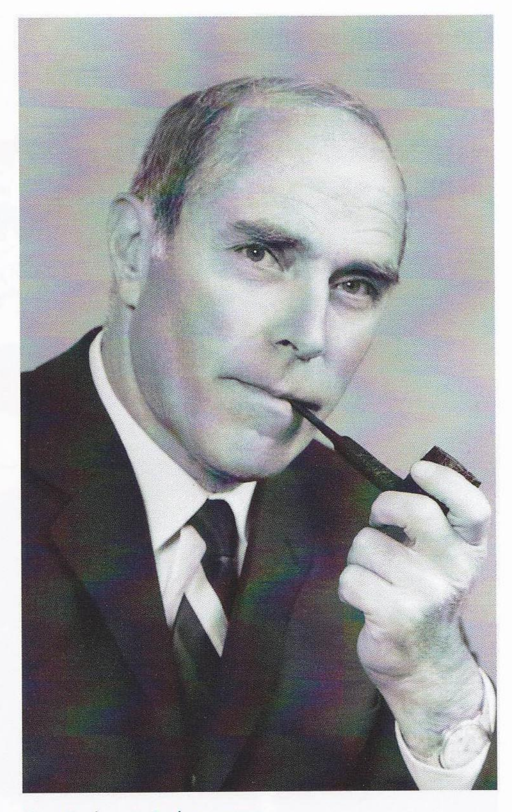
Die politischen Behörden

Was die oben vorgestellten professionellen Forstakteure im Wald und für den Wald leisteten, verdient grösste Anerkennung. Aber auch die örtlichen politischen Behörden, Bürgerrat und Forstkommission, trugen ihren Teil zu einer optimalen Waldbewirtschaftung bei und tun es bis heute.

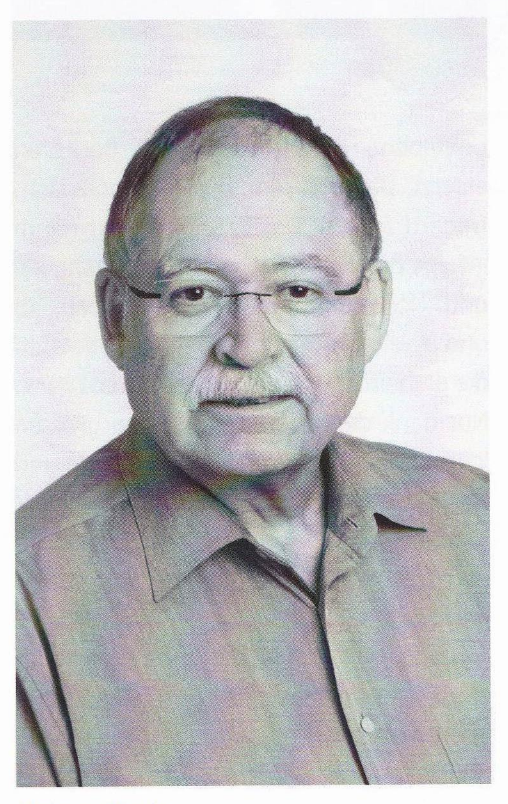
Ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts amteten folgende Exponenten der Bürgergemeinde:



Alois Kellerhals



Dr. Robert Ackermann



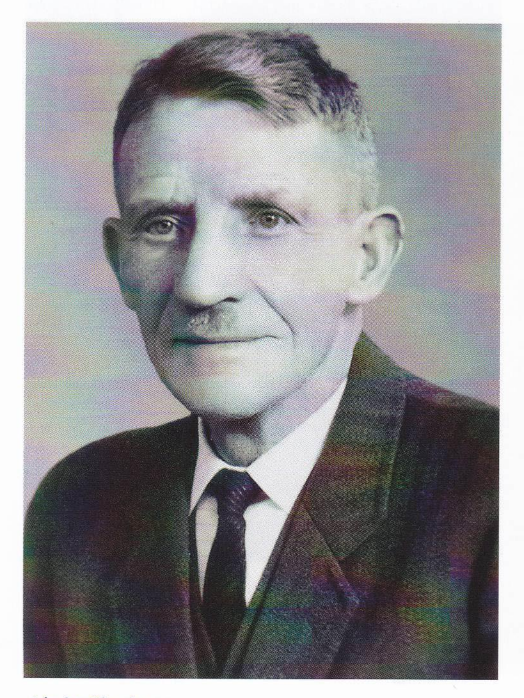
Heiner Ginsig

Die Bürgerammänner

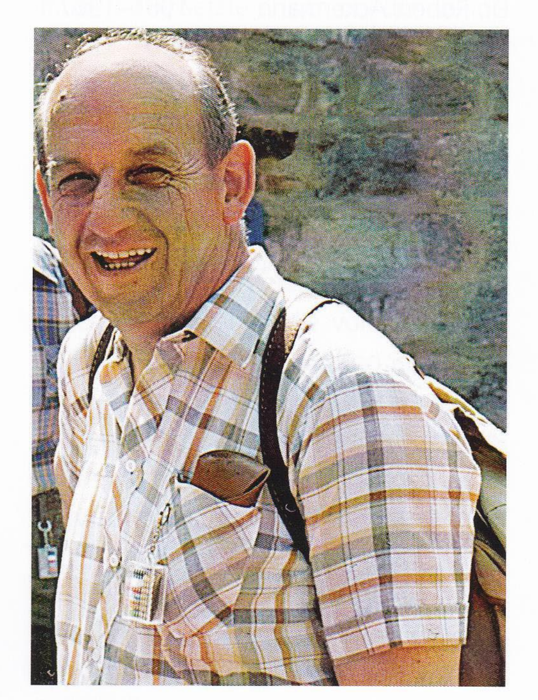
Alois Kellerhals	1949–1961 †
Dr. Robert Ackermann	1961–1967 †
Dr. Urs Studer	1967–1977
Hans Sigrist	1977–1988
Heiner Ginsig	1988–1989 †
Kasimir Rötheli	1989–2009
Ruedi Studer	2009–

Die Forstpräsidenten

Alois Sigrist	1941–1953 †
Josef Rötheli	1953–1979 †
Albert Moser	1979–1987 †
Urs Studer	1987–



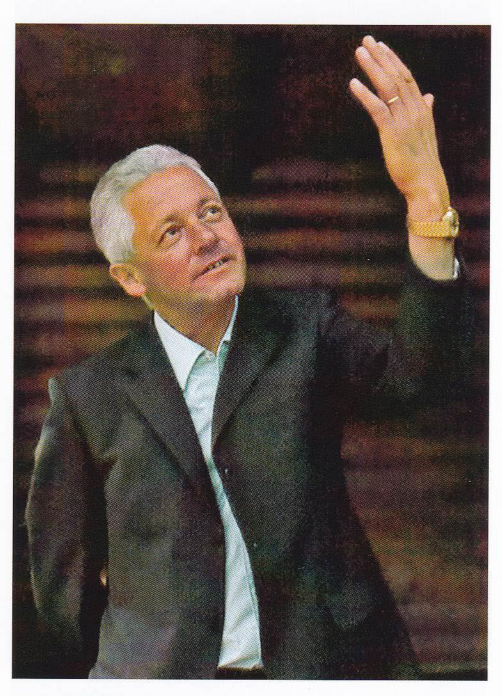
Alois Sigrist



Albert Moser

Forstwirtschaft in Bedrängnis

Im letzten Jahrhundert lösten Kohle- und später Ölheizungen die Holzöfen in den Häusern ab. Zudem wurden die Holzherde in den Küchen durch elektrisch

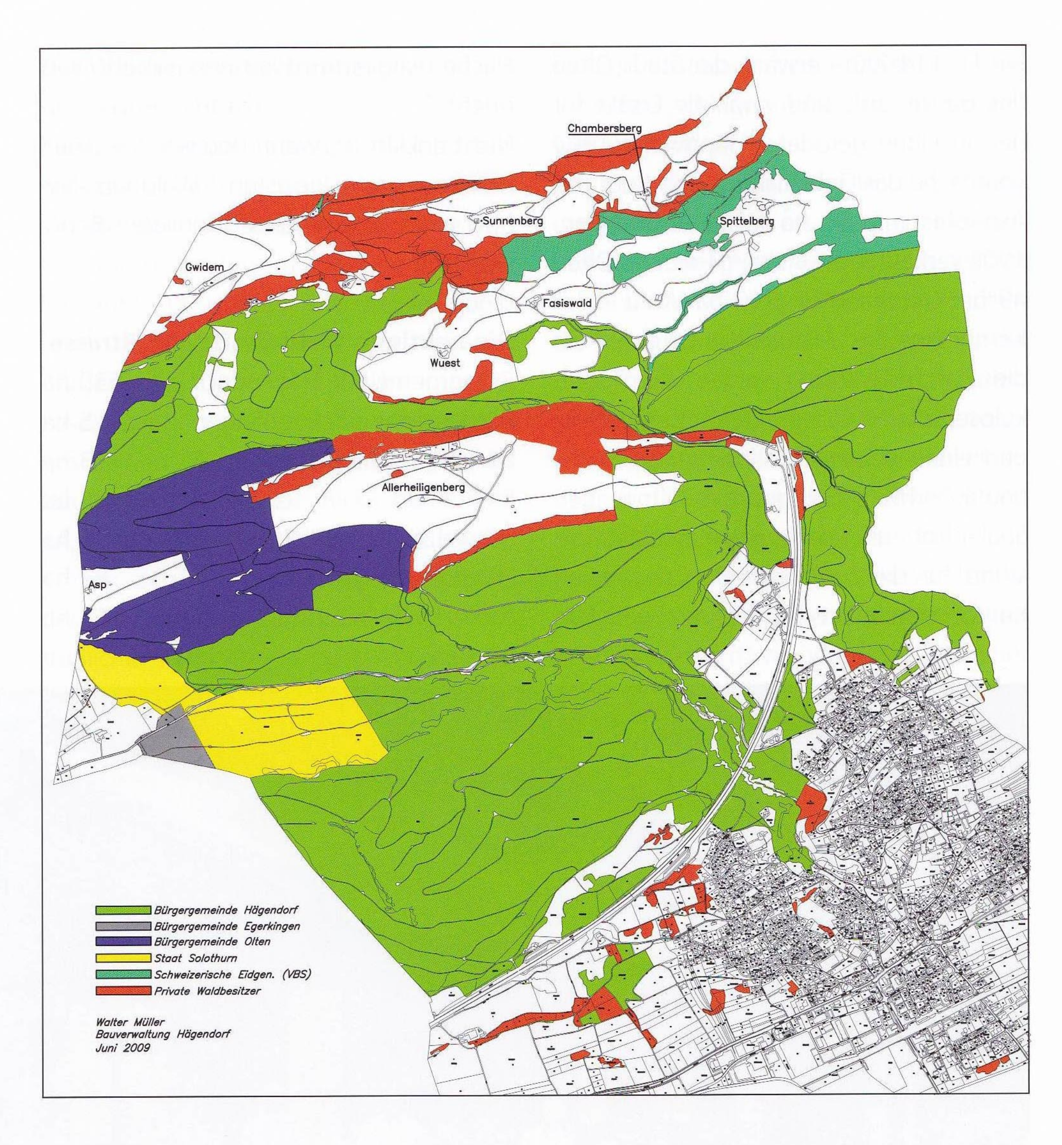


Josef Rötheli

betriebene Kochstellen und Backöfen ersetzt. Dadurch sank die Brennholznachfrage drastisch. Der Bauholzbedarf nahm infolge der Anwendung neuer Materialien und Konstruktionen beim Hausbau ab und Holzimporte aus dem Ausland setzten die einheimischen Holzpreise unter Druck. Nur dank den oben angeführten grossen Investitionen in die Walderschliessung und den Maschinenpark sowie rigorosen Massnahmen zur Effizienzsteigerung konnte der Forstbetrieb bestehen. Und der Kampf geht weiter …

Heutige Waldbesitzer in Hägendorf

Mit einer Gesamtfläche von 753 ha Wald gehört Hägendorf zu den waldreichsten Gemeinden des Kantons Solothurn. Im



Plan Waldbesitzverhältnisse 2009

obenstehenden Plan sind alle Waldparzellen als farbigen Flächen dargestellt. Im Laufe der Jahrhunderte haben die Wald-Besitzverhältnisse geändert. Betrachten wir die heutige Situation genauer:

Die einstigen Berghöfe, allesamt ursprünglich obrigkeitliche Lehen, gingen irgendwann im 15./16. Jahrhundert in privaten Besitz über (rot). Wie oben erwähnt, erhielten die Hägendörfer 1839 anlässlich der Waldausscheidung den grössten Teil der Waldungen innerhalb der Einung (grün), nicht aber den Unterwald und das hintere Möösli (gelb). Dafür wurde Egerkingen der westliche Zipfel des Unterwaldes zugeteilt (grau), weil es in dessen Einung generell zu wenig Wald gab.

1963 kaufte das Eidgenössische Militärdepartement den Fasiswald und den Spittelberg (Wald türkis) um dort einen Truppenschiessplatz einrichten zu können.

Wie aber kam Olten in Hägendorf zu Waldbesitz? 1867 stand der Allerheiligenberg zum Verkauf. Zum 115 ha grossen Hofgebiet gehörten auch 31 ha verwahrlosten Waldes und das Müllersbergli. (zwischen Asp und Schlössli: violett, weiss, rot) Die Gemeinde Hägendorf war natürlich an einem Kauf interessiert. Ihr Angebot von Fr. 100 000.– reichte jedoch nicht.[74]

Für Fr. 114000.– erwarb die Stadt Olten das ganze Gut, und zwar als Ersatz für den in Olten gerodeten Tannwald. 1904 konnte sie das Gebiet durch den Kauf des Asphofes mit 68 ha Wald arrondieren. 1906 verkaufte die Bürgergemeinde Olten 49 ha Kulturland und 19 ha Wald – das Kerngebiet des Allerheiligenberges – an die Kantonalstiftung gegen die Tuberkulose, die dort ein Lungensanatorium und einen neuen Gutshof mit Wirtshaus baute.[75] 1963 kauften die Oltner den Spalenhof um dort eine Ersatzaufforstung für die zum beim Bau der neuen Kantonsschule im Hardwald abgeholzte Fläche realisieren zu können (violett, links oben).[76]

Nicht geklärt ist, wann und wie die vielen kleinen und kleinsten Waldparzellen (rot) am Siedlungsrand in privaten Besitz kamen.

Die heutigen Wald-Besitzverhältnisse

Bürgergemeinde Hägendorf	530 ha
Bürgergemeinde Egerkingen	5 ha
Bürgergemeinde Olten	73 ha
Staatswald	36 ha
Schweizerische Eidgenossenschaft	30 ha
Privatwaldungen	83 ha
Total	757[77] ha



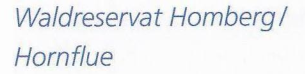
1982 wurde neben dem Holzschopf das Forst-Werkgebäude erstellt. Davor posieren Bürgerrat und Forstkommission: hinten v. l. Alfred Fuchs, Förster; Edwin Neher, Kreisförster; Bruno Flury; August Nünlist; Albert Studer; Oswald Kamber, Armenfondsverwalter; Albert Moser, Forstpräsident; Praktikant XY
vorne v. l. Robert Studer, Forstfondsverwalter; Alois Studer; Hans Borner; Hans Moser; Urs Studer; Fritz Vögeli; Arnold Rötheli, Bürgerschreiber; Edmund Kissling; Bernhard Rötheli; Hans Sigrist, Bürgerammann

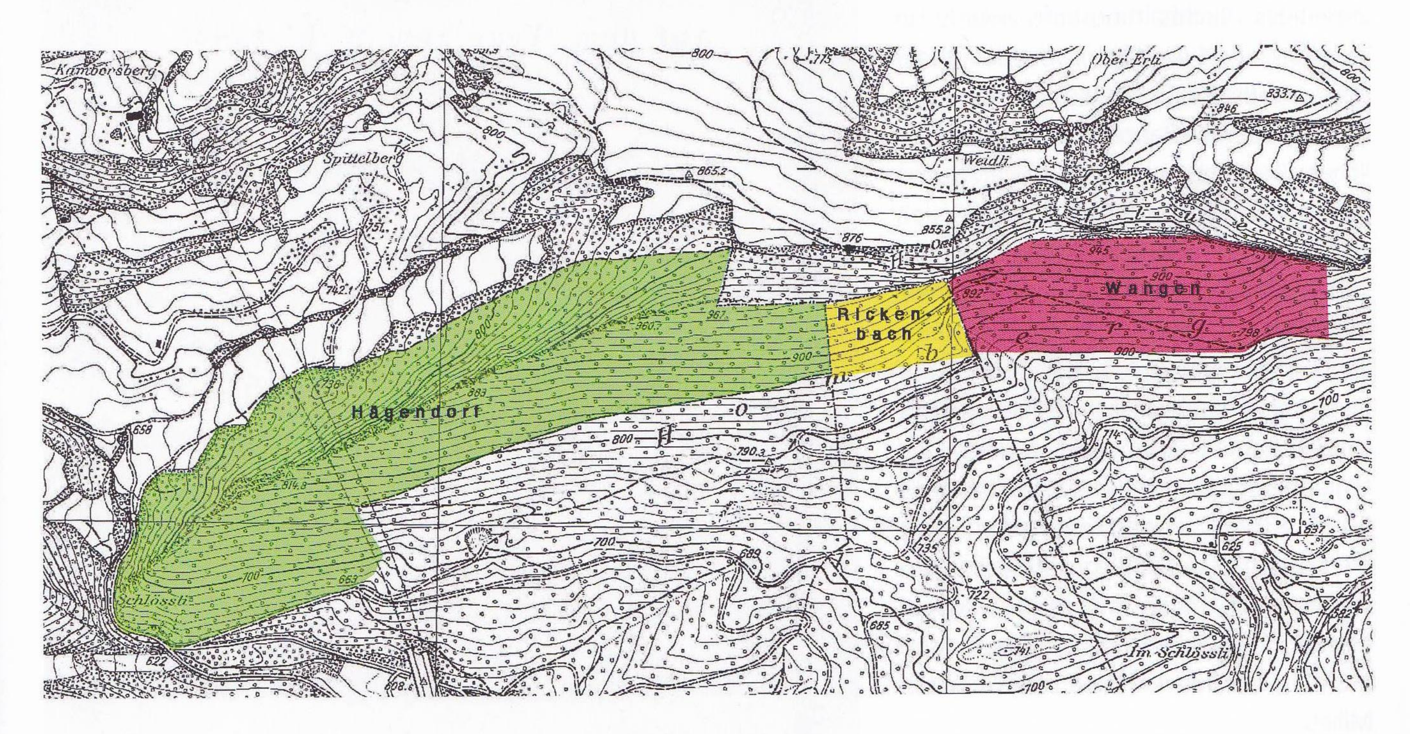
Die Waldreservate Homberg und Tüfelsschlucht

Bund und Kanton fördern und unterstützen die Schaffung von Waldreservaten um die standortgerechte biologische und strukturelle Vielfalt im Wald zu erhalten. Im Jahre 2000 haben die drei im Forstrevier Untergäu zusammengeschlossenen Bürgergemeinden ein 62,8 ha grosses, zusammenhängendes Waldreservat ausgeschieden. Davon gehören 44 ha zu Hägendorf, 4 ha zu Rickenbach und 14,5 ha zu Wangen. Das Reservat liegt in schwer zugänglichem Gelände beidseits der Hombergflue. Es dürfen gemäss vertraglicher Abmachung dort während 50 Jahren keine forstlichen Eingriffe getätigt werden. Da das Areal für die Öffentlichkeit grundsätzlich begehbar bleibt, sind Sicherheitsschläge im Bereich von Wegen weiterhin möglich.

Der Kampf um Wald und Holz, der während Jahrhunderten oft mit grosser Heftigkeit und zum Schaden des Waldes geführt worden war, ist längst vorbei. Heute suchen die Menschen im Wald statt Brennholz die Begegnung mit der unberührten Natur. Mit der Ausscheidung des Waldreservates Homberg leistet die Bürgergemeinde einen Beitrag zur Erhaltung der Artenvielfalt von Flora und Fauna in unserer Region.

Nicht zu vergessen ist das Reservat Tüfelsschlucht, das seit über hundert Jahren besteht. Gestern wie heute wird es seiner amtlich definierten Zweckbestimmung, der Erholungsnutzung gerecht.


Waldreservat Homberg / Hornflue



Hans A. Sigrist

Das Haushaltbuch des Christian Vögeli

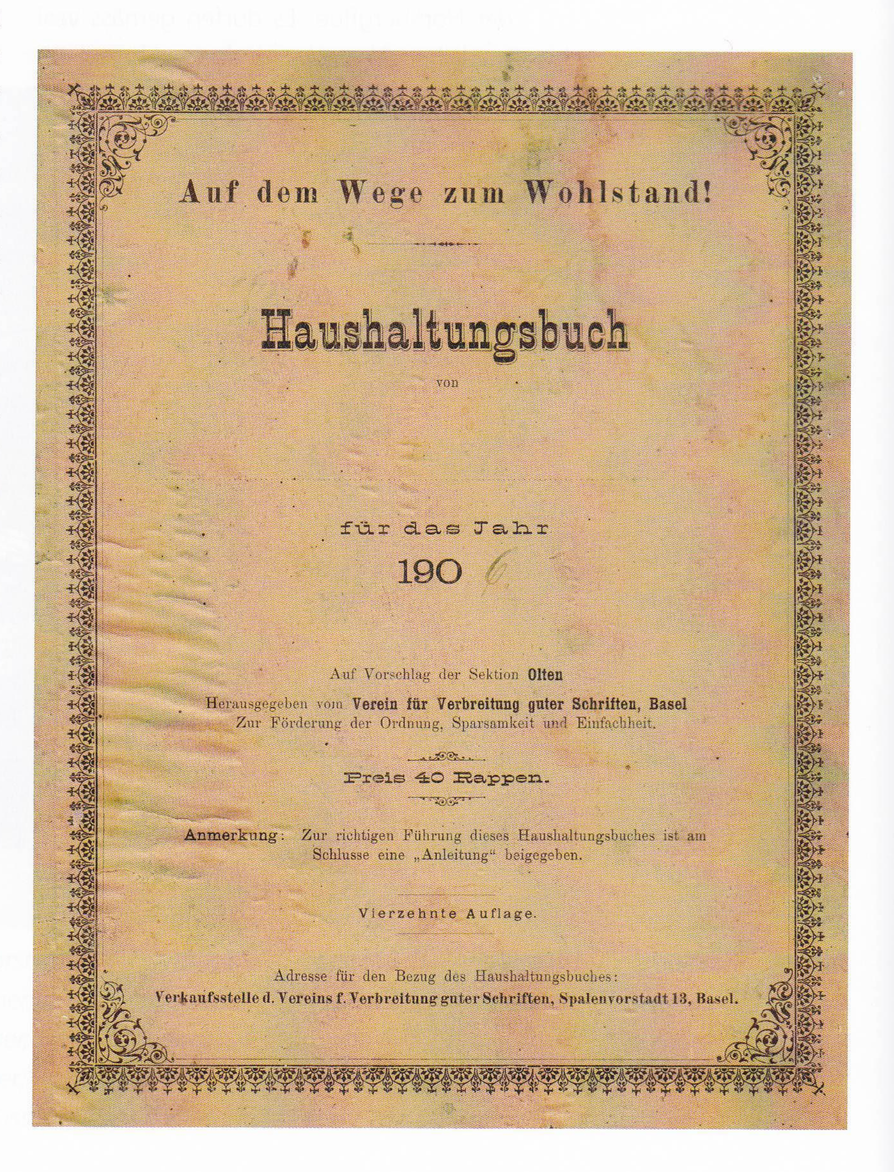
Eine über das ganze Jahr 1906 akribisch geführte Buchhaltung eröffnet uns einzigartige Einblicke in das Leben und den Arbeitsalltag einer Kleinbauernfamilie sowie in deren gesellschaftliches Umfeld.

Der «Verein für Verbreitung guter Schriften, Basel», – sein Name war Programm – vertrieb seit seiner Gründung im Jahr 1892 auch ein «Haushaltungsbuch zur Förderung der Ordnung, Sparsamkeit und Einfachheit». Dieses Buch, eigentlich ein zwischen zwei 26,5 x 20,5 Zentimeter grosse Kartondeckel gebundenes sechzigseitiges Buchhaltungsheft, wurde in mindestens 14 Auflagen von der Buchdruckerei Emil Birkhäuser, Basel, gedruckt und kostete 40 Rappen. Für die monatlichen Buchungen waren je vier Seiten vorgesehen und auf den letzten Seiten wurde eine Anleitung zur Führung des Haushaltbuches gegeben, der folgende Modellfamilie zugrunde gelegt war: «Eine Familie, bestehend aus Vater, der Kundenschuhmacher ist; Mutter besorgt die Landwirtschaft; Sohn hilft Mutter und taglöhnert nebenbei; Tochter geht in die Fabrik.» Damit ist das Zielpublikum definiert, welches der Verleger für sein Buch anvisierte. Es waren sowohl Familien aus dem ländlich-bäuerlichen Umfeld als auch aus dem Handwerker- und Fabrikarbeiter-Milieu.

Als 2010 im Gnöd das alte Hochstudhaus an der Werkstrasse 3 abgebrochen wurde, entdeckte ein Passant dort ein solches vom Alter vergilbtes und vom Regen feuchtes Haushaltungsbuch auf dem zum Abtransport bestimmten Abfallhaufen.

Christian Vögeli und seine Familie

Anhand des Fundorts und einzelner Buchungseinträge ist der einstige Besitzer und Benützer des Heftes zweifelsfrei


Auf dem Wege zum Wohlstand!

Haushaltungsbuch

von

für das Jahr

190 6

Auf Vorschlag der Sektion **Olten**

Herausgegeben vom **Verein für Verbreitung guter Schriften, Basel**

Zur Förderung der Ordnung, Sparsamkeit und Einfachheit.

Preis 40 Rappen.

Anmerkung: Zur richtigen Führung dieses Haushaltungsbuches ist am Schlusse eine „Anleitung“ beigegeben.

Vierzehnte Auflage.

Adresse für den Bezug des Haushaltungsbuches:

Verkaufsstelle d. Vereins f. Verbreitung guter Schriften, Spalenvorstadt 13, Basel.



„Auf dem Wege zum Wohlstand"

heisst unser **Haushaltungsbuch** und willst du auf diesem Wege marschieren, so musst du dich dieses Buches bedienen.

Wie das Gebet dir die innere Selbsterkenntnis gibt und dich zum Guten anspornt, so ist ein treu geführtes Haushaltungsbuch der beste Spiegel deiner äussern, deiner ökonomischen Lage, das dich auch stets ermuntert, deine Verhältnisse zu deinem Nutzen und zum Nutzen deiner Mitmenschen zu verbessern.

Führst du auch nur den kleinsten Haushalt, oder bist du ledig und willst du als ein geordneter Mensch gelten und vorwärts kommen, so musst du unbedingt ein Hausbuch führen, denn nur wenn du zu jeder Zeit dir Rechenschaft geben kannst, wie deine ökonomischen Verhältnisse stehen, kannst du erkennen:

Auf welche Art du deine Einnahmen am besten vermehren könntest;
Wie und worin du deine Ausgaben vereinfachen kannst;
Ob du wirklich ein sparsamer, vorsorglicher Mensch bist.

Du kannst erkennen:

Wie weit du es mit Fleiss und Ordnung zu bringen vermagst und dies wird dir Freude und Glück bereiten;
Ob du rückwärts gehst und ob Missgeschick oder Leichtsinn die Schuld daran ist, und das wird dich zu höherem Fleiss, zu grösserer Einfachheit und zu Gottvertrauen anspornen, damit es dir wieder gelinge, vorwärts zu kommen.

Ein Haushaltungsbuch muss deshalb geführt sein:

Wahrhaftig und getreu, d. h. es darf kein Rappen unter anderm Namen eingeschrieben werden, als er wirklich vereinnahmt oder verausgabt worden ist.
Pünktlich. Jede Einnahme oder Ausgabe soll sofort eingeschrieben werden.
Ausführlich, damit der Ursprung auch noch nach Jahren ersichtlich ist, und du dir zu jeder Zeit genaue Rechenschaft geben kannst.
Sauber und geordnet, damit du jede Einnahme oder Ausgabe beweisen kannst und dir keine Zahlung, keine Forderung bestritten werden kann und damit das saubere Buch dir selbst Freude macht.

Das Haushaltungsbuch soll dir unentbehrlich werden.

Der Begleittext verrät die erzieherischen Absichten der Herausgeber des Buches.

zu identifizieren. Es handelt sich um den 1861 geborenen Christian Vögeli, Bannwart. (vgl. S. 153 f) 1906 war er 45 Jahre alt und Vater von fünf Kindern. Aus erster Ehe mit Franziska Schürmann von Egerkingen stammten die 18-jährige Julia, die 17-jährige Elisabeth, der 14-jährige Walter und die 12-jährige Rosa. Nachdem seine Frau 1897 gestorben war, heiratete er Elisabeth Nussbaumer vom Gwidem. Sie gebar ihm den inzwischen drei Jahre alten Otto und zuletzt Josef, der kurz nach der Geburt starb.[1] Die siebenköpfige Familie wohnte im oben erwähnten eigenen Haus Nr. 149 (später Nr. 3) im Gnöd.

Regelmässige Einkünfte

Als Gemeindebannwart bezog Christian Vögeli ein monatliches Salär von 75 Franken. Daneben kamen für zusätzliche Dienstleistungen gelegentlich einige Franken dazu, etwa wenn er einem Privatwaldbesitzer das gefällte Holz einmass (1.20)[2] oder wenn er vom Büro Moser & Rahm, Olten, bei Vermessungsarbeiten zugezogen wurde (4.–/Tag). Seine beiden halbwüchsigen Kinder Elisabeth und Walter mussten im Frühjahr in der Saatschule Tannli setzen (54.–) und später jäten (20.90). Dafür belohnte der Vater das «Elisi» mit einem Trinkgeld (–.50), Walter hingegen ging leer aus.

Julia, die älteste Tochter, lieferte jeden Monat ihren ganzen Lohn (ca. 42.–) daheim ab. Davon erhielt sie jeweils einen Franken zurück. Angaben über Julias Arbeitgeber fehlen. Die monatlich schwankenden Lohnauszahlungen deuten auf Akkordarbeit hin, und weil keine Billetkosten für Julia verbucht sind, ist anzunehmen, dass sie im Dorf arbeitete, wahrscheinlich für die Schuhfabrik Strub-Glutz, die zu jener Zeit in Hägendorf in einem Zimmer im alten Schulhaus eine Schäfte-Näherei betrieb.[3]

Christian Vögelis berufliche Verpflichtungen brachten es mit sich, dass er tagsüber praktisch nie daheim war. Mit dem Betrieb einer kleinen Landwirtschaft, die eine teilweise Selbstversorgung garantierte, war deshalb seine Ehefrau Elisabeth ganz auf sich und die Mitarbeit ihrer Kinder gestellt. Die finanziellen Angelegenheiten besorgte selbstverständlich ihr Mann.

Kauf und Lauf

In Vögelis Stall standen drei Stück Grossvieh: ein Rind, die alte gelbe Kuh, die schwarze Kuh und dazu deren im November geworfenes Kalb. Dieses verkaufte er Mitte Januar dem Metzger (154.–). Danach

konnte wieder mehr Milch gemolken und ein Teil davon an die Nachbarin Frau Flück verkauft werden. Diese bezahlte für die im Februar und März bezogenen 102 Mass (ca. 163 Liter) Fr. 25.50.

Im April kaufte Vögeli bei den Flury im Santel ein Saugkalb (39.–) und verkaufte ihnen eine Ziege (16.–). Zur gleichen Zeit erwarb er auf dem Markt in Olten ein junges Schwein (34.–), das er im Dezember vom Störmetzger Theodor Bader schlachten liess (2.50). Damit war der Fleischbedarf seiner Familie für einige Monate abgedeckt.

Im Juni brachte er das Rind zum Verkauf nach Olten und löste dafür 300 Franken. Als im Herbst die grossen Feldarbeiten abgeschlossen waren, bei denen man die gelbe Kuh vor den «Schnäggechaare»[4] gespannt hatte, wurde dieses Tier ebenfalls verkauft (302.–) und bei Eduard Flury ein gelbes Rind gekauft (445.–), das wenig später dem Muni zugeführt wurde (2.50). Weil das im April erworbene Saugkalb sich offenbar nicht wunschgemäss entwickelte, verkaufte es Vögeli im September wieder (35.–), allerdings mit Verlust. Die schwarze Kuh warf Ende November ein schwarzes Kalb, das wie die übrigen Tiere versichert wurde (je 2.–).

Glück und Unglück im Stall

Der Wert der drei Tiere, die Ende 1906 im Stall standen, wurde im Vermögensausweis mit 1450 Franken beziffert. Die Vögeli hatten in diesem Jahr Glück im Stall. Zehn Bauern hingegen mussten Notschlachtungen vornehmen, darunter Alfred Wyss, den das Unglück gleich zweimal traf. In solchen Fällen waren alle Viehhalter verpflichtet, entsprechend ihrem Viehbestand eine bestimmte Menge dieses Fleisches zu kaufen. Der Familie Vögel mit drei Stück Grossvieh wurden pro Notschlachtfall zwei, manchmal auch drei Pfund Fleisch zugeteilt zu einem Pfundpreis von 50 (Schwein) oder 80 Rappen (Rind). Die Verwertung derartiger Mengen war für die Hausfrauen eine grosse Herausforderung, fehlten doch damals noch Kühlgeräte in den Häusern.

Futter für die Tiere

Die Haltung von Grossvieh setzt Boden zur Futterproduktion voraus. Vögeli besass zwar einige Äckerchen im Gnöd. Darauf pflanzte er Kartoffeln, säte ein halbes Pfund Kleesamen (0.40), und 50 Pfund Saat-Hafer (6.50). Weil aber die Anbauflächen zu klein waren, musste er Futter zukaufen. Müller Glutz in Rickenbach lieferte 150 Kilo Futtermehl (0.20/kg), 25 Kilo Krüsch und insgesamt 500 Kilo Kartoffeln. Die am 1. März gekauften 80 Kilo (20.10) dürften Saatgut für den Eigenbedarf gewesen sein, während es sich bei dem restlichen, erst zwei Monate später erworbene Quantum Kartoffeln wahrscheinlich um einen Restposten handelte, den Vögeli zu einem Vorzugspreis (69.25) ergattern und seinen Tieren verfüttern konnte. Oder hat er daraus Schnaps gebrannt?

Als Ortsbürger hatte er Anrecht auf einen sechs Aren grossen Allmendblätz samt Obstbaum und auf einen Büntenblätz (1.80). Dazu pachtete er Land von Eduard Flury, Schlosser, (2.–), Hermann Kamber (19.–), Adrian Studer (0.50), Meinrad Kamber (8.–) und Josef Nünlist (10.–). Diese Flächen nutzte er hauptsächlich zum Heuen und Emden. Zum gleichen Zweck hatte er 1905 fünf Wuestparzellen[5] auf sechs Jahre ersteigert, für die er einen jährlichen Lehenzins (68.–) abzuliefern hatte.

Da sich in der Buchhaltung kein einziger Ausgabenposten für Eier findet, ist klar,

dass die Vögeli Hühner hielten und diese hauptsächlich mit Körnern aus eigenem Anbau fütterten.

Bienenhonig

Die Imkerei war damals für Kleinbauern, für Besitzer eines grossen Gartens oder einer Hofstatt eine Selbstverständlichkeit. Der gewonnene Honig wurde als Heil- und Stärkungsmittel, als Backzutat und Brotaufstrich verwendet.

Im Frühjahr schwärmten Vögelis Bienen offenbar fleissig aus und bildeten neue Völker, so dass er gezwungen war, bei Hodel einen neuen Bienenkorb zu erwerben (2.–). Im September, als der letzte Honig geschleudert war, kaufte er Zucker zur Fütterung der Bienen und zum Einkochen von Früchten (3.–). Weil im nächsten Frühjahr ohnehin mit weiteren Schwärmen zu rechnen war, kaufte er gegen Jahresende von Josef Nünlist, Antons sel., einen gebrauchten Bienenkorb zum Schnäppchenpreis (1.–).

Outsourcing

Das in der heutigen Geschäftswelt viel praktizierte Outsourcing war für alle Kleinbauern seit jeher eine Notwendigkeit. In Ermangelung eigener leistungsfähiger Zugtiere mussten sie schwere Warentransporte und Feldarbeiten an Besitzer eines Pferde- oder Ochsengespanns vergeben. Vögeli entschädigte Josef Schneider «für 2 Tage Wuestheuen» (5.–) und liess sein im Wuest und auf dem «ussere Stück» gemachtes Heu durch den Wuesthofbauern Josef Burkardt nach Hause führen (6.–). Der gleiche brachte für Vögeli auch das Emd und Emdgras ein (20.–). Alfred Wyss führte Mist (1.30) und Gülle (6.–), Julius Sigrist eggte einen Blätz (0.60), der Kreuzwirt Johann Studer[6] führte einen Transport von der Rinderrüti ins Gnöd aus (3.–) und auch Flury im Santel kassierte einen Fuhrlohn (2.–). Für den Abtransport seines Gabenholzes vom Wuest musste er tief in die Tasche greifen (10.–).

Garten und Hofstatt

Was Christian Vögelis Frau im Garten neben dem Haus anpflanzte, verrät uns das Haushaltbuch nur bruchstückhaft. Da sind lediglich «Sämereien» (1.20), Setzzwiebeln (0.80), Salatsamen (0.15) und Flachssamen aufgeführt. Um die Produktivität des Bodens zu erhöhen, setzte Vögeli auch Kunstdünger ein. Von der Handlung Albert Studer[7] bezog er einen Sack Thomasmehl (7.–) und zwei Säcke Dünger (10.50).

Auf der Ostseite des Hauses standen etliche Obstbäume, die er pflegte und veredelte, wozu es Baumwachs (0.50) und Zweiharz (0.90) brauchte. Das Obst wurde teils sofort konsumiert, teils als Wintervorrat eingekocht oder zu Konfitüre verarbeitet. Die Apfelernte war in diesem Jahr offenbar schlecht ausgefallen, denn es mussten im Herbst von Josef Nünlist zwei Mäss saure Äpfel (à 1.50) und zwei Mäss süsse Äpfel (à 1.20) zugekauft werden. Letztere waren unerlässlich für die Zubereitung von «Schnitz und Drunder». Weil auch Mostbirnen fehlten, konnte Nachbar Flück acht Mäss (5.–) liefern.

Unterhalt und Reparaturen

Im Haus gab es stets etwas zu erneuern oder zu reparieren. Hoffmann lieferte zwei neue Sessel (7.30). Für das Auffrischen der Betten stellte Sattler Emil Wyss[8] dreizehn Pfund Federn (45.–) und eine «Fassi» (7.50), wohl eine Betteinfassung, in Rechnung. Die Stubentüre sowie zwei Türchen am Buffet mussten ersetzt werden (27.–).

Vom Unglück erst zieh' ab die Schuld,
Was übrig bleibt, trag in Geduld! (Storm.)

Monat Juli

Dat.		Einnahmen Fr.	Einnahmen Ct.	Ausgaben Fr.	Ausgaben Ct.
	Vortrag vom Monat Juni — Baarschaft	166	90.		
Zu 4.	An Burkhardt Josef Schlosser für 2 Rück.			20.	
	„ Fel. Schürmann für 2 Lottheiser Messerlöcher				80.
	für Essig				40.
	An Arbeitslohn für Eisen u. Walter Innlighofen	20.	90.		
	„ Wittwe Albert für 1 Rechen u. 1 Gabel zu Fr 1.60			3.	20.
	An Albert Moll Schmied für Beschlagen von 1 Mistbären Fr 5.– „ beschlagen von 1 Karch „ –80 Rp. „ 3 Rechteln zu gleich –60 Rp. „ 1 Zinken an 1 Gabel 80 Rp. „ 2 neuen Rad beschlag neuen Reif 22 Kilo à 45 Rp. 9.90 Rp. 8 Radnaben 5 à 80 Rp. 4.– 12 Radschrauben zum Rad à 15. 1.80 Rp. 2 neuen Räder 80 Summa lt. Rechnung Fr 23.70			23.	70.
	Trinkgeld an Lina Burkhardt			2.	–
	Salatöl Besen u. 1 Schaufel			1.	10.
	An Metzgermeister Kipling Wein			3.	45
	für ½ Liter				60.
	„ 1 Pfanne u. 1 Waschschüssel			4.	30.
	„ 2 × Seife				80.
	„ 1 Zucker 1 Salat u. Chrömli			3.	20.
	„ 2 glätten Hemden u. 2 Teller				50.
	Gehalt pro Juni	75	–		
	für August Nussbaumer Gabenholz			2.	50.
	„ „ „ Musi 1 Gesundheitsschein				45
	Uebertrag	262.	80	67	00

27

Dieser Auftrag ging an Arnold Kamber, Baugeschäft.[9] Maurer Andreas hatte den Ofen (4.–) zu flicken. Der Kaminfeger erschien jährlich zweimal (je 0.60).

Weitere Ausgabenposten waren eine Pfanne und eine Waschschüssel (total 4.30), ein Häfeli (0.30), ein Nachttopf (0.50), ein Fussschemel, eine Reisbürste, eine Fegbürste, ein Rieberli, ein Besen (0.80), eine Kaffeebüchse (1.10), ein Züberli von August Nussbaumer und Lötarbeit des Spenglers Mäder (0.55).

Der Aufwand im Kleinbauernbetrieb war beträchtlich. Die grösste Investition war eine neue Stalder-Pumpe (55.–). Zum Ableiten von Brunnenwasser oder Jauche hatte Vögeli dreizehn Zementröhren (18.50) beschafft. Die alte «Mistbäre» war nicht mehr zu flicken, deren Rad jedoch noch brauchbar. Deshalb erhielt der Wagner Alois Sigrist[10] den Auftrag, eine neue «Bäre»[11] ohne Rad (9.–) herzustellen, die der Schmied Albert Stoll zu beschlagen (5.–), das heisst mit Eisen zu verstärken hatte. Weil die Achse des «Schnäggechaare»[12] gebrochen und dabei die beiden altersschwachen Räder auseinander gefallen waren, hatte der Wagner zwei neue Räder (je 9.–) zu fertigen und der Schmied eiserne Reifen (22 kg à 45 Rp.) aufzuziehen. Dazu kamen acht Nabenringe (5kg à 80 Rp.), zwölf Radschrauben (1.80) und zwei neue Lung[13] (0.80). Ersatz für die gebrochene Karrenachse (8.50) wurde bei der Eisenhandlung Scheuermann in Olten gefunden. Stoll stellte auch Rechnung für die Reparatur eines «Karstes»[14] (0.80), für drei Kettenglieder (0.60) und für eine Gabelzinke (0.80). Bei Albert Studer erwarb Vögeli einen Rechen und eine Gabel (je 1.60), bei Emil Wyss einen Striegel (1.–). Im weitern mussten eine Säge gefeilt sowie ein «Worb»[15] (0.80), zwei Rechen und zwei Gabeln (3.–) geflickt werden. Julian Borner lieferte Schrauben (0.60) und «Vögelisepp» reparierte die äussere Stalltüre (6.–).

Beleuchtung

Die Elektrizität hielt in den Dörfern unserer Region erst 1907 Einzug. Es erstaunt deshalb nicht, dass in Vögelis Haushaltbuch immer wieder Ausgaben für Petrol verbucht sind. Für die Beleuchtung verbrauchte er davon 19 Liter und bezahlte dafür total Fr. 3.50. Dazu kamen Auslagen für eine Laternen- (0.45) und eine Lampenreparatur (1.60), für drei neue Lampengläser (je 0.15), einen Lampenputzer (0.20) und für neue Dochte (0.20).

Einfache Kost

Der Speisezettel war nicht sehr abwechslungsreich. Das Brot buk Elisabeth Vögeli selbst. Das Mehl lieferte der Rickenbacher Müller sackweise zu einem Kilopreis, der je nach Sorte bei 28 oder 42 Rappen lag. Da während des Jahres nur zweimal Hefe eingekauft worden war ist davon auszugehen, dass in der Regel Sauerteigbrote auf den Tisch kamen. Nur während den Grosswaschtagen, dem Heuet oder der Ernte kaufte man zur Entlastung der Hausfrau das Brot in der Bäckerei, wo der Dreipfünder 50 Rappen kostete. Wenn das Brot im Haus für einmal knapp wurde, durfte Julia für ihr Znüni beim Bäcker etwas Brot kaufen (je 0.10). Unverzichtbar für die Küche waren Salz (13 Pfund à 0.60) und Zucker (24 Pfund à 0.30), Salatöl (10 Liter à 0.50) und Essig (6 Liter à 0.45). Für das Wursten am Schlachttag kaufte man Gewürze (0.70).

Neben dem Hauptnahrungsmittel, den Kartoffeln aus eigenem Anbau, gab es hin und wieder «Macaroni» (14 Pfund à 0.28), selten Nudeln (2 Pfund) und Griess-

brei (3 Pfund à 0.45). Obwohl man mit den Fleischvorräten von der Hausschlachtung äusserst sparsam umging, mussten im Herbst zwei Würste (1.–) und ein Pfund Speck (ca. 1.10) zugekauft werden. Gelegentlich war die Familie gezwungen, infolge von Notschlachtungen in kürzester Zeit viel Fleisch zu verzehren (siehe oben). Auch Käse kam nicht jeden Tag auf den Tisch, sind doch über das ganze Jahr nur fünf Pfund (à 1.10) verbucht. Milch, Butter und Schmalz lieferten die eigenen Tiere. Nach der Reduktion des Viehbestandes im Herbst (siehe oben) konnte nicht mehr ausreichend gebuttert werden, so dass sich der Kauf eines Pfundes (ca. 1.10) aufdrängte.

Einkaufsgewohnheiten

Die meisten Leute bezogen ihre Lebensmittel in einem der vielen Gemischtwarenläden im Dorf, liessen sie anschreiben und bezahlten dann Ende Monat. Vögelis Anstellung als Gemeindebannwart erklärt vielleicht, weshalb seine Frau bei mehreren Händlern unterschiedlicher politischer Ausrichtung einkaufte. Wer Zeit und die Bahnfahrt nach Olten (retour 0.35) sparen wollte, kam – ungeachtet seiner politischen Gesinnung – nicht an der Handlung des freisinnigen Albert Studer am Kirchrain vorbei, denn dort gab es neben Lebensmitteln fast alles zu kaufen für Haushalt, Garten, Werkstatt und Stall, von der Fegbürste und dem Lampenglas bis zur Heugabel und zum Rinderhalfter.

Vögeli verbuchte im Januar eine «Rechnung pro 1905» von Rötheli Christian, Negotiant, in der Höhe von Fr. 89.30. Im Februar findet sich ein als «Spezereien» bezeichneter Ausgabenposten von Fr. 12.– und im März ein solcher von Fr. 29.85, letzterer eine Monatsrechnungen des Rössliwirts und Spezereihändlers Julius Rötheli-Kissling[16]. Offenbar merkte unser «Buchhalter», dass er mit dieser Buchführung die angestrebte Ausgabentransparenz nicht erreichte. Deshalb übertrug er fortan jeden Posten von den Sammelrechnungen einzeln in sein Buch.

Wir wissen nun, dass die oben angeführten Jahresverbrauchsmengen von Lebensmitteln aber auch von anderen Waren in Wahrheit höher liegen müssen, da diesbezügliche Angaben für das erste Quartal 1906 fehlen.

Bekleidung und Schuhe

Die Ausgaben für Kleidung und Schuhe der siebenköpfigen Familie belief sich im Jahr 1906 auf rund 290 Franken. In Relation zu den 900 Franken Jahreslohn des Familienvaters ist das ein grosser Betrag. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass die achtzehnjährige Tochter Julia nun mit Klei-

*Alle Ausgabenposten sind erfasst und gegliedert aufgeführt. Wiederkehrende Auslagen sind mit * gekennzeichnet und deren Summe berechnet.*

Oberbekleidung	*Fr. 115.20*
1 Paar Hosen	*1.30*
1 Paar Hosen und 1 Kittel	*12.00*
1 Rock für Julia, Macherlohn	*16.50*
1 Paar Hosen für Walter	*0.90*
1 Blusli für Otteli	*2.00*
1 Rock für Julia	*1.50*
1 Jacket anfertigen lassen	*1.80*
2 Füttücher[17] machen lassen	*0.80*
Für Färben von 1 Rock für Julia	*6.00*
Für Guffen, Band und 1 Füttuch	*0.70*
Für Näherlohn	*5.25*
Für Näherei für Rosa	*2.45*
Für Näherlohn für Julia und Elisa	*2.40*
*Garn**	*14.80*

dern und Accessoirs für Erwachsene auszustatten war und Stoffe für ihre Aussteuer gekauft werden mussten. Zusätzliche Auslagen verursachte auch die zehnjährige Tochter Rosa, die in diesem Jahr zu den Erstkommunikantinnen gehörte.

Oberbekleidung wurde damals nicht von der Stange gekauft sondern von einem Schneider im Dorf gefertigt. Aufträge von den Vögeli erhielten der «Studer Schnider», der «Flury Schneider» und der «Thuri Schneider». Frau Hodel und Fräulein Schürmann führten (Weiss-)Näharbeiten aus.

Die hohen Ausgaben für Garn belegen, dass die Mutter und ihre drei Töchter fleissig strickten. Unter anderem ist Garn für Handschuhe (1.20) und für vier Paar Strümpfe (2.50) verbucht, ebenso ein Fächtli (0.15).

Stoffe für Julias Aussteuer	*Fr. 38.70*
An Witwe Schärrer Burkardt	
9 m Cottone, 10 m Barchent,	
Futter m. Blousenstoff	

Für Rosas Kommunion	*Fr. 9.40*
Für umändern und wäschen von	
1 Kommunikantenkleid	*8.00*
Für Handschuhe und Krägli	*1.40*

Unterwäsche	*Fr. 19.10*
2 Corsets	*4.15*
1 Corset für Elisi	*1.20*
1 Corset für Julia	*0.40*
2 Unterröcke und 1 Blousli	*12.50*
1 Gstältli	*0.85*

Wäschepflege	*Fr. 18.05*
Wäscherlohn an Linna Vögeli	*3.00*
Wäscherlohn an Linna Vögeli	*2.00*
2 Hemden glätten	*0.20*
*Seife**	*8.80*
*Soda**	*1.95*
*Waschpulfer**	*2.10*
3 Büschel Bläue[18]	*?*
Amlung[19]*	*?*



Noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts trugen Mädchen Röcke, Buben kurze Hosen und dazu «Socken» oder «Kniesocken». An kalten Tagen mussten handgestrickte lange Wollstrümpfe und ein «Gstältli», ein Unterleibchen, angezogen werden. An dessen seitlich angebrachten Knöpfen konnten die Strümpfe mittels eines mit Knopflöchern versehenen Elastikbandes angeknöpft werden – ein Graus für jeden Knaben!

Zweimal pro Jahr, im März und im Oktober, war grosser Waschtag. Weil dieser ohne geübte Hilfskräfte nicht zu bewältigen war, wurde Lina Vögeli engagiert. Das Waschpulver (0.35/Paket) kam damals

neu auf den Markt. Die bislang üblichen Waschmittel Seife und Soda kaufte man pfundweise (0.40) ein, erstere manchmal auch per Stück.

Die Ausgaben für Schuhe belasteten das Jahresbudget der Familie sehr. Neue Schuhe kaufte man in der Handlung Albert Studer, bei Schuhmacher Flury und gelegentlich in Olten. Flickarbeiten erledigte neben Flury auch Viktor Studer. Der hohe Betrag für Schuhreparaturen ist auf die langen Märsche auf den meist ausgewaschenen Naturstrassen zurückzuführen, welche die verschiedenen Familienmitglieder täglich zur Arbeit und zur Schule zurückzulegen hatten.

Gesundheit und Hygiene

Abgesehen von den Ausgaben für die Versicherungen des Hausvaters blieben die Gesundheitskosten gering. Julia musste einen Zahn ziehen (3.50) und in der Hausapotheke war die «Zofingersalbe» (0.10), eine in mehreren Apotheken in Zofingen hergestellte schwarze Zugsalbe ausgegangen.

Die Auslagen für die Hygiene waren äusserst bescheiden. Vögeli liess sich dreimal die Haare schneiden (je 0.30) und zweimal

Accessoirs	*Fr. 26.30*
1 Schirm	*3.50*
1 Strohhut	*1.00*
1 Hut für Julia	*10.00*
1 neuer Filzhut	*6.50*
1 Halstuch	*0.40*
1 Zipfelkappe	*0.30*
*12 Nastücher**	*2.40*
1 Crawatte	*0.70*
1 Paar Hosenträger	*1.70*
1 Paar Hosenträger	*0.80*

Schuhe	*Fr. 110.80*
1 Paar	*9.00*
1 Paar für Otteli	*6.40*
2 Paar für Elisa und Walter	*16.50*
2 Paar für ? und Otteli	*15.40*
1 Paar für Julia	
1 Paar für Rosa	
2 Paar für Otteli	*27.00*
1 Paar für Rosa	*5.00*
1 Paar für Elisa	*9.50*
*Schuhe flicken/sohlen**	*20.00*
*Schuhschnüre**	*1.00*
*Wichsi**	*1.00*



Die Zofingersalbe war weitherum bekannt und fehlte in keinem Haus. Der Aufdruck auf der Originaldose (72 x 15 x 17 mm) verspricht viel.

rasieren (je 0.30). Zudem kaufte er vermutlich für seine Frau und für eine seiner Töchter einen Kamm (je 0.30). Wie viel von der oben aufgeführten Seife für die Körperpflege bestimmt war, kann nicht festgestellt werden.

Glaubensleben

Christian Vögeli war Abonnent der «Oltner Nachrichten» (6.–/Jahr) und gehörte deshalb nach damaliger Logik der katholisch-konservativen Partei an. Selbstverständlich besuchte er mit seiner Familie den sonntäglichen Gottesdienst. Dabei legten er und seine Frau ab und zu einen Batzen (je 0.10) ins Opferkörbchen. Auf Ostern kaufte man eine neue Kerze (0.70). Wahrscheinlich war es die Ehefrau und Mutter, die im Sommer an einer Wallfahrt nach Mariastein teilnehmen durfte. Bestimmt für sie ein grosser, aber mit Auslagen von mehr als sieben Franken auch ein recht teurer Tag. Zum Billet (2.90) für den Pilgerzug nach «Fluhen» (Hofstetten-Flüh) kamen das Programm und ein Abzeichen (0.30) dazu. Die Verpflegung, «Consumation und Chrömli» (4.–), hatte auch ihren Preis.

Mit ihren achtzehn Jahren gehörte die Tochter Julia bereits zu den Jungfrauen, die ihren Platz während des sonntäglichen Hochamtes auf der linken Seite des Kirchenschiffs in unmittelbarer Nähe des Marienaltars hatten. Dass die junge Frau Mitglied der Jungfrauenkongregation[20] war, scheint die Buchung «An Julia für Organisation Fr. 0.50» zu bestätigen.

Im Februar und Mai führten die Pallottiner[21] in Hägendorf Missionstage durch. Obwohl an solchen Veranstaltungen stets ein Opferkässeli bereit stand sowie Gebetsbüchlein und Devotionalien verkauft wurden (2.05), sahen es Julias Eltern sicher nicht ungern, dass ihre bald heiratsfähige Tochter diese Anlässe besuchte. Julias Teilnahme am traditionellen Umgang[22] in Egerkingen lässt sich durch die verwandtschaftlichen Verbindungen der Vögeli erklären, stammten doch Julias verstorbene Mutter und ebenso die Grossmutter aus diesem Nachbardorf. Christian Vögeli hatte seiner Tochter für diesen Anlass 2 Franken Taschengeld zugesteckt, wovon diese jedoch nur vierzig Rappen brauchte und den Rest dem Vater zurückbrachte.

Trinkgeld

Vögeli führte auch gewissenhaft Buch über verteiltes «Trinkgeld». Ob er das einfach aus Grosszügigkeit tat, ob das damals üblich war oder ob dahinter Berechnung stand, wissen wir nicht. Nachgerechnet gab er dafür total Fr. 17.55 aus. Bei den meisten der zwanzig Gaben handelt sich wohl um ein Entgelt für kleinere (0.20) oder auch grössere (2.–) Dienstleistungen. Bedacht wurden unter anderen Kinder, Frauen, ein Knecht, der Landjäger, der Briefträger und einmal auch seine Frau «Elisa» (5.–). Seine beiden Patenkinder Elisa und Walter Nussbaumer erhielten einen «Gutjahr-Batzen» (je 1.20) und für seine Tochter Rosa legte er bei der Ersparniskasse einen Sparbatzen (3.–) ein.

Vögeli unterstützte auch die Gründung des Frauenhilfsvereins[23] (0.60), leistete einen Beitrag an die «Bettagssteuer» (0.60), an den «Armenverein» (0.30) und gab den ehrwürdigen Vätern Kapuziner eine Spende (0.70). Wenn bei Remund Moser im Richenwil das Geld wieder einmal knapp war, ging er den Bannwart um ein kleines Darlehen an. Dieser half zweimal mit fünf Franken aus, die ihm jeweils innert Monatsfrist wieder zurückerstattet wurden.

Markt in Olten

Die Spezialgeschäfte in Olten und insbesondere der dortige Monatsmarkt wurden von der Landbevölkerung geschätzt und gern aufgesucht. Abgesehen vom Mai-, Herbst- und Weihnachtsmarkt reiste man nur in die Stadt, wenn wichtige Einkäufe oder sonstige Geschäfte zu erledigen waren. Die dreizehn verbuchten Bahnbillette Olten retour (0.35) zeigen, dass je nach Auftrag nur der Mann oder nur die Frau hin fuhr. Einmal durfte «Otteli» seine Mutter begleiten und der vierzehnjährige Walter kam einmal in den Genuss einer Eisenbahnfahrt, und dies ganz alleine. Zu einer Reise nach Olten gehörte in der Regel eine «Consumation» dazu, das konnte ein Bier (0.15), ein Würstchen (0.20) oder ein «Chrömli» (0.20) sein.

Tragbare Schulden

Vögelis Haus samt Hofstatt war auf 4600 Franken geschätzt und mit rund 1300 Franken belastet. Der Schuldzins in der Höhe von 4% schlug mit 52 Franken zu Buche und ging anteilmässig an folgende vier Geldgeber: die Kantonalbank, den Gemeindefonds, den Armenfonds der Bürgergemeinde Hägendorf und an Oberrichter Glutz.

Vögelis Land hatte laut Vermögensausweis einen Schätzwert von 1990 Franken. Darauf lasteten nach Abzug der im laufenden Jahr getätigten Amortisation von Fr. 208.30 noch Fr. 812.86 Schulden, für die er den beiden Gläubigern, der Armenkasse und dem Pfarrpfrundfonds, insgesamt Fr. 40.85 Schuldzinse zahlen musste.

Das Vögeli-Haus an der Werkstrasse 3. Aufnahme nach 1963



Steuern und Versicherungen

Die Buchhaltung gibt Einblick in die steuerliche Belastung der Familie. Die Staatssteuer (2.90), die in zwei Raten an den Gemeindekassier Gottlieb Wyss gezahlte Gemeindesteuer (je 14.55) und die Kirchensteuer (4.40) summieren sich auf Fr. 36.40, was annährend einem halben Monatslohn von Christian Vögeli entspricht.

Die dem Schneider Flury monatlich abgelieferten Krankenkassenprämien (je 0.60) lassen vermuten, dass lediglich der Ernährer krankenversichert war. Wesentlich mehr kostete dessen Kollektiv-Unfallversicherung (40.–/Jahr). Auf Vögelis Gesuch hin übernahm seine Arbeitgeberin, die Bürgergemeinde, ab 1906 die ganze Prämie und bezahlte zudem die Hälfte (29.70) an eine Zusatzversicherung.[24]

Zu den jährlich wiederkehrenden Ausgabeposten gehörten auch die Brandversicherung (6.90) und die Viehversicherung (5.–).

Kleine Freuden

Christian Vögeli und seine Frau arbeiteten hart und setzten die vorhandenen Geldmittel haushälterisch ein. Daneben leisteten sie sich und ihren Kindern aber hin und wieder etwas Ausserordentliches. «Otteli», der Jüngste der Familie, durfte sich über ein von Josef Vögeli gefertigtes «Schlittli» (2.50) freuen. Der einzige Kauf von Semmelmehl, notiert im Februar, dürfte zur Herstellung von Fasnachtsgebäck gedient haben. Der Mann hatte in einem der Wirtshäuser dem Maskentreiben zugesehen und dem einen oder andern intrigierenden «Hotschi» – vielleicht war sogar seine eigene Frau unter den Fasnächtlerinnen – ein Getränk bezahlt (0.75). Der Besuch des Maimarktes und eines Schiesstages (4.–) war nicht eben billig, der Kilbisonntag (7.20) sogar teuer. Offensichtlich gönnte sich Vögeli daheim auch mal ein Glas Wein, hatte er doch im Laufe des Jahres beim Kreuzwirt Johann Studer[25] 34 Liter (0.70–0.80/l) gekauft.

Schnaps und Tabak

Wie zu jener Zeit allgemein üblich, trank man auch im alten Haus im Gnöd viel Schnaps. Allein von April bis Dezember wurden gegen dreissig Liter (à 1.10/1.20) gekauft. Selbst wenn wir davon ausgehen, dass zwei oder drei Flaschen für Schnapswickel, für die Desinfektion von Wunden und für die Behandlung des Viehs verwendet wurden, blieb ein stattliches Quantum für den täglichen Konsum. Ob eventuell noch selbst gebrannter «Härdöpfeler» dazu kam, wissen wir nicht. Der damalige durchschnittliche Pro-Kopf-Jahresverbrauch von vierzigprozentigem Branntwein lag gesamtschweizerisch bei sieben Litern.[26]

Christian Vögeli muss seine Tabakpfeife vom frühen Morgen bis spät abends ohne Unterbruch geraucht haben. Anders lassen sich die total neunzehn Pfund Tabak (à 0.60) nicht erklären, die er gekauften hatte. Der Pfeifenkopf hielt dem Dauerbetrieb offenbar stand, nicht so der Beisser (0.40), den er dreimal ersetzen musste. Zwischendurch rauchte er auch «Cigaren», die im Päckli (0.50) zu haben waren. Für diese intensive Raucherei benötigte er bestimmt mehr Streichhölzer als in der Küche und für die Petrollampen gebraucht wurden. Gekauft worden waren zwei Pakete (je 1.20) à neun Schachteln.

Jahresbilanz

Zweifelsohne stand die Familie Vögeli finanziell gut da. Allerdings fällt die Jahres-

bilanz mit einem Vermögenszuwachs von lediglich 440 Franken nicht sehr erfreulich aus, entspricht doch dieser Betrag annähernd dem Jahreslohn, den Julia zuhause abgeliefert hatte. Ohne den Verdienst der Tochter würde die Rechnung mit einer schwarzen Null schliessen.

Nach 1906

Trotz des vielen Rauchens und des aus heutiger Sicht grossen Alkoholkonsums erreichte Christian Vögeli das für die damalige Zeit beträchtliche Alter von 76 Jahren. Das Bannwartamt musste er 1930, sieben Jahre vor seinem Hinschied, infolge eines schweren Unfalls abgeben. Seine zweite Frau Elisabeth lebte bis zu ihrem Tod im Jahre 1950 weiterhin im Haus im Gnöd bei ihrem Sohn Otto, der eine Schlosserlehre absolviert und mit Klara Bischof eine Familie gegründet hatte. Auch die ledig gebliebene Tochter Elisabeth wohnte viele

Vermögensausweis am 31. Dez. 1906
Alle Beträge sind gerundet.

A. Vermögen:			
Mobilien, Kleider, Gerätschaften	*lt. Inventar*		*1000.00*
Haus	*lt. Schatzung*		*4600.00*
Land	*lt. Schatzung*		*1990.00*
Guthaben an Ersparnissen	*lt. Titel*		*1500.00*
Anschaffungen: 1 neue Güllenpumpe u. 2 Karrenrad samt Achse u. 1 Mistbähre			*114.00*
Viehware			*1450.00*
Barschaft laut Dezemberabschluss			*95.00*
Total			**10750.00**
Davon gehen ab:			
B. Schulden:			
Kapital auf Haus		*1299.00*	
Kapital auf Land		*813.00*	
Rechnung von	*Rötheli Julius*	*18.00*	
	Studer Albert	*15.00*	
	Glutz Müller	*130.00*	
	Rötheli Christian	*100.00*	
Total		**2375.00**	*2375.00*
Es bleibt ein Reinvermögen auf 31. Dezember 1906			*8375.00*
		pro 1905	*7935.00*
Vermehrung			**440.00**



Christian Vögeli (rechts) mit Sohn Otto und dessen Ehefrau Klara, dazwischen zwei Enkelkinder. Um 1934

Jahre in ihrem Elternhaus und zog später in das kleine Hodel-Häuschen im Gnöd 3. Sie starb 1965.

Tochter Julia heiratete Josef Kamber vom Chambersberg. Die beiden führten in Thürnen BL das Restaurant Rössli. Louise, ihr jüngstes Kind, durfte oft ihre ledigen Tanten Marie und Louise auf dem Chambersberg besuchen. Die beiden Frauen schlossen das Mädchen ins Herz und wollten es nicht mehr hergeben. So wuchs die kleine Louise auf dem Berghof auf. (vgl. S. 83 f)

Sohn Walter wurde Forstarbeiter, gründete mit Cäcilia Schönenberger eine Familie und wohnte bis zu seinem Tod im Jahr 1973 im Spitzacker. Rosa, die jüngste Tochter aus erster Ehe heiratete Hermann Wingling. Sie bewohnten das Haus am Kirchrain 20.

Hans A. Sigrist

Hägendorf aus der Vogelschau

Luftaufnahmen von Werner Rubin

Die erste Luftaufnahmen von Hägendorf machte der gelernte Fotograf und Flugpionier Walter Mittelholzer 1924. Bald danach wurden Flugaufnahmen für die Ansichtskartenindustrie zum Renner. Verschiedenste Anbieter drängten auf den

Bahnhofquartier und Breitenweg



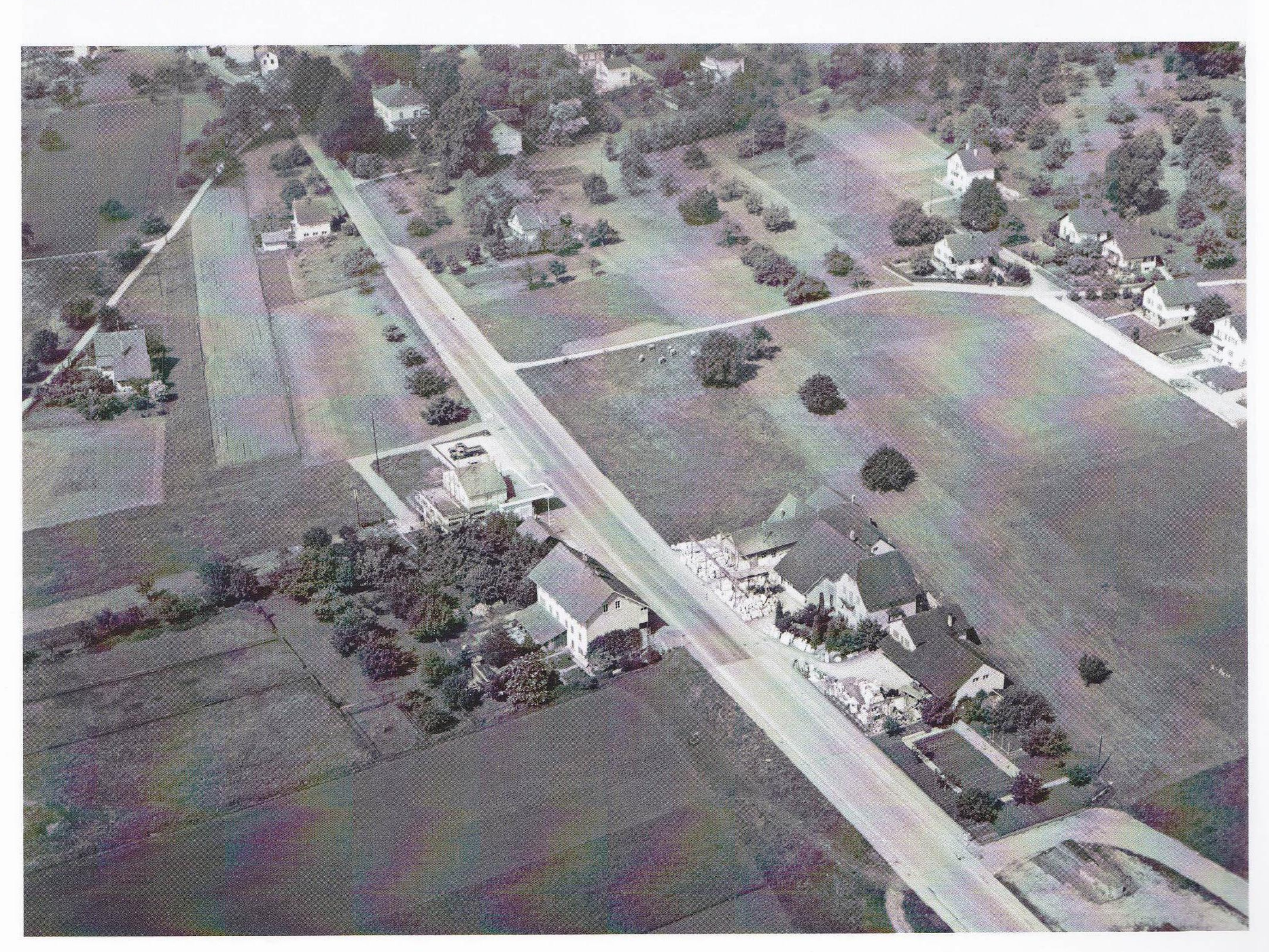
Markt.[1] Zwar unterschied sich deren Bildqualität teils erheblich, praktisch gleich blieb hingegen die Bildauswahl. Gezeigt wurde das über der Dünnernebene aufgenommene Siedlungsbild des ganzen Dorfes am Jurahang oder Aufnahmen einzelner Dorfteile.

Werner Rubin (1909–2004), der von 1930 bis 2003 das Fotohaus Rubin an der Ringstrasse 16 in Olten führte, suchte nicht das Ansichtskartensujet. Er dokumentierte mit seiner Kamera landschaftliche, bauliche, industrielle und gesellschaftliche Veränderungen in der Stadt und der Region[2]. Es erstaunt deshalb nicht, dass er auch Hägendorf aus der Luft in den Fokus nahm, zeichnete sich doch hier immer deutlicher eine durch den Bauboom ausgelöste Zersiedelung ab. Um 1950 hatten sich erste Industriebetriebe im «Grünen» angesiedelt und in den 1960er-Jahren war am Jurasüdfuss der Autobahnbau im Gang.

Nachstehend ist eine Auswahl der insgesamt 29 Rubin-Luftaufnahmen von Hägendorf zu sehen[3]. Diese Zeitdokumente führen uns Veränderungen in unserer Gemeinde vor Augen, die sich in den vergangenen 65 Jahren schleichend und unwiderrufliche vollzogen haben.

Aufnahmen um 1950 belegen, dass Rubins Interesse damals hauptsächlich den Siedlungsrändern sowie den alten Gewerbebetrieben ausserhalb des Dorfes galt.

Blick von Osten auf die Oltnerstrasse mit der Grabsteinhauerei Rauber (unten rechts)





Ziegelei an der Oltnerstrasse

Um 1955 dokumentierte der Fotograf mit dem Weitwinkel-Objektiv die fortschreitende Zersiedelung an den Hanglagen.



Blick von Süden auf das Mittel- und Oberdorf. Darüber liegt der Kirchberg. Auf den unbebauten Flächen gibt es noch vielen Obstbäume. Links: Weinhalde, Spitzacker, Spitzenrüti und Gnöd. Mitte: Vogelberg und Kohlholz. Rechts: Nelle und Sandgrube

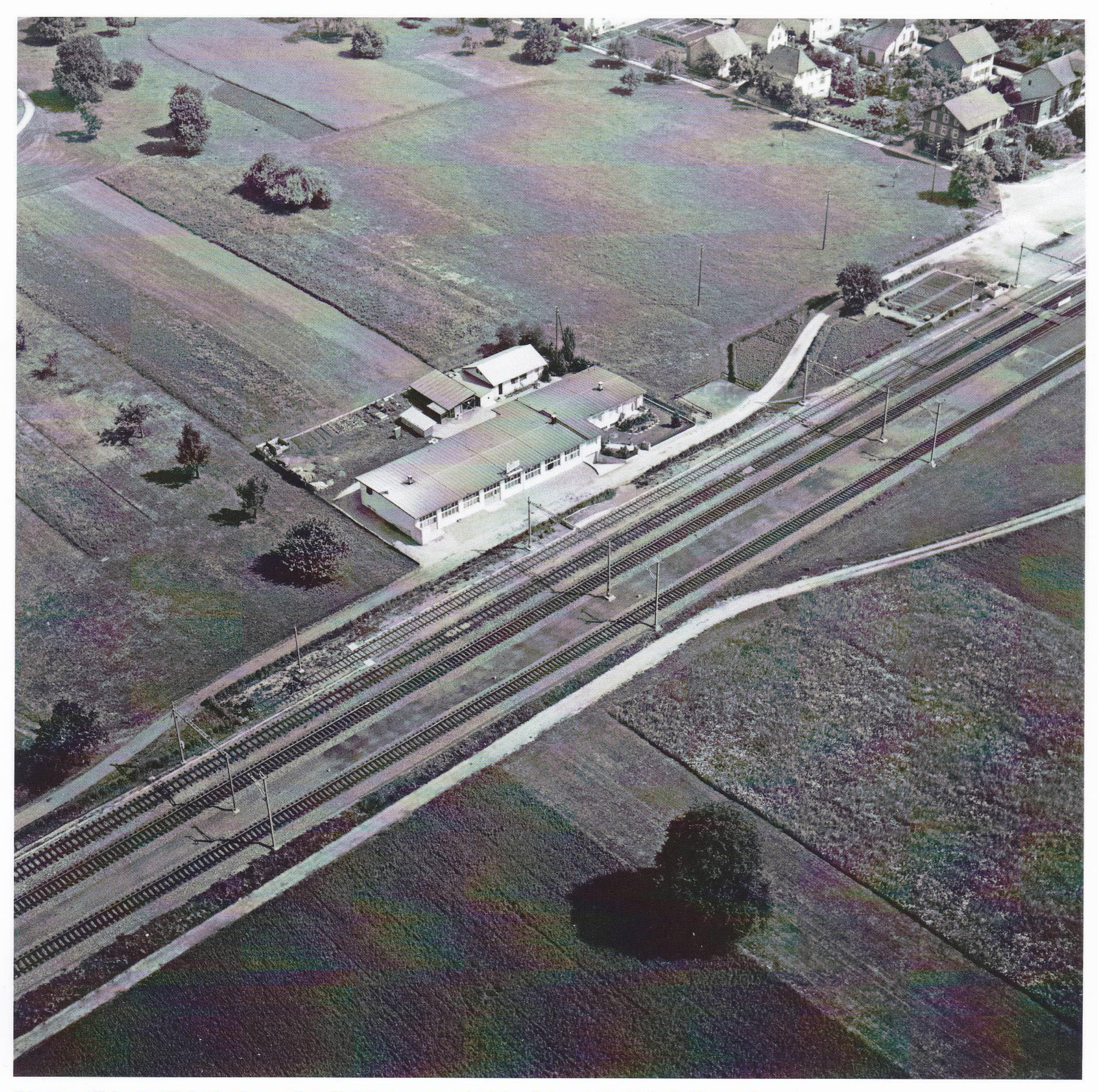


Blick von Südosten auf das Unter- und Mitteldorf, auf die Oltner- und Solothurnerstrasse. Darüber liegen der Mühlerain, das Rolligebiet, der Eggberg und Heiligacher.

Weitab vom Dorfkern entstehen neue Industrieanlagen.
Zwei Aufnahmen aus dem Jahr 1960:



SBB Oberbauwerkstätte (heute: SBB Bahntechnik Center) von Südwesten. Die Gebüschhecken markieren den gewundenen Lauf der alten Dünnern.



Die westlich des Bahnhofs an den Geleisen angesiedelte Büromöbelfabrik Gut AG

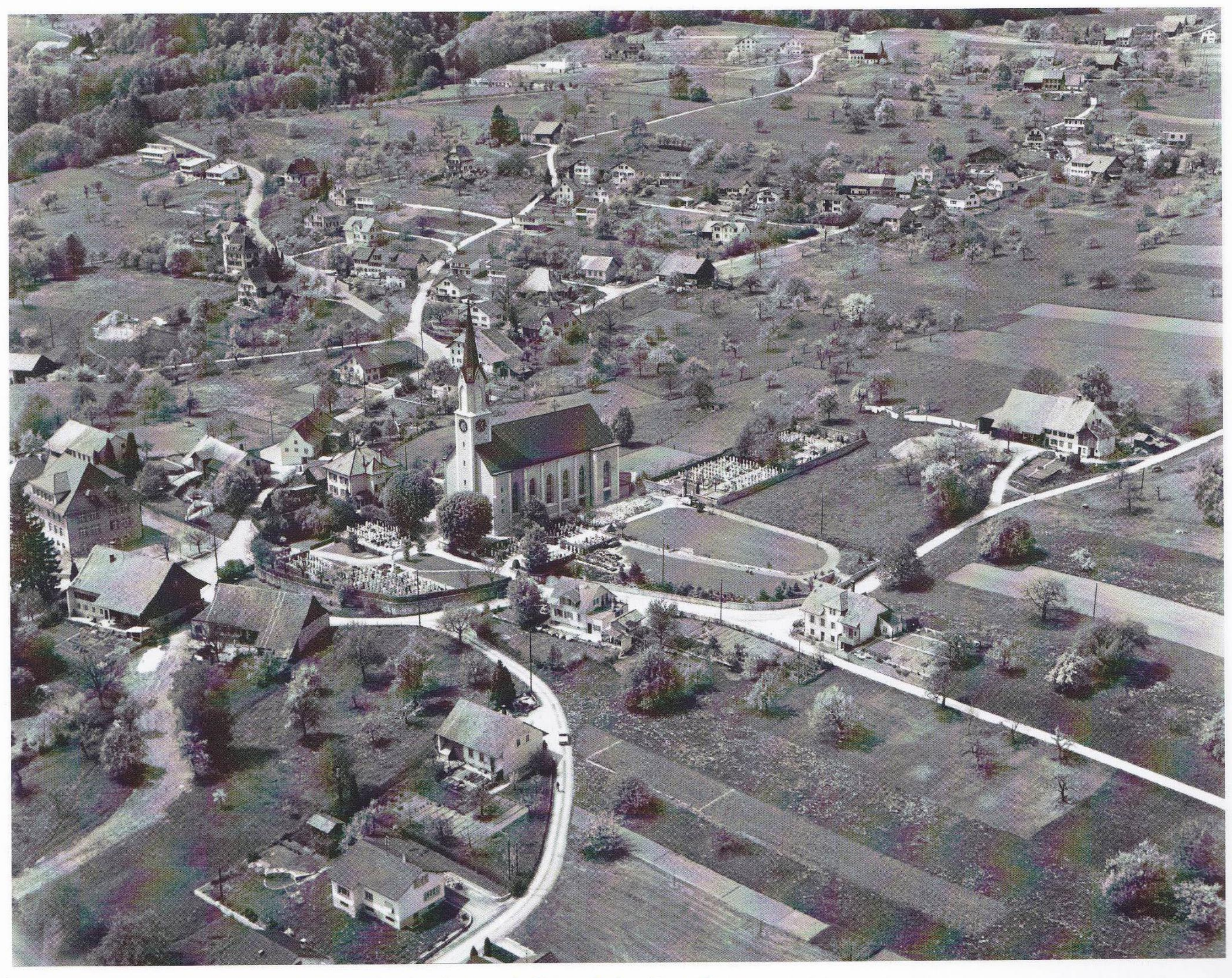
1963: An den Hängen beidseits der Tüfelschlucht entstehen neue Einfamilienhausquartiere. Der Bau der Belchensüdrampe und des Belchentunnels mit massiven Eingriffen in das Landschaftsbild steht unmittelbar bevor.



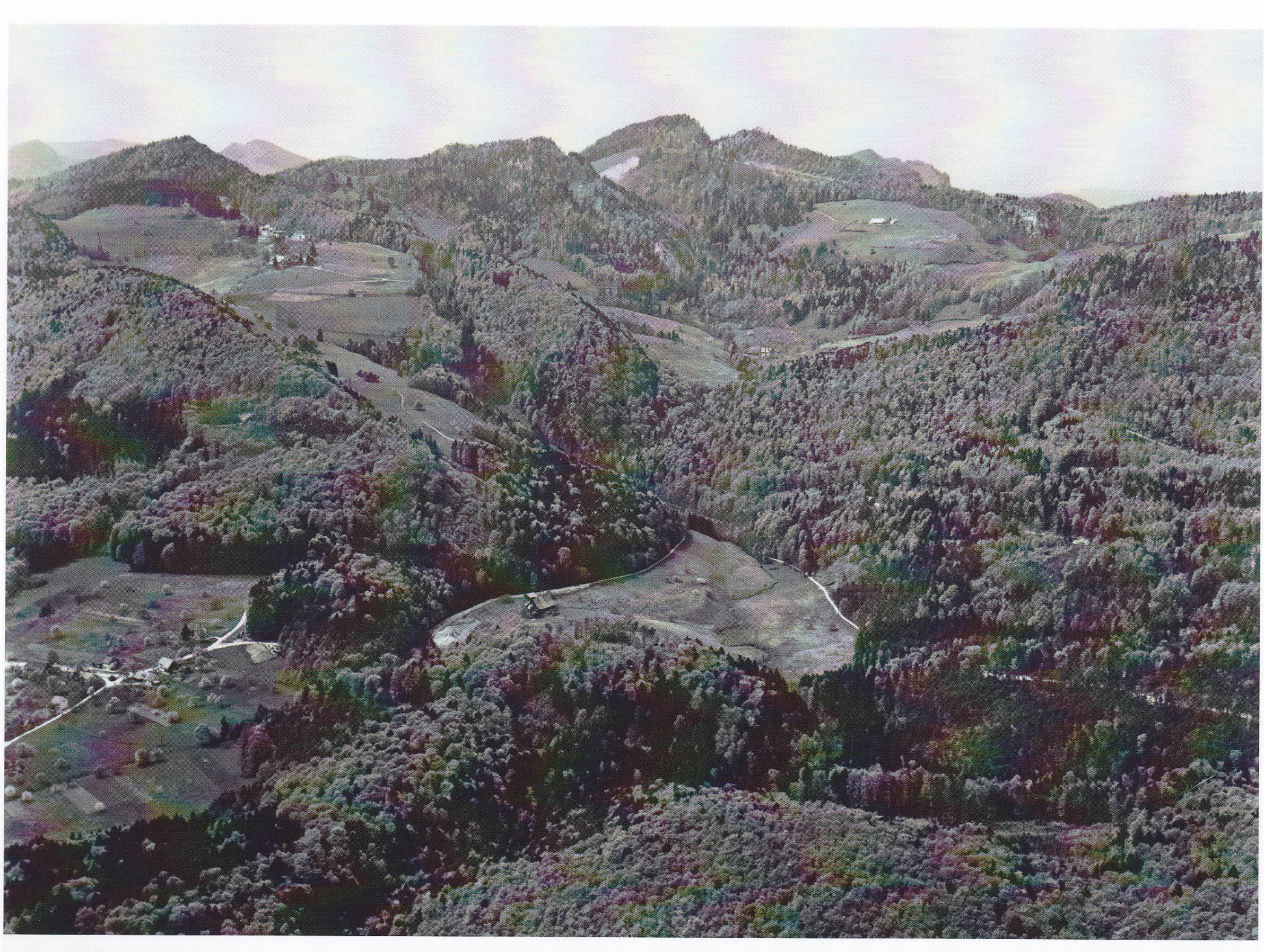
Gesamtsicht aus Südosten



Blick auf das alte Zentrum und die westliche Hanglage

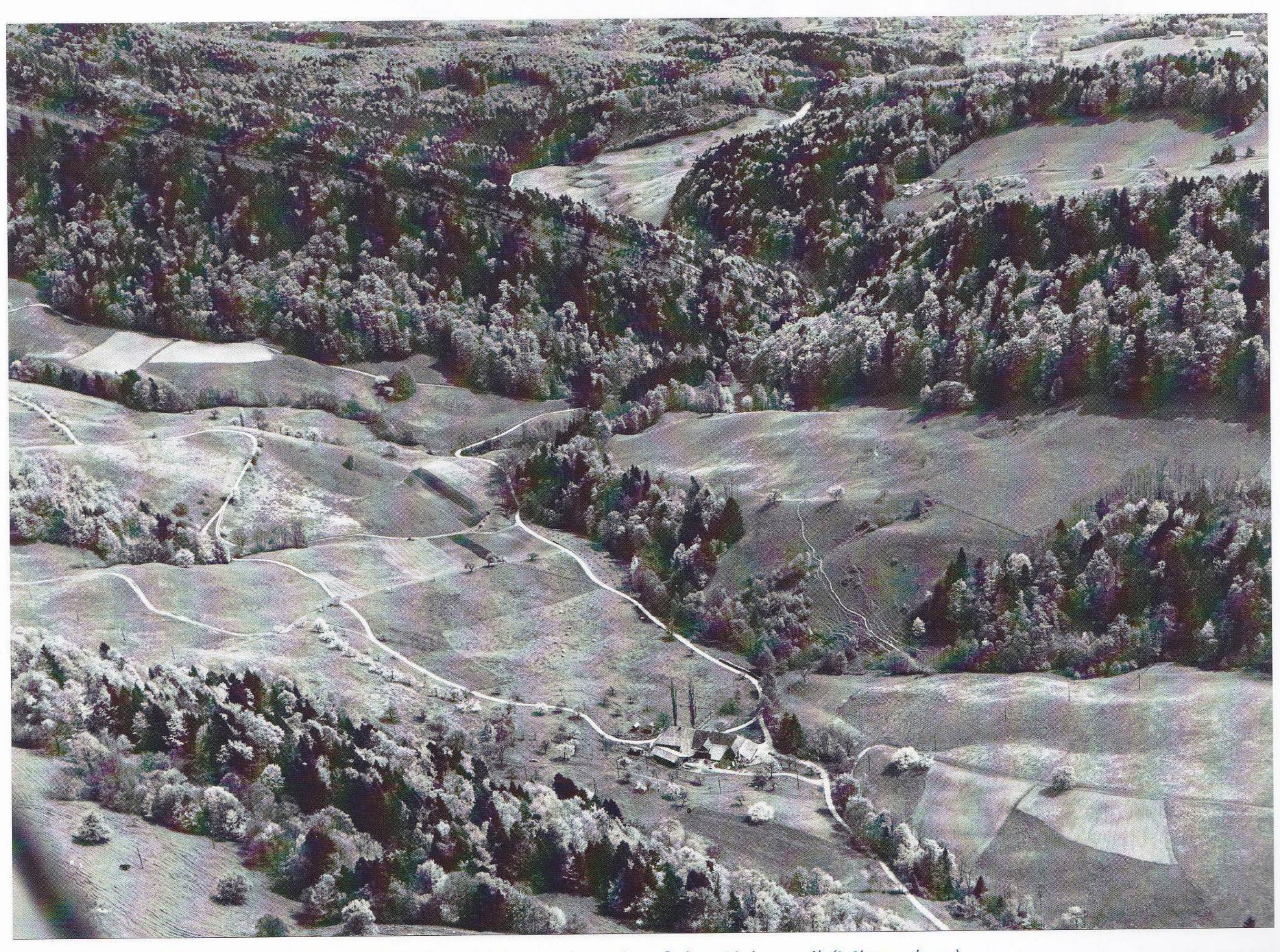


Blick auf die römisch-katholische Pfarrkirche und die östliche Hanglage



Mai 1963
Im Gnöd (links unten) wird an der Werkstrasse gebaut und vom Richenwil (Mitte) her wird der Balm-Durchbruch in Angriff genommen.

Im Oktober 1966 hielt Rubin die Brückenbaustelle Tüfelsschlucht in zwei Bildern fest. (siehe «Der Autobahnbau in Bildern» Seite 35)



Blick von Nordwesten auf den Hof Fasiswald (unten) und auf das Richenwil (Mitte oben)

Hans A. Sigrist

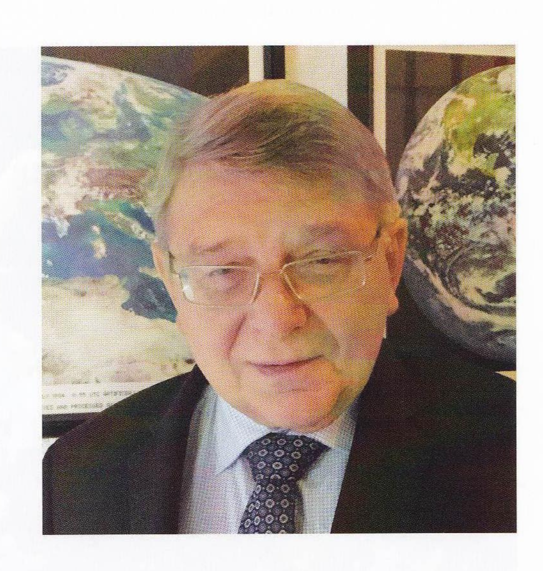
Forschung im Mikro- und Makrokosmos

Zwei aus Hägendorf stammende Wissenschafter wurden für ihre herausragenden Forschungserfolge ausgezeichnet.



Lorenz Studer, *1966
Er ist am Rolliweg 17 in Hägendorf aufgewachsen, absolvierte das Gymnasium an der Kanti Olten, studierte Medizin erst in Freiburg, dann in Bern. Dort führte er seine ersten Forschungsarbeiten durch und doktorierte zusätzlich in Neurowissenschaften. Seit 1996 lebt er mit seiner Familie in den USA, wo er ab 2000 am New Yorker Memorial Sloan-Kettering Cancer Center in der Abteilung für Entwicklungsbiologie und Neurochirurgie Stammzellenforschung betreibt und als Professor an der Cornell Medical School Entwicklungsgeschichte lehrt. Seit 2010 ist er Direktor des Zentrums für Stammzellbiologie.
2012 erhielt Lorenz Studer für seine hervorragende Parkinson-Forschung den international renommierten «Annemarie Opprecht Parkinson Award», der mit 100 000 Franken dotiert ist.
Im Oktober 2015 zeichnete ihn die MacArthur Foundation mit dem «Genius Award» aus. Dieser jährlich verliehene Preis in der Höhe von 625 000 US-Dollar wird Personen verliehen, welche unabhängig von Alter und Betätigungsfeld ausserordentliche Verdienste vorzeigen. Er soll diese zu weiterer und verstärkter kreativer Arbeit anspornen. Tatsächlich beschreitet der Preisträger neue Wege in der Zellforschung. Lorenz Studer entwickelt mit seinem Team eine neuartige Zelltherapie für Parkinsonpatienten. Erste Versuche am Menschen sind 2017 geplant. Zudem ist es ihm gelungen, mehr als 45 verschiedene humane Zelltypen zu produzieren, was auf neue Ansätze für die Behandlung verschiedener Krankheiten hoffen lässt.

Wir gratulieren Lorenz Studer zu den verdienten Ehrungen und wünschen ihm viel Erfolg bei seiner weiteren Forschungsarbeit.



Walter Flury, *1943
Der Sohn des Gemeindebannwarts ist an der Eigasse 12 in Hägendorf aufgewachsen, besuchte die Oberrealabteilung an der Kantonsschule Solothurn, studierte dann an der ETH Mathematik und promovierte. Ab 1970 war er am Satellitenkontrollzentrum ESOC der Europäischen Weltraumorganisation ESA in Darmstadt tätig und übernahm 1986 die Leitung des Büros für Missionsanalysen, das Bahnberechnungen und Kostenanalysen für Weltraumprojekte ausführt. Seit 1994 war er Honorarprofessor an der Technischen Universität Darmstadt und zudem Mitglied der Internationalen Akademie der Astronautik IAA. Gesundheitliche Gründe zwangen ihn 2004 seine Arbeit unvermittelt aufzugeben.

Seit Beginn der Weltraumerschliessung 1957 mit Sputnik 1 bleibt von Jahr zu Jahr mehr Abfall (Space Debris) im All zurück. Heute schätzt man, dass sich etwa 17 000 grössere Objekt – Trümmerteile, Raketenoberstufen, Satelliten etc. – auf einer Höhe zwischen 400 und 42 000 Kilometern die Erde umkreisen, eine problematische Situation für die Raumfahrt. Walter Flury wurde zu einem Pionier und weltweit anerkannten Experten der Weltraumschrott-Forschung. Diese begann in Darmstadt und ist heute für alle im Weltraum aktiven Organisationen und Staaten unverzichtbar. Dank Flurys Initiative und Durchsetzungskraft konnte 1999 auf Teneriffa der Bau des ESA-Space Debris Telescope realisiert werden.

Als Anerkennung und Dank für Walter Flurys bahnbrechende Arbeit gab die International Astronomical Union IAU dem 2009 entdeckten Asteroiden 225254 den Beinamen ‹Flury›.
Wir gratulieren Walter Flury nachträglich zu dieser ausserordentlichen Ehrung und sind stolz, dass in unserem Sonnensystem ein Kleinplanet mit dem Hägendörfer Namen Flury seine Bahn zieht.

Andreas Heller

Hägendorf feiert

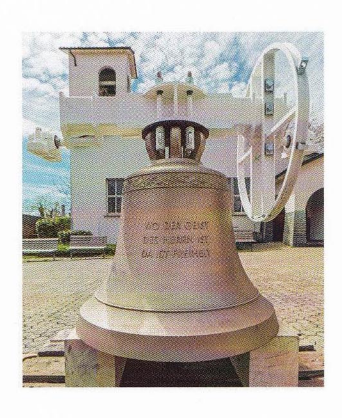
1. Juni 2014
Nach Jahrzehnten der Abstinenz fand in Hägendorf wieder ein Kantonales Schwingfest statt. Die Freunde Nadine Gehrig, Michel Guldimann, Fabian Lauper, Christian Vögeli und Andreas Heller hatten eigens einen Verein gegründet, um dieses Fest nach Hägendorf zu holen. Bei bestem Wetter trafen sich auf dem Thalacker mehr als 120 Sportler um den «Bösesten» unter Ihnen zu erküren. Vor mehr als 2500 Zuschauern konnte Mario Thürig aus Möriken AG den Schlussgang für sich entscheiden. Er besiegte den Mitfavoriten Bruno Gisler aus Rumisberg BE.





10. Mai 2015
Anlässlich der Feier zum 75. «Geburtstag» der reformierten Kirche fand in Hägendorf die Einweihung einer neuen, zweiten Glocke statt. Mehr als 300 Besucher fanden den Weg zur Kirche, welche an ihre Kapazitätsgrenzen stiess. Aus diesem Grund wurde der von Ulrich Salvisberg zelebrierte Gottesdienst in den Kirchgemeindesaal übertragen. Nach dem Grusswort des Synodalrates, welches durch Verena Enzler übermittelt wurde, und der Glockensegnung, durften alle mithelfen, die in Innsbruck gegossene, 230 kg schwere Glocke aufzuziehen und pünktlich um 12 Uhr klangvoll in Betrieb zu nehmen. Das neue Glockenduo ist eine





Bereicherung für Hägendorf und ruft dazu auf, dem Gottesdienst beizuwohnen. Dies Getreu dem Segensspruch auf der neuen Glocke aus dem 2. Brief an die Korinther: … wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit (2. Korinther, Kapitel 3, Vers 17).

27. Juni 2015

Das Seniorenzentrum Untergäu feierte sein 50-jähriges Bestehen mit einem tollen Altersheimfest. Den mehr als 1000 Besuchern wurden neben Besichtigungen durch die neuen Räumlichkeiten des Zentrums und lukullischen Genüssen auch viele Attraktionen geboten. Neben Musik- und Gesangsvereinen aus der Region trat die bekannte Sängerin und Entertainerin Sarah Jane auf. Bei bestem Frühsommerwetter gab es auch für die Kinder tolle Attraktionen, was jung und alt zum Verweilen beim Seniorenzentrum animierte.

14. November 2015

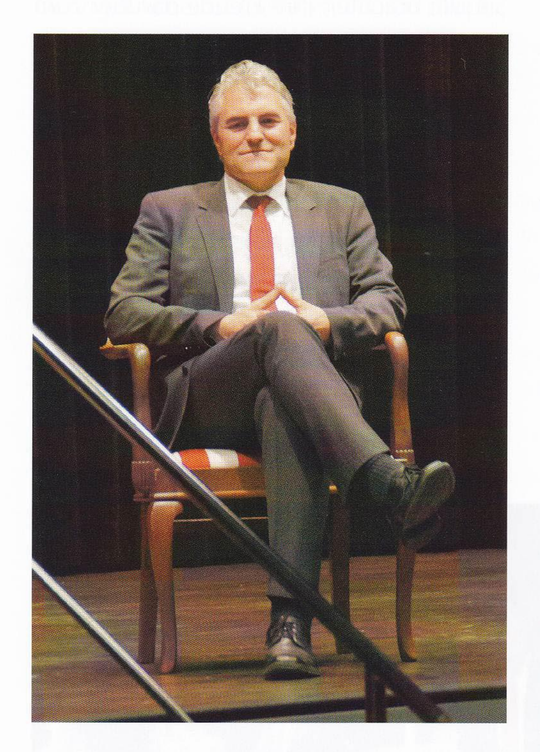
Bei strahlendem Spätherbstwetter konnte das neue Sport- und Kulturzentrum, die Raiffeisenarena, eröffnet werden. Fast drei Dekaden hatte es von den ersten konkreten Ideen bis zur Vollendung des Generationenwerks gedauert. Mehrere Hundert Interessierte wohnten der Eröffnung bei, die durch Andrea Hug und Andreas Heller organisiert wurde. Neben dem Gemeindepräsidenten Albert Studer sprachen auch Heiner Roschi (den man als Projektleiter Ausführung bezeichnen dürfte) und Regierungsrat Roland Heim. Sie alle brachten ihre Freude darüber zum Ausdruck, dass Hägendorf den Kraftakt Sport- und Kulturzentrum gewagt hat. Eine Dreifachhalle mit Bühne, ein Allwetterplatz, ein Beachvolleyball-Feld und eine Laufbahn konnten den Bewohnern übergeben werden. Gleichzeitig zügelten auch die ‹Phoenixe›, der Strassenhockey-Club, vom Schulhaus Thalacker auf die neue Anlage, wo sie nun in ihren eigenen demontierbaren Banden trainieren und spielen können.



9. Dezember 2015

Nur einige Monate nach einem glücklich überstandenen Herzinfarkt durfte Gemeindepräsident Albert Studer die Krönung seiner politischen Karriere erleben. Am 9. Dezember 2015 wurde er zum Kantonsratspräsidenten gewählt und ist damit im Jahr 2016 der höchste Solothurner.

Mehr als 300 geladene Gäste, Verwandte und Freunde, politische und geschäftliche Weggefährten sowie Leute aus dem weiteren Wirkungsumfeld von Albert Studer wohnten der von Roger von Wartburg moderierten Feier bei.



Landamman Roland Heim, der abtretende Kantonsratspräsident Ernst Zingg, Fraktionsvertreter aller Kantonsratsfraktionen und einige andere überbrachten – aufgemischt mit einigen Anekdoten – ihre Glückwünsche und Grüsse. Bei all den wunderbaren Wortspielen der prominenten Redner waren doch die Auftritte des Männerchors Liederkranz, der Musikgesellschaft, welche einen Albert-Studer-Marsch uraufführte und vor allem der Gesangsauftritt von Alberts Tochter Chantal Höhepunkte einer gelungenen Feier, welche der Geehrte, Albert Studer, unter das Motte «Gemeinsam sind wir stark – alleine sind wir nichts» stellte.

23. Oktober 2015

Zu seinem 175-jährigen Bestehen wagte der Chor etwas Einzigartiges: Mit «Salve Aeternum» brachte er in der Oltner Friedenskirche eine Uraufführung auf die Bühne. Tags darauf fand das gleiche Konzert in Hägendorf statt. Im Mittelpunkt stand die Kantate «Salve Eternum» des britisch-deutschen Komponisten Henry Hugo Pierson (1815–1873), die dem Anlass in lateinischer Schreibweise den Namen gegeben hatte. Es war die Idee von Sängerin und Chorleiterin Penelope Monroe gewesen, Henry Hugo Pierson in den Mittelpunkt des Chorjubiläums zu rücken. Der englische Komponist Alfred Tubb (*1945) hatte die Kantate sowie weitere Partituren Piersons bearbeitet und für die Aufführung neu ediert. Er dirigierte auch das Konzert. Über 60 Sängerinnen und Sänger – davon etwa die Hälfte Gastsängerinnen und -sänger – wurden begleitet vom Basler Festival Orchester. Penelope Monroe trat zusammen mit dem lettischen Bariton Raitis Grigalis als Solistin auf. Der britische Botschafter in Bern, Her Majesty's Ambassador David Moran, erwies beiden Aufführungen mit seinem persönlichen Besuch und als Schirmherr des Projekts die Ehre.

Der Kirchenchor erntete für sein ehrgeiziges und mit grossem Erfolg abgeschlossenes Projekt viel Lob aus dem Publikum, der Presse und von allen Mitwirkenden.

Text: Irène Dietschi



Anmerkungen, Literaturverzeichnis, Bildernachweis und Abkürzungen

Handlung Albert Studer
Seite 6–11

1. Margaretha, 19.1.1895–6.1.1979, Tochter des Albert und der Amalia Studer-Rötheli.
2. später Eisenwarenhandlung Schürmann, heute Visilab
3. Nachruf im Oltner Tagblatt, 23.5.1922
4. Amalia, 6.1.1855–31.5.1922, Tochter von Christian und Pauline Rötheli-Kissling.
5. Albert Studer-Rötheli (13.12.1855–20.5.1922) amtete als Einwohnergemeinderat (1881–1885/1895–1922), als Forst- und Armenfondsschaffner der Bürgergemeinde (1885–1895), als Kantonsrat (1887–1921), als Statthalter der Einwohnergemeinde (ab 1917), als Präsident des örtlichen Grütlivereins, des linken Flügels des Freisinns (in den 1880er und 1890er Jahren)
6. EGAHäg GRP 13.4.1913
7. Weil geeignete Geschäftsräume fehlten, erwarb Margrit Vögeli 1950 einen von der Landesausstellung 1939 übrig gebliebenen zerlegbaren eingeschossigen Riegelbau, für den an der Bachstrasse (Nr. 22, heute Kinderhaus) ein geeigneter Bauplatz gefunden wurde. Fortan lautete die Firmenbezeichnung «Möbel Vögeli, Hägendorf». Das Möbelhaus mit Ausstellungsflächen, Schaufenstern und Lager wurde 1961 um zwei Stockwerke erweitert. Gleichzeitig ging die Geschäftsleitung an Sohn Max über. Dieser verlegte 1967 das Geschäft an die Hauptgasse 20 in Olten und firmierte mit «Max Vögeli, Olten».
8. Nachruf im Oltner Tagblatt, 23.5.1922
9. Vgl. HJ 2001, Heft 4 Seite 41 f
10. Vgl. www.hls «Usego»
11. 28.7.1883–30.1.1940
12. Erbaut 1830. Hausnummer 176. Vgl.1. Grundbuch Häg. Nr. 400/1260
13. Vgl. HJ 2011 S. 167
14. Amalie 1927, Elfriede 1928, Gisela 1929, Marlies 1931, Albert 1933, Rainer 1935,
15. 21.10.1901–22.7.1993
16. 22.11.1911–28.4.1997
17. Um der Mutter Frieda einen unbeschwerten Lebensabend als Rentnerin zu sichern, wurde zur gleichen Zeit das Mehrfamilienhaus mit Mietswohnungen Chänzeliweg 1 erstellt.
18. 6.1.1933–21.7.2007
19. 27.2.1933–5.7.1992

Vom Autobahnbau in Hägendorf
Seite 12–27

1. Nationalstrassengesetz (nsg) vom 8.3.1960
2. Wichtigste Quellen für die vorliegende Arbeit sind die Einwohner- und Bürgergemeinderatprotokolle EGAHäg C 422.200, 1961–1970 und BGAHäg O 422 Bde. 8–12, 1960–1977 sowie die Einwohner- und Bürgergemeindeversammlungsprotokolle EGAHäg C 403.200 und BGAHäg O 403 Bd. 3
3. Weil das soloth. Bau-Depardement verschiedene Linienführungen in Betracht gezogen und anfänglich eine weiter südlich verlaufende Variante favorisiert hatte, erwarb der Staat vorsorglich das ‹Höfli› im Spitzacker (heute Birkenweg 2) von alt Kirchenschaffner Studer. Haus und Grundstück kamen bei einer späteren Landumlegung an
4. Parteifarben: schwarz = christlich-konservativ; gelb = freisinnig und jungliberal; rot = sozialdemokratisch
5. Inserat im Anzeiger für Gäu und Thal, Mai 1962
6. Inserat im Anzeiger für Gäu und Thal, Juli 1962
7. Aus Vortrag von dipl. Ing. ETH Aegerter, ‹Strasse und Verkehr›, Nr. 10/1970
8. Von den 9 Kindern von Josef und Lina Studer-Nussbaumer im Mittleren Richenwil blieben 4 unverheiratet und bewirtschafteten gemeinsam den Hof, nämlich Rosalia (1902–1988), Edmund (1904–1988), Emma (1906–1985), Frieda (1908–1984)
9. wurde irrtümlich als Fasiswaldgrube bezeichnet
10. Auskunft von Dr. Urs Studer und Albert Schumacher, Rickenbach
11. für Hägendorf: August Jaeggi
12. Zweckverband Wasserversorgung Untergäu. 2013: Das Wasser unter unsern Füssen S. 21 f
13. vgl. HJ 1986 S. 45 f
14. Coop-Einkaufs- und Verteilzentrale, ehemals VSK
15. vgl. HJ 1986 S. 17
16. 42.95 a Sandacker gegen 64.425 a Rinderweid
17. Für die abgetretenen 15.85 a Rinderweid sicherte der Staat Realersatz zu.
18. Allerheiligenstrasse 16
19. Bei zu hoher Trübstoffkonzentration wird das ungefilterte (rohe) Quellwasser automatisch dem Überlauf in der Tüfelsschlucht zugeleitet.
20. 1995 kam eine Filteranlage dazu
21. vgl. Hans A. Sigrist: Flurnamensteine in Hägendorf, S. 50
22. vgl. HJ 1990 S. 22 f/43
23. vgl. HJ 2006 S. 104 f
24. vgl. HJ 1986 S. 94 ff
25. Masse: 2,35 x 1.75 x 0.20 m
26. INFO Hägendorf, 03/12, 21. Jahrgang, S. 4 f

Von Tavernen und Pinten
Seite 50–55

1. hls Felix Müller (Brugg), Anne-Marie Dubler: Gasthäuser
2. StASO Urkunde 23.1.1366 Eine Überprüfung der Quelle hat gezeigt, dass die Taverne entgegen der Darstellung von E. und H. Haefliger (Heimatkunde des Kt. Solothurn II, S. 40) nicht bereits 1359 aktenkundig ist.
3. StASO BE/SO Urbar 1423 S. 137
4. StASO Vogtrechnungen Bechburg BB 9,64 Bd. 59, S. 102 und 116
5. StASO Ganten und Steigerungen Bächburg 1770–1774 S. 473
6. am nördl. Rand des Kreisels Bachstrasse
7. StASO Urkunde 29. Okt. 1760, Tavernenbrief
8. JbsolG 1966. Paul Hofer: Das einstige Gasthaus ‹Sonne› 1586–1860, S. 275 ff
9. Jurablätter Dez. 1984, 46. Jg. / HJ 1986 S. 61 ff
10. StASO RM 1591 A1,95
11. StASO Vogtrechnungen Bde. 61–65,1600–1687
12. StASO BS Bd. 9, 2.11.1669/23.1.1670/RM 27.1.1670
13. StASO Vogtrechnungen Bd. 67 S. 791
14. StASO Mandatenbücher 1585
15. StASO BS Bd. 11, 2.2.1683
16. StASO BS Bd. 3, 3.2.1612
17. StASO BS Bd. 14, 22.12.1715
18. StASO Urkunde 1. März 1546, Zehntenstreit zwischen Solothurn und St. Urban
19. StASO Vogtrechnungen 1620–1638 Bd. 63 f
20. StASO Urkunde 1. März 1546, Zehntenstreit zwischen Solothurn und St. Urban
21. Amiet/Sigrist: Solothurnische Geschichte Bd. 2 S. 300
22. Pintschenk-Verordnung, Gesetz vom 31.3.1832
23. Wirtschaftsgesetz vom 17.2.1808
24. Pintschenk-Verordnung vom 27.5.1829
25. Pintschenk-Verordnung vom 31.3.1832
26. Wirtschaftsgesetz vom 27.3.1847
27. vgl. HJ 1995 S. 54 ff.
28. Die meisten Fakten zu den verschiedenen Wirtshäusern stammen aus den diversen Listen der «Wirtschaftspatente» und «Gewerbegefälle- & Patentgebühren-Rodel», StASO
29. vgl. HJ 2006 S. 20 ff
30. vgl. HJ 1990 S. 14 ff

Die Wirtshäuser in Hägendorf
Seite 56–91

1. StASO Pintschenk-Patente 1841–1845, RRB vom 28.6.1841
2. vgl. HJ 2001 S. 53 ff
3. EGAHäg GRP 27.10.1919; vgl. HJ 2001 S. 42
4. EGAHäg erstes Grundbuch, Nr. 462
5. EGAHäg Rechnung Schulfonds
6. Hist. Archiv und Bibliothek PTT, Bern
7. Hist. Archiv und Bibliothek PTT, Bern
8. RRB Nr. 1834 vom 20.6.1910
9. EGAHäg GRP 4.1.1916
10. EGAHäg GRP 3.10.1925
11. EGAHäg GRP 12.5.1964
12. EGAHäg GRP 25.9.1922
13. EGAHäg GRP 21.11.1920: Emil Rötheli darf eine Kegelbahn bauen.
14. EGAHäg GRP 18.12./ 28.12.1961
15. vgl. HJ 2011 S. 147
16. vgl. HJ 1990 S. 73 ff
17. EGAHäg GRP 13.10./4.12./7.12.1913
18. EGAHäg GRP 30.10.1922
19. Er hatte in seinem grossen Haus unterhalb des Geech einen Spezereiladen betrieben.
20. EGAHäg GRP 16.6./1.7.1930
21. Max Seiberlich 1910–1967
22. EGAHäg GRP 2.10./23.10.1961 Kaufpreis für das ‹Kreuz› inkl. Patentauskauf: Fr. 250'000.–
23. Ebenda
24. EGAHäg GRP 28.12.1913
25. EGAHäg GRP 9./21.7.1915
26. EGAHäg GRP 15.7./13.10.1915/17.1.1917
27. Grundbuch Häg. 1826
28. EGAHäg GRP 25.3.1918
29. EGAHäg GRP 25.9./27.10.1922
30. EGAHäg GRP 7.5./23.5.1928
31. Sie war ab 1927 wieder Inhaberin des Gasthofpatents. EGAHäg GRP 24.1.1927
32. EGAHäg GRP 14.6.1855
33. vgl. HJ 1986 S. 61 ff
34. vgl. HJ 1995 S. 3 f
35. Georges Schreiber, 1969–1978
36. Ursula Marti, 1980–1982; Ruth Bäni, 1982–1990; Rita Kamber, 1990–1997
37. Nina Rippstein, Tochter des Besitzers und Sonja Keller, 1989–2001
38. Hugo Fellmann, 2001–2005
39. Kara Hasan, 2005
40. EGAHäg GRP 8.12.1886/StASO Gewerbegefälle- und Patentgebüren-Rodel VII
41. Am 1. Mai 1891 brannte das Haus des Urban Kamber und Christian Rötheli, Negotiant, ab.
42. EGAHäg GRP 5.11.1896
43. EGAHäg GRP 6.3.1923
44. EGAHäg GRP 10.9.1927/4.4.1928
45. EGAHäg GRP 23.7.1929/Baugesuche 1929 C1 104.104
46. siehe HJ 1990 S. 79 ff
47. Grossvater des Textverfassers
48. Vereinshaus für die katholischen Verein der Pfarrei Hägendorf-Rickenbach. Initiant: Pfarrer Rudolf Meister
49. EGAHäg GVP 21.10.1963
50. EGAHäg GVP 16.12.1963
51. EGAHäg GRP 29.2./1.10.1888
52. 1933–2007
53. 1902 in St. Gallen von christlichsozialen Kreisen gegründete Konsumgenossenschaft. Siehe hls ‹Konsumvereine›. Konkordia-Läden in der Region: Trimbach, Herbetswil.
54. EGAHäg GRP 15.12.1919
55. EGAHäg GRP 23.7./5.11.1929
56. Mario Nanni: ‹Die Geschichte der Brauereien beider Basel und Rheinfelden› F. Reinhardt Verlag, S. 155 ff
57. EGAHäg GRP 11.6./21.6./5.7./9.8.1896
58. Auskünfte von Paul Gross jun. im Juli 2005
59. EGAHäg GRP 13.5.1910
60. 1855–1922; vgl. HJ 2001 S. 34 ff
61. 1883–1940
62. vgl. HJ 2011 S. 164

63. EGAHäg GRP 6.10.1905
64. Im Nov. 2012 schriftlich mitgeteilt von Hanspeter Studer, Architekt
65. EGAHäg GRP 27.4.1914
66. EGAHäg GRP 10.7.1967
67. Eröffnung am 23.12.1970
68. vgl. HJ 2001 S. 113 f
69. Dorothee Huber/Doris Huggel: Melchior Berri, Architekt des Klassizismus. Schwabe Basel 2001
70. EGAHäg GRP 12.5./15.6.1964
71. StASO Gewerbsgefälle-Rodel V, 17.4.1866
72. EGAHäg GRP 15.9.1958
73. Maries Schwester Louise war 1972 gestorben.
74. vgl. HJ 2001 S. 70 ff
75. heute Sonnenberg. Der Gigersberg-Hof ist 1922 abgebrannt. Er stand 200 m westl. des Chamberberg-Hofes
76. EGAHäg GRP 12.11.1898
77. EGAHäg GRP 10.5.1899
78. Informationen von Theodors Enkel Josef Nussbaumer
79. EGAHäg GRP 10.5.1899
80. EGAHäg GRP 2.8.1920
81. EGAHäg GRP 20.6.1921
82. vgl. HJ 1990 S. 20 ff
83. vgl. HJ 1990 S. 24
84. EGAHäg GRP 12.4./9.7.1915
85. EGAHäg GRP 7.7./27.8.1916
86. EGAHäg GRP 1.2.1932

Hurra, die Post ist da!
Seite 92–99
1. PTT-Archiv, Post-199 A0005 Hägendorf
2. ebenda
3. PTT-Archiv PAA0704:01B
4. PTT-Archiv, Post-199 A0005 Hägendorf
5. Nach 1917 wurde die Poststelle aus dem bisherigen Wohnteil (heute Apotheke) in den auf der Westseite angebauten ehemaligen Landwirtschaftstrakt verlegt.
6. PTT-Archiv PAA00658:20 B
7. PTT-Archiv, Post-199 A0005 Hägendorf

Vom Sterben
Seite 110–121
1. EGAHäg GRP 23.2.1873
2. EGAHäg GRP 15.6.1862
3. EGAHäg GRP 24./25.4.1899
4. EGAHäg GVP 29.10/12.11.1837/6.1.1838
5. vergl. HJ 2006 S. 32 f
6. EGAHäg GRP 1.11.1891
7. EGAHäg GVP 26.12.1837
8. EGAHäg GVP 13.2.1848
9. EGAHäg GRP 4.1.1857
10. BGAHäg BRP 27.1.1889/ EGAHäg GRP 30.8.1908
11. vor 1848 Wahl durch den Gemeinderat; ab 1873 auf 4 Jahre gewählt
12. EGAHäg GRP 18.10.1835
13. EGAHäg GRP 8.3.1857
14. RömKGAHäg GRP 16.12.1888
15. EGAHäg GRP 28.3.1843
16. EGAHäg GRP 26.1. 1873
17. EGAHäg GRP 23.2. 1873
18. RömKGAHäg GVP 5.2.1905
19. EGAHäg GRP 12.2.1905/15.11.1906/4.4. und 19.4.1907
20. EGAHäg GRP 7.3.1911
21. EGAHäg GRP 14.3.1911
22. RömKGAHäg GVP 3.10.1897/2.2.1908
23. EGAHäg GRP 9.11.1907
24. RömKGAHäg GVP 31.1.194
25. vgl. HJ 1995 S. 35 ff
26. Diese Regelung galt bis in die 1960er-Jahre.

Wald und Holz II
Seite 140–161
1. Für die vorliegende Arbeit war Alfred Blöchlingers «Forstgeschichte des Kantons Solothurn», Solothurn 1995, sehr hilfreich.
2. BGAHäg. O 778 1 FKP 19.4.1857
3. EGAHäg C 422 200 GRP 19.7.1857
4. BGAHäg. O 778 1 FKP 27.1.1864 ff
5. BGAHäg. O 778 1 FKP 28.4.1870
6. BGAHäg. O 778 1 FKP 27.3.1859
7. BGAHäg. O 403.1 BGVP 10.7.1887
8. BGAHäg.
9. Werkstrasse 3. Hier wohnte Christian Vögeli, Bannwart. Vergl. in diesem Heft S. 153 f/163 ff
10. BGAHäg. O 778 1 FKP 24.10./2.11.1860
11. BGAHäg. O 778 1 FKP 6.2.1870
12. BGAHäg. O 778 1 FKP 19.5./1.9./4.9.1872
13. BGAHäg. O 403.1 BGVP 13.1.1878
14. BGAHäg. O 778 1 FKP 14.11.1867
15. BGAHäg. O 770 1 Forstreglement 1868
16. ebenda
17. BGAHäg. O 403.1 BGVP 27.1.1889
18. BGAHäg. O 778 1 FKP 5.11.1871
19. BGAHäg. O 778 1 FKP 1.11.1879
20. BGAHäg. O 303.1 BGVP 22.2.1880
21. BGAHäg. O 778 1 FKP 30.11.1866
22. BGAHäg. O 778 1 FKP 2.7.1870/17.6.1881
23. BGAHäg. O 778 1 FKP 9.8.1879
24. BGAHäg. O 778 1 FKP 14.2.1868
25. BGAHäg. O 778 1 FKP 13.2.1857
26. BGAHäg. O 778 1 FKP 19.3.1861/23.3.1862
27. BGAHäg. O 778 2 FKP 15.2.1885
28. BGAHäg. O 778 1 FKP 19.10.1859
29. BGAHäg. O 778 1 FKP 17.4.1868
30. BGAHäg. O 778 1 FKP 8.7./16.10.1879
31. BGAHäg. O 778 1 FKP 13.10.1866/2 6.11./18.12.1870/21.5.1871
32. Vergl. HJ 2001 S. 70 ff
33. BGAHäg. O 778 1 FKP 22.1.1878/27.8.1880
34. Vergl. HJ 2006 S. 20 ff
35. BGAHäg. O 403.1 BGVP 24.12.1899
36. BGAHäg. O 403.1 BGVP 25.8.1918
37. BGAHäg. O 770.2 Forstreglemente 1898/1939
38. BGAHäg. O 422.2 BGRP 21.11.1916
39. BGAHäg. O 403.1 BGVP 23.12.1916
40. BGAHäg. O 403.2 BGVP 9.1.1921/ O 403.2 BGVP 30.11.1936
41. BGAHäg. O 778.1 FKP 5.11.1871
42. BGAHäg. O 778.1 FKP 9.11.1860
43. BGAHäg. O 422.2 BGRP 30.6.1901
44. Bannwart-Tagebuch des Christian Vögeli
45. BGAHäg. O 778.1 FKP 16.11.1884
46. BGAHäg. O 778.1 FKP 20.12.1911
47. BGAHäg. O 403.2 BGVP 1.1.1928
48. BGAHäg. O 403.1 BGVP 6.11.1883
49. BGAHäg. O 403.1 BGVP 25.12.1887
50. Vergl HJ 2001 S. 7 ff
51. Vergl. HJ 1995 S. 35 ff/ BGAHäg. O 303.1 BGVP 8.1.1911
52. BGAHäg. O 403. 3 BGVP 25.11.1954
53. BGAHäg. O 403.1 BGVP 8.1.1911/29.12.1912/5.1.1913
54. Vergl. HJ 1990 S. 20 ff
55. BGAHäg. O 403.1 BGVP 24.3./26.8.1917
56. BGAHäg. O 403.2 BGVP 7.1.1923
57. BGAHäg. O 403.2 BGVP 26.2.1921
58. BGAHäg. O 403.2/3 BGVP 1939–1946
59. BGAHäg. O 403.1 BGVP 29.3.1903/9.4.1905
60. BGAHäg. O 403.1 BGVP 7.1.1912
61. BGAHäg. O 778 5 FKP 24.4.1917/ Vergl. HJ 1990 S. 20 ff
62. Vergl. HJ 2001 S. 83 ff
63. BGAHäg. O 403.2 BGVP 3.8.1945
64. Vergl. HJ 1995 S. 43 ff
65. Akten Forstrevier Untergäu
66. BGAHäg. O 422.2 BGRP 2.9.1896
67. BGAHäg. O 403.1 BGVP 30.8.1896
68. BGAHäg. O 403.2 BGVP 28.2./1.3.1931
69. BGAHäg. O 403.2 BGVP 20.3.1931
70. BGAHäg. O 403.2 BGVP 30.12.1932
71. BGAHäg. O 403.3 BGVP 17.12.1948
72. BGAHäg. O 403.3 BGVP 2.5.1960
73. Vergl. HJ 1995 S. 101 ff
74. BGAHäg. O 422.1 BGRP 12./15./17.1.1867
75. Max Wyss, Allerheiligenberg 1910/1985, Jubiläumsschrift
76. M. Otter, BG Olten, Bericht Waldgang 8.9.1973
77. Angaben vom Amt für Wald, Jagd und Fischerei. Forstkreis Gäu/Untergäu

Das Haushaltbuch des Christian Vögeli
Seite 162–175
1. Gemäss Auszug aus dem Bürgerregister der Gemeinde Hägendorf, Blatt 814
2. Angaben in Franken
3. vgl. HJ 2001 S. 36
4. vgl. HJ 2001 S. 119
5. vgl. HJ 1995 S. 43 ff
6. vgl. in diesem Heft S. 63
7. vgl. in diesem Heft S. 6 ff
8. Emil Wyss, «Chrumme», Friedensrichter. Sein Haus stand an der Einmündung des Chrumme-Wäg in den Kirchrain
9. vgl. HJ 1990 S. 92 f
10. Allerheiligenstrasse 8
11. Schubkarren, siehe HJ 2001 S. 118
12. Einachsiger Karren, siehe HJ 2001 S. 119
13. Achsnagel, Lünse
14. Hacke
15. Stiel der Sense
16. vgl. in diesem Heft S. 74 f
17. Korrekt: Fürtücher; Schürzen
18. Wäscheblau. Das Bleichmittel mit bläuenden Farbpigmenten für Weisswäsche in Form von Papierstreifen oder Tabletten wurde dem letzten Spülwasser beigegeben.
19. Wäschestärke
20. vgl. HJ 2006 S. 55
21. Gesellschaft des katholischen Apostolats
22. vgl. http://stephan-vonarx.ch/300_Jahre.pdf
23. vgl. HJ 1995 S. 35 ff
24. BGAHäg BRP 17.3.1906
25. vgl. in diesem Heft S. 63
26. hls: Anne-Marie Dubler, Theres Maurer: Branntwein

Hägendorf aus der Vogelschau
Seite 176–187
1. Die Gemeinde Hägendorf besitzt Luftaufnahmen der Swissair aus den Jahren 1924, 1948 1953, 1975, 1986
2. Stadtbilder. Der Oltner Fotograf Werner Rubin und seine Vorgänger. Verlag hier+jetzt 2009
3. Vor Jahrzehnten konnte der Schreibend bei Foto Rubin Abzüge aller Hägendorf–Luftaufnahmen erwerben. Das umfangreiche Rubin-Archiv befindet sich heute bei Heinz Rubin, Olten.

Abkürzungen

BE/SO Ur	Bernisch-solothurnisches Urbar
BGAHäg	Bürgergemeindearchiv Hägendorf
BGRP	Bürgergemeinderatsprotokoll
BGVP	Bürgergemeindeversammlungsprotokoll
BRP	Bürgerratsprotokoll
BS	Bechburg-Schreiben
EGAHäg	Einwohnergemeindearchiv Hägendorf
FKP	Forstkommissionsprotokoll Hägendorf
GRP	Gemeinderatsprotokoll Hägendorf
GVP	Gemeindeversammlungsprotokoll Hägendorf
HJ	Hägendörfer Jahrringe
hls	Historisches Lexikon der Schweiz
JbsolG	Jahrbuch für solothurnische Geschichte
RM	Ratsmanual
RRB	Regierungsratsbeschluss
RömKGAHäg	Römisch-katholisches Kirchgemeindearchiv Hägendorf
StAO	Stadtarchiv Olten
StASO	Staatsarchiv Solothurn

Bildernachweis

Alle nachfolgend nicht aufgeführten Abbildungen sind von Hans A. Sigrist erstellt oder aus dessen Foto- und Quellensammlung entnommen worden.
Sind auf einer Seite mehrere Bilder platziert, wird das oberste Bild als a, die darunter folgenden mit b, c ... bezeichnet.

S. 7 Kant. Denkmalpflege SO
S. 14/16/19/20b/21a,b/25a, b/26/28–34/35c/151/152/158a rechts Edwin Neher
S. 18/24/35a,b/176-187/189 Foto Rubin Olten
S. 22 Regionalplanungsgruppe Olten und Umgebung. Zonenplan. StAO
S. 27 Hansruedi Aeschbacher
S. 45/51/70a/113a/122/130/135b Josef Rippstein
S. 65 Heiner Ginsig
S. 87 Basisplan: www.sogis1.so.ch/map/grundbuchplan-nf
S. 82 Marcel Osztrowszki – Rechte Lampart's
S. 83 Karl-Heinz Hug – Rechte Lampart's
S. 96/101/106 Urs Brunner
S. 112 Maria Grimm-Flury
S. 123–129 Josef Brunner
S. 131 Dieter Lüscher
S. 133a Hanspeter Studer
S. 133 b/134 Fritz Müller
S. 190a/191b/192 Andreas Heller
S. 190b/191a Ulrich Salvisberg
S. 193 Bruno Kissling